





# Schwäbische Heimat

Juli-September DM 12,-



## 1993/3

Porträtfotos  
auf Grabsteinen?

Jungsteinzeit  
hinter Wall und Graben

«Naturdenkmal» –  
Zur Entwicklung eines Begriffs

Aichschieß – aus einem Dorf  
wird eine Wohnsiedlung

3-1993



# Schwäbische Heimat

44. Jahrgang  
Heft 3  
Juli–September 1993

Herausgegeben vom  
Schwäbischen Heimatbund  
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke,  
Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler,  
Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,  
Postbank Stuttgart (BLZ 60010070) 3027701,  
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK  
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,  
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

**Anschrift von Verlag und Redaktion:**  
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart  
Telefon (07 11) 22 16 38  
Telefax (07 11) 29 34 84

## Inhalt

BERND ROLING Zur Sache: Naturschutz in der Flaute	217
JÖRG-UWE MEINEKE Aus der Luft betrachtet: Hülenbuchwiesen und Untereck	218
BARBARA HAPPE Porträtfotografien auf Grabsteinen – Ein Streitpunkt in der zeitgenössischen Grabmalgestaltung	220
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Die Johann-Christoph-Blumhardt-Gedenkstätte in Möttlingen bei Bad Liebenzell	227
HANS MATTERN «Naturdenkmal» – Hinweise zum Ursprung und zur Entwicklung des Begriffes	234
DIETER KAPFF Jungsteinzeit hinter Wall und Graben	242
MARTIN WISSNER Der Taufstein in der evangelischen Stadtkirche zu Langenburg	258
UDO ZINDEL Solitude–Schillerhöhe – die K 1659 ist als Verbindungsstraße überflüssig	262
MARKUS HÖRSCH Abschied vom Dorf – Wie sich Aichschieß in eine Wohnsiedlung wandelt	265
Buchbesprechungen	279
sh intern	288
Reiseprogramm im Herbst	291
sh aktuell	300
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	319



Der Natur- und Artenschutz leidet derzeit arg unter der wirtschaftlichen Rezession: Zum einen wird der Schutz bedrohter Pflanzen und Tiere vielfach als Hemmschuh für den ersehnten Konjunkturaufschwung betrachtet, etwa bei der Planung neuer Straßen und neuer Bau- oder Gewerbegebiete; die Naturschützer konnten nicht verhindern, daß in Bonn Beschleunigungs- und Investitionserleichterungsgesetze verabschiedet wurden. Zum anderen muß auch im Naturschutz zunehmend gespart werden. Das trifft nicht nur die Naturschutzbehörden bei Bund, Ländern und Gemeinden, sondern auch viele Verbände, die mit geringeren Zuschüssen der öffentlichen Hand auskommen müssen.

In Baden-Württemberg kam es allerdings nicht ganz so schlimm, wie zunächst befürchtet; die Stiftung Naturschutzfonds beispielsweise muß in diesem und im nächsten Jahr mit jeweils 500 000 Mark weniger auskommen. Im Frühsommer dagegen hatten Naturschutzverbände Alarm geschlagen, die Mittel sollten von fünf auf drei Millionen Mark zusammengestrichen werden. Im Etat des Umweltministers werden in diesem Jahr weitere 500 000 Mark für den Landschafts- und Naturschutz eingespart, und 1994 soll dieser Haushaltsansatz von 48 auf 47 Millionen Mark gekürzt werden.

Doch das dürfte erst der Anfang sein! Auch der Naturschutz muß sich auf weit drastischere Abstriche einstellen! Wenn Umweltminister Harald B. Schäfer in jüngster Zeit mehr Mut zur Wildnis fordert, dann steckt dahinter auch die Erkenntnis, daß es weit billiger kommt, bestimmte Flächen vollends der Natur zu überlassen, als sie zu pflegen. Freilich: wo die Natur vor sich hin wuchert, schwindet der Artenreichtum. Da unterdrücken einige schnellwachsende Pflanzen viele andere. Schon jetzt ist der Zustand vieler Naturschutzgebiete nach Ansicht des Landesnaturschutzverbandes «miserabel». Außerdem sind viele der gut 720 geschützten Flächen in Baden-Württemberg sehr klein und damit von begrenztem Wert.

Zu allem Überfluß plädiert die Regierungskommission zur Verwaltungsreform, die vom früheren Um-

weltminister Erwin Vetter geleitet wird, auch noch dafür, die Zuständigkeit für die Ausweisung von Naturschutzgebieten von den Regierungspräsidien auf die Stadt- und Landkreise zu verlagern. Davon erhofft sie sich ortsnähere Entscheidungen, öffnet aber den Lobbyisten Tür und Tor. Doch die heftigen Proteste der Naturschutzverbände scheinen gefruchtet zu haben: Der Vorsitzende des Landesnaturschutzverbandes, Michael Hassler, geht nach einem Gespräch mit führenden Vertretern der SPD-Landtagsfraktion davon aus, daß die Pläne vom Tisch sind. In der Landes-CDU freilich vermutet er viele Ökobremser wie etwa den früheren Landrat von Balingen, Heinrich Haasis. Der langjährige CDU-Landtagsabgeordnete hält beispielsweise wenig davon, daß die Naturschutzverbände beim Aufkauf wertvoller Biotope 80 oder 90 Prozent Landeszuschuß bekommen, und wirft ihnen vor, teilweise als Preistreiber aufzutreten, um Vertreter der Landwirtschaft zu überbieten.

Die SPD dagegen versucht, sich im Naturschutz zu profilieren. Der SPD-Landes- und Fraktionsvorsitzende Ulrich Maurer regte kürzlich an, eine «Stiftung Natur und Umwelt Baden-Württemberg» zu gründen und mit Mitteln aus den geplanten neuen staatlichen Spielbanken im Lande zu finanzieren. Diesen Vorstoß begrüßt der Landesnaturschutzverband. Doch gleichzeitig weist der Vorsitzende Michael Hassler darauf hin, daß es auch bei den Sozialdemokraten viele Ökobremser gibt. Das zeige sich bei konkreten Projekten vor Ort, etwa im Raum Karlsruhe.

Im Grunde muß man deutlich sehen, daß sich selbst die Grünen im Lande nicht sehr nachhaltig für den Natur- und Artenschutz engagieren. Ihnen geht es mehr um umweltpolitische Maßnahmen, die auch den Menschen zugute kommen. Bedrohte Pflanzen und Tiere dagegen haben kaum eine Lobby, sie können halt nicht wählen!

Doch der vielbeachtete Kongreß «Natur im Kopf», der im Juni in Stuttgart stattfand, hat nachdrücklich klargemacht, daß die Vielfalt der Pflanzen und Tiere einen Wert an sich darstellt. Und es mehren sich die Stimmen derjenigen, die fordern, die Natur um ihrer selbst willen zu schützen. Aber jetzt in der tiefen Rezession haben sie es besonders schwer. Die Sorge um den Arbeitsplatz überlagert fast überall in Deutschland die Fürsorge für bedrohte Pflanzen und Tiere. So wird das Artensterben weiter anhalten.

---

Das **Titelbild** zeigt den Michelsberg mit der Michaelskapelle bei Bruchsal-Untergrombach. Der Michelsberg, eine Erhebung des Kraichgauer Hügellandes am Rand der Rheinebene, hat einer jungsteinzeitlichen Kultur den Namen gegeben. Näheres auf den Seiten 242 ff.



Zu den imposantesten, teilweise wirklich atemraubenden Landschaften des deutschen Südwestens gehört zweifellos der Albtrauf im Bereich der Balingen Alb und der Zollernalb: Wie eine Mauer baut sich das Lochengebiet vor dem aus dem Balingen Albvorland kommenden Besucher auf. Ähnlich imposante Bilder findet man erst wieder im Schweizer Jura.

Das Flugzeug mit dem Fotografen befand sich zur Aufnahmezeit etwa über dem Lochenstein. Vorder- und Mittelgrund des Luftbildes zeigen – mit Blickrichtung Osten – einen Teil der um 950 Meter ü. NN hohen Hochfläche des Lochenhörnle, und zwar die Hülenbuchwiesen mit den umgebenden Steilabfällen des Untereck, zu dem auch die dahinterliegende Felskulisse im Mittelgrund gehört. Hierauf folgt der Gräbelesberg (mit Sender), ebenfalls mit sichtbaren Felsabbrüchen. Von oben links läuft das Eyachtal gerade auf den Betrachter zu; die Ortschaft Laufen, zu Albstadt gehörend, ist eben noch sichtbar. Hinten rechts liegt Hossingen, ein Ortsteil von Meßstetten, auf der Hochfläche.

Weiß leuchten die Kalkbänke des Jura beta in der Sonne. Hier haben wir noch ein Beispiel unbeeinflusster Landschaftsdynamik: Die stürmisch rückschreitende Erosion führt kontinuierlich zu weiteren Abbrüchen, so daß immer wieder waldfreie Standorte erhalten bleiben. So konnten sich in diesem Teil der Alb etliche lichtbedürftige Pflanzen und Tiere alpiner und südlicher Herkunft halten, die auf waldfreundlichen Standorten durch den Wald – er ist in den Jahrtausenden nach der Eiszeit in verschiedenen Phasen vorgedrungen – verdrängt worden sind. Das ständige, aber immer wieder vergebliche Bemühen des von unten und oben herandrängenden Bergmischwaldes ist deutlich sichtbar. Beispiele für Arten auf den instabilen Felsabbrüchen der Zollernalb mit entsprechender Verbreitungsgeschichte sind an sonnenexponierten Standorten das Reckhöldele oder Heideröschen (*Daphne cneorum*), der Amethyst-Schwengel (*Festuca amethystina*), das Graufilzige Sonnenröschen (*Helianthemum canum*), die Kretische Augenwurz (*Athamanta cretensis*) und der Berg-Lauch (*Allium montanum*). An mehr absonnigen Standorten sind zu nennen das Vielblättrige Läusekraut (*Pedicularis foliosa*), die Immergrüne Segge (*Carex sempervirens*) und an unzugänglichen Stellen des Bergmischwaldes die Eibe (*Taxus baccata*), deren elastisches Holz zur Bogenherstellung begehrt war.

Die rhenanische Erosion zum Neckar beginnt bereits den vorderen Teil der Hülenbuchwiesen von rechts und links zu umfassen; man erkennt die Entstehung eines Zeugenberges.

Im reizvollen Gegensatz zur Urlandschaft der Felsen steht die Parklandschaft der Hülenbuchwiesen auf einer aufgelagerten dünnen Schicht des Jura gamma. Sie entstanden als sogenannte «Holzwiesen»: Die Entfernung zum nächsten Ort war zu groß, als daß sich der Aufwand des Düngens oder der dauernd betreuten Beweidung gelohnt hätte. Andererseits waren sie eben und daher für eine nur gelegentliche Schafhütung doch zu wertvoll. So blieben sie bis heute aufgrund des kargen Standortes als einmähdige, ungedüngte Wiesen erhalten. Auch ein Umbruch kam wegen des felsigen Untergrundes nicht in Frage. Auf den Kuppen mit einer nur dünnen Oberbodenschicht und auf Steinriegeln ließ man den Gehölzbewuchs stehen. Er diente zur Sicherung des Eigenbedarfs an Brennholz und an größeren Bäumen für Bauholz. Durch diese Nutzungsform hat sich der parkartige Landschaftscharakter ergeben.

Die heutige Situation stellt sich so dar, daß ein immer größerer Bereich der Wiesen, die früher als Mähdar genutzt wurden, regelmäßig und reichlich gedüngt und in Öhmdwiesen umgewandelt oder als Weideflächen benutzt wird, da die heutige Landwirtschaft billige Betriebsmittel und Maschineneinsatz zur Verfügung hat. Gleichzeitig werden die Gehölzgruppen allmählich entfernt. Der engere, im Bild sichtbare Bereich der Hülenbuchwiesen blieb bis heute zum größten Teil von dieser Entwicklung verschont.

Das Foto wurde nach der Heuernte aufgenommen; die verschiedenen Grün- und Grautöne zeigen die unterschiedliche Nährstoff- und Wasserversorgung der Wiesen. Besonders mager sind die grauen Bereiche, hier wachsen hochgelegene Halbtrockenrasen. Die grünen Bereiche werden von artenreichen Bergwiesen eingenommen, die ebenfalls für den Naturschutz von enormer Bedeutung sind. Durch den Kontakt zu den offenen Felsbändern weisen diese ohnehin sehr artenreichen, durch Nutzung entstandenen Bergwiesen eine Anzahl von Besonderheiten auf, sogenannte «progressive Relikte».

Durch die massenhaft auftretende Kleine Traubenhyazinthe (*Muscari botryoides*) sind die Wiesen im Frühjahr blau überhaucht. Sie ist die Futterpflanze eines seltenen Nachtfalters, der Zwiebel-Eule (*Epi-*





sema glaucina). An primären Standorten, z. B. Felsbändern und Steppenheiden, lebt sie dagegen vor allem an den Zwiebeln der Graslilien. Weitere Besonderheiten sind Gelber Enzian (*Gentiana lutea*), Frühlingsenzian (*Gentiana verna*), Scheuchzers Glockenblume (*Campanula scheuchzeri*) und Ährige Teufelskralle (*Phyteuma orbiculare*). Ein großer Nachtfalter mit dem unglücklichen Namen Löwenzahnspinner (*Lemonia taraxaci*) kommt in Deutschland nur auf den Mähdern der Hohen Schwabenalb vor. Er ist unabdingbar an diese Magerwiesen gebunden. Daher gilt ihm die besondere Aufmerksamkeit des Naturschutzes.

Hülenbuchwiesen und Untereck stehen unter Naturschutz; das Naturschutzgebiet Untereck wird zur Zeit wesentlich erweitert. Auch in dieser «idealen Landschaft» gibt es aber Probleme: Großflächige Fichtenforste im linken Mittelgrund und im Hintergrund sprechen für sich.

Nicht erkennbar sind die enormen Schäden an der Felswandvegetation und in den urwüchsigen Bergmischwäldern des Untereck durch künstlich einge-

bürgerte Gemen und Mufflons. Das Gamswild erreicht Standorte, die keinem Reh zugänglich sind, und das Muffelwild verhindert durch Rindenschälen und selektiven Verbiß die natürliche Waldregeneration. Wie lange wird hier noch das Interesse weniger Jäger über die Belange von Natur und Landschaft gestellt, zumal der «Bannwald Untereck» seinerzeit als «Urwald» ausgewiesen wurde mit dem Ziel, jegliche Nutzung und sonstige unnatürliche Beeinflussungen auszuschließen?

Der Erhaltungszustand der Holzwiesen ist zur Zeit sehr gut, da die Flächen unter Naturschutzauflagen bewirtschaftet werden. Noch wird das Heu verwertet. Der stete Rückgang der Milchkontingente in unseren Mittelgebirgen gibt allerdings Anlaß, sich auch um diesen großartigen Komplex aus Ur- und Kulturlandschaft Sorgen zu machen.



## Porträtfotografien auf Grabsteinen – Ein Streitpunkt in der zeitgenössischen Grabmalgestaltung

Ob Fotografien von Verstorbenen auf Grabsteinen angebracht werden dürfen, darüber haben sich in den letzten fünf Jahren in einigen Gemeinden Baden-Württembergs heftige, öffentliche Auseinandersetzungen entzündet. Trauernde Hinterbliebene und hartnäckige Behörden stritten über das in den meisten württembergischen Friedhofsordnungen verankerte Verbot, auf Grabsteinen Lichtbilder anzubringen. Der persönliche Wunsch der Trauernden, den Verlust eines Menschen auch mit Hilfe einer Fotografie am Ort der Trauer zu überwinden, und das Bedürfnis, die Erinnerung an den Toten im Bild festzuhalten, werden durch die Verordnungen eingeschränkt, die unsere heutige Friedhofs- und Grabmalgestaltung weitgehend bestimmen.

Dieser Interessenkonflikt berührt die grundsätzliche Problematik, daß die Träger des Bestattungswesens rechtliche Bestimmungen über das Begräbnis und die Friedhöfe als öffentliche Einrichtungen erlassen, und daß es gleichzeitig ein persönliches Anrecht auf eine individuell gestaltete Trauer und Erinnerungskultur geben muß, denn im Grundgesetz (Art. 2 Abs. 1 GG) ist das Recht auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit verankert. Diese beiden Ansprüche haben sich in jüngster Zeit immer häufiger als gegensätzliche und nicht zu vereinbarende dargestellt.

### *Richtlinien zur Gestaltung seit den 20er Jahren*

Die derzeitigen Streitigkeiten über die Grabmalgestaltung berühren aber auch die heikle Frage, ob und inwieweit man ästhetisches Empfinden und die Geschmacksbildung des Menschen durch Richtlinien tatsächlich beeinflussen kann und darf. Friedhofsverwalter, Steinmetze und Bildhauer, Architekten und Gartengestalter diskutieren seit dem frühen 20. Jahrhundert über die Berechtigung von Gestaltungsrichtlinien auf dem Friedhof. Kurz nach der Jahrhundertwende war nämlich eine Bewegung zur Reformierung des Begräbniswesens entstanden, welche die damaligen Friedhöfe und Grabmäler zunehmend durch Anregungen und Vorschriften verändern wollte. Die «Friedhofsreformbewegung» suchte die industrielle Fertigung von Grabmälern zu verhindern und die häufig als geschmacklos und «prunksüchtig» bezeichnete Grabmalkultur der Gründerzeit zu erneuern. Ihr Ziel war es, die hand-

werkliche Verarbeitung, die Verwendung natürlicher und heimischer Werkstoffe und die Bescheidenheit in der Ausführung eines Grabmales zu fördern.

Als Folge der «Friedhofsreformbewegung» sind das Friedhofs Wesen und vor allem die Grabmalgestaltung seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts strengen Richtlinien unterworfen, welche der gestalterischen Phantasie nur einen geringen Spielraum lassen. Dem individuellen Trauergebaren und den multikulturellen Unterschieden im Trauerverhalten sind durch die Verordnungen strenge Fesseln angelegt. Vor diesem Hintergrund sind auch die heutigen Konflikte über die Fotografien auf Grabsteinen zu verstehen.

### *Dußlingen: Kinderbild auf Grabstein amtlich gerügt – «Gefühlsarme» Auflage erregt öffentlichen Unmut*

Ein Streitfall, der durch die Medien überregional bekannt geworden ist, ereignete sich in Dußlingen, einer 4400 Einwohner zählenden Gemeinde in der Nähe von Tübingen. Dort hatte eine Mutter auf dem Grabmal ihres siebenjährigen Sohnes eine Fotografie anbringen lassen. Der Bub war im Mai 1989 von dem eigenen Schäferhund totgebissen und besonders im Gesicht stark verunstaltet worden. Damit diese quälende Vorstellung nicht die Erinnerung an ihren Sohn beherrscht, hat die trauernde Frau den Grabstein ihres Kindes mit einem Porträtfoto geschmückt, das ein fröhliches und unversehrtes Kindergesicht zeigt.

Der Konflikt, der sich in der Folge zwischen den Bürgern und der Gemeindeverwaltung entzündete, war vor allem durch einen in Gomaringen ansässigen Steinmetz ins Rollen gebracht worden. Dieser fotografierte im Juli 1991 den von einem Konkurrenten angefertigten Grabstein und schickte das Bild mit dem Hinweis auf den vorliegenden Verstoß gegen die Friedhofsordnung an die Gemeinde Dußlingen. Daraufhin beschloß der Gemeinderat, der den Regelverstoß tolerieren wollte, so lange von der Öffentlichkeit kein Einwand erhoben würde, das bestehende Verbot von Lichtbildern konsequent anzuwenden. Die betroffene Frau wurde verpflichtet, das Foto bis zum 1. Februar 1991 vom Grabstein zu entfernen.



In der Dußlinger Bevölkerung brach danach ein Sturm der Entrüstung los. Mit rund 900 Unterschriften wurde gegen die Haltung der Verwaltung protestiert und eine Änderung des Lichtbildparagraphen gefordert. In zahlreichen Leserbriefen machten Bürger des Umkreises ihrer Empörung über die gefühlsarme, gewissenlose und erbarmungslose Haltung der Behörden Luft. Fünfzehn Mütter artikulierten ihren Protest in einer Bürgerfragestunde auf dem Dußlinger Rathaus und forderten ebenfalls eine Änderung des strittigen Paragra-

phen. In dem sehr lange währenden und harten Konflikt unterlag die zunächst sehr unnachgiebige Gemeindeverwaltung und formulierte dann mit einstimmigem Gemeinderatsbeschuß vom 9. April 1992 den Paragraph 15 der Friedhofsordnung neu. Er lautet seither: *Lichtbilder von Verstorbenen dürfen nur an Grabmalen angebracht werden, die in einem Grabfeld mit allgemeinen Gestaltungsvorschriften liegen. Es dürfen nur Porträtaufnahmen des Verstorbenen in einer Größe von nicht mehr als 9 mal 13 Zentimeter verwendet werden. Die Bilderrahmen dürfen eine Rah-*



Grabmal Markus Heininger auf dem Friedhof in Dußlingen, Kreis Tübingen. Auf dem großen Kieselstein vor dem Grabmal sitzt ein kleiner Vogel. Daneben die Inschrift: «Die Sonne ging unter bevor es Abend wurde».





Familiengrabstätte auf dem Reutlinger Friedhof «Unter den Linden». In der Sockelzone ist das in Porzellan eingebrannte Foto-medailon für den kleinen Hermann Kurz eingelassen.

menbreite von 0,5 Zentimeter nicht überschreiten. Die Bilderrahmen sind auf das Material, aus dem das Grabmal besteht, werkgerecht abzustimmen.

Nicht ganz so spektakulär war ein Fall in der Gemeinde Süßen im Kreis Göppingen. Als dort 1983 eine Frau starb, ließ ihr italienischer Ehemann ein kleines, in Plastik gearbeitetes Foto auf ihrem Grabstein anbringen. Trotz dieses Verstoßes gegen die Friedhofsordnung kamen keine Beanstandungen von Seiten der Behörden, bis zwei Jahre später der Ehemann starb und die Angehörigen auch auf seinem Grabstein ein Foto anbrachten. Das Bild der Frau wurde von einem amtlich beauftragten Steinmetzen weggemeißelt und von einem Angestellten der Gemeinde den Verwandten in den Briefkasten gesteckt. Nachdem dieser Vorfall an die Öffentlichkeit gelangt war, entschuldigte sich der Bürgermeister bei der Familie für das rigorose Vorgehen der Verwaltung, und die Süßener Friedhofsordnung wurde geändert.

Auch die Nachbargemeinde Ottenheim entschloß sich, den «Lichtbildparagraphen» in der Friedhofsordnung aufzuheben. In Stuttgart kam vor einigen Jahren die Friedhofsverwaltung dem Wunsch eines trauernden Witwers entgegen, und der Betroffene durfte ein Foto seiner Frau am Grabstein in einer verschließbaren Kassette anbringen.

Heutzutage sind Fotografien auf Gräbern in Deutschland eher selten und in den meisten Friedhofsordnungen verboten. Hiermit folgt man den Empfehlungen der Mustersatzung des Deutschen Städtetages von 1983, die im Paragraph 20 Absatz f ein Verbot von Lichtbildern auf Grabsteinen enthält.

Fotos auf Emaille oder in Porzellan vor dem Ersten Weltkrieg weit verbreitet

Wir kennen Fotos auf Grabsteinen hauptsächlich von italienischen, portugiesischen, französischen, österreichischen oder ländlichen Friedhöfen in Bayern, wo sie recht weit verbreitet sind. Auch in Teilen der Schweiz, wie z. B. auf den Friedhöfen im vorwiegend katholischen Tessin oder im Wallis, gehört das Porträt des Verstorbenen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zum festen Bestandteil der Grabsteine. In Mode kamen die Fotografien auf Grabsteinen um 1870, als man witterungsbeständige Fotos auf Emaille oder in Porzellan eingebrannt herzustellen begann. Seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren zuerst in Frankreich und dann in England verschiedene Verfahren zur Übertragung von Fotografien auf Keramik und Porzellan entwickelt worden, die nach mehreren Verbesserungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein breites Anwendungsgebiet fanden. Die Fotokeramik eroberte sich um die Jahrhundertwende in unterschiedlichen Industriezweigen, wie z. B. in der Porzellanherstellung, einen festen Platz<sup>1</sup>. Die Fotografien auf Gräbern dürften ihre größte Verbreitung bis zum Ersten Weltkrieg gehabt haben. Doch können hierüber noch keine gesicherten Aussagen getroffen werden, denn es gibt bisher keine systematische Untersuchung über die Verbreitung von Fotografien auf Grabsteinen in Deutschland. So ist auch wenig über den genauen Zeitpunkt und über die Gründe des Rückgangs der Fotos auf Grabsteinen bekannt. Die Bilderverbote setzten sich regional zu unterschiedlichen Zeitpunkten durch und wur-



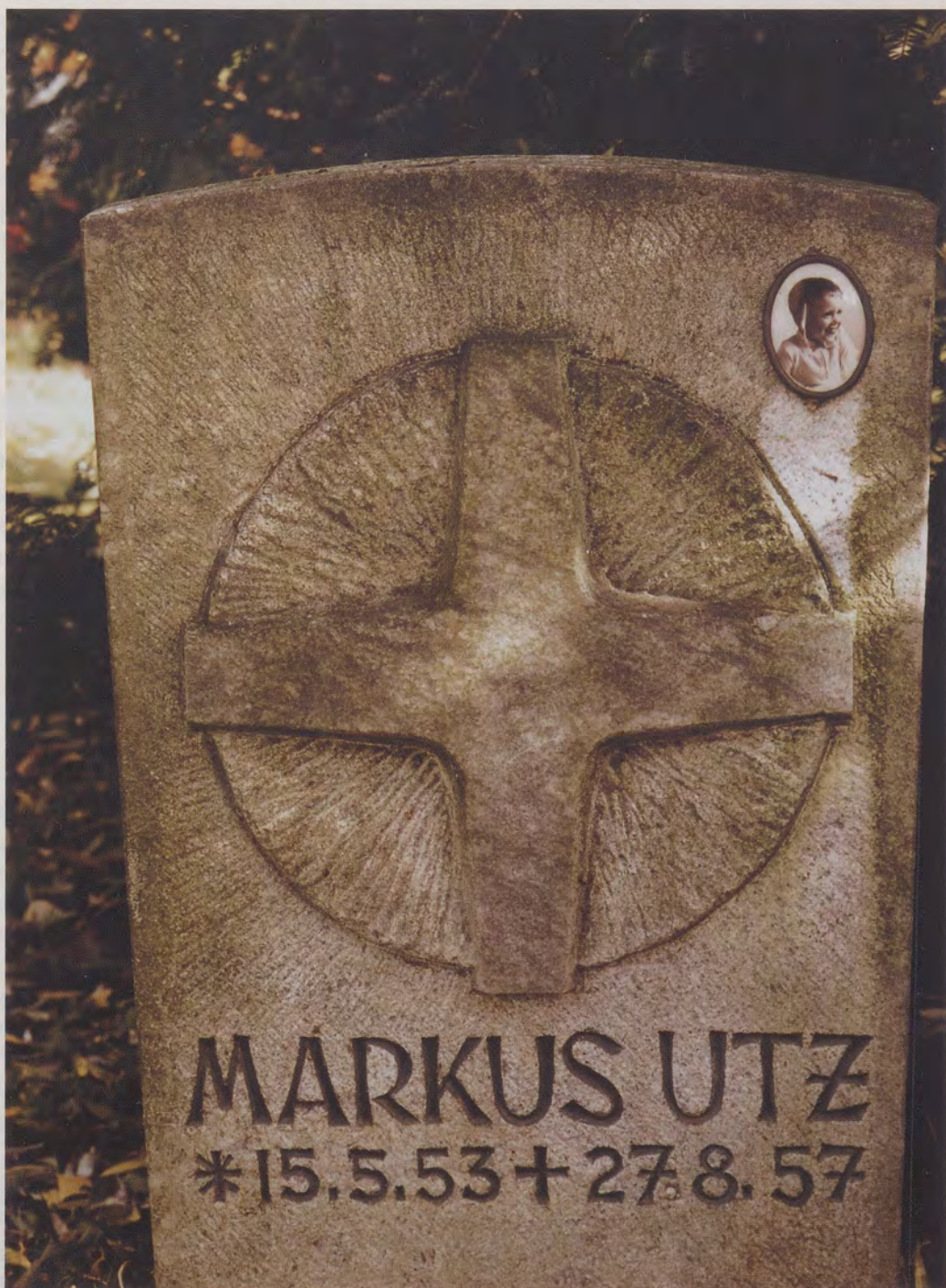
den vielfach erst nach dem Zweiten Weltkrieg erlassen. Heute lassen die wenigen deutschen Firmen, die noch in Porzellan eingebrannte Medaillonfotos anbieten, diese in Italien herstellen.

In Württemberg dürften – urteilt man nach dem heutigen Bestand – die Fotos auf Gräbern nie sehr verbreitet gewesen sein. Dies kann im evangelischen Altwürttemberg möglicherweise mit der generellen Zurückhaltung des Pietismus gegenüber dem Porträt zusammenhängen. Dem Pietismus galt das Bildnis eines Menschen nicht als geeignetes

Mittel der Persönlichkeitsdarstellung; es wurde als Zeichen *unchristlicher Hoffart* und *weltlicher Eitelkeit*<sup>2</sup> aufgefaßt, und dieser Versuchung suchten sich Teile des Protestantismus immer wieder durch eine Abstinenz vom eigenen Bild zu entziehen.

*Nur zwei Fotoporträts auf den 3665 Grabmälern auf dem Reutlinger Friedhof «Unter den Linden»*

Wie selten Fotos und andere Bildnisse von Verstorbenen auf Gräbern sind, fand die Autorin auch auf



*Kindergrabmal auf dem Reutlinger Friedhof «Unter den Linden». Das Foto ist am Rand der Stele angebracht.*



dem Reutlinger Friedhof «Unter den Linden» bestätigt. Obwohl es grundsätzlich schwierig ist, aus dem heutigen Grabmalbestand auf frühere Verhältnisse zu schließen, ergab die vollständige Inventarisierung der Grabmäler des Friedhofes «Unter den Linden», daß von 3665 erhaltenen Grabmälern aus der Zeit von 1800–1991 nur zwei ein Fotoporträt besaßen. In beiden Fällen handelte es sich um Kinder. Der für das 20. Jahrhundert als repräsentativ anzusehende Grabmalbestand des Reutlinger Friedhofes erlaubt den Schluß, daß Bildnisse zumindest in unserem Jahrhundert in Württemberg eine ungewöhnliche Ausnahme sind. Dies wird auch durch den Befund auf den Tübinger Friedhöfen gestützt, wo sich gleichfalls keine Fotos feststellen lassen. Auch bei der Erstellung eines Inventars des alten Friedhofes in Waldenbuch ist die Autorin auf keine Fotografien gestoßen.

Von 1892 stammt in Reutlingen das in Porzellan gebrannte und in den großen Familiengrabstein eingelassene, ovale Porträt eines dreizehnjährigen Bubens:

*Zu früh bist du von uns geschieden.*

*Umsonst war Deiner Eltern Fleh'n –*

*Du ruhest nun in Gottes Frieden,*

*bis wir uns dort einst wiederseh'n.*

So lautet die Inschrift der Trauernden. Der Ernsthaftigkeit im Gesichtsausdruck des kleinen Jungen haftet, wie auch anderen Porträtfotos dieser Zeit, die Strenge der damals noch recht seltenen Atelierfotos an, die mit viel Aufwand und Arrangements hergestellt wurden. Das zweite noch erhaltene Foto in Reutlingen zeigt das lachende Gesicht eines kleinen Bubens. Es wurde 1957 außen auf der Stele eines Kindergrabes für den vierjährig verstorbenen Jungen angebracht. Beide Fotos sind sehr gut erhalten. Über die Ursache des Todes dieser beiden Kinder läßt sich heute nichts mehr herausfinden, da die damaligen Zeitungen nichts darüber berichteten. Es ließen sich auch keine Todesanzeigen ausfindig machen.

Für die geringe Verbreitung von Fotos auf dem Reutlinger Friedhof «Unter den Linden» dürften keine Verbote ausschlaggebend gewesen sein. In Reutlingen wurde nämlich ein Verbot von Lichtbildern erstmals in der Friedhofsordnung von 1976 und in Dußlingen 1982 in Anlehnung an die Württembergische Friedhofsordnung erlassen. Auch in Dußlingen gibt es aus der Zeit zuvor nur zwei weitere Fotos auf Grabsteinen. Um das heutige Lichtbildverbot in Reutlingen zu umgehen, wurden auf zwei weiteren Grabstellen Fotos neben den Grabsteinen in den Erdboden gesteckt; hier handelt es sich jeweils um junge Erwachsene.

*Porträts helfen den unvorbereiteten Hinterbliebenen beim Tod von Kindern und jungen Menschen*

Daß heutzutage der Wunsch nach Fotografien meistens bei unerwarteten Todesfällen von Kindern und jungen Menschen entsteht, hängt mit dem in der Regel völlig unvorbereiteten und daher umso unfaßbareren Verlust zusammen. Das Anbringen von Fotos auf Grabsteinen kann hier als ein Versuch gedeutet werden, sich gegen ein seelisch kaum zu bewältigendes Unglück aufzubauen. Das Porträt kann auch dazu dienen, das Gewalttame eines unnatürlichen Todes aus der Erinnerung zu verdrängen. Die Fotografie kommt einem spezifischen Harmoniebedürfnis entgegen, welches das Gesicht eines gewaltsam Verstorbenen in möglichst unbeschwerter Darstellung auf dem Grabstein zu bewahren sucht.

Mit der Fotografie kann sich der Trauernde das Bild des Verstorbenen leichter vergegenwärtigen. Das Foto gewinnt als Erinnerungsbild an dem Ort, wo die Angehörigen mit dem Verstorbenen in Kontakt treten, eine besondere Bedeutung für die Bewältigung von Trauer. Es kann den Prozeß des Erinnerns unterstützen und die Zwiesprache am Grabe erleichtern. Auch bei Trauerfeiern von so berühmten Persönlichkeiten wie Willy Brandt, Petra Kelly und Gert Bastian, deren Gesichter der allgemeinen Öffentlichkeit sehr vertraut sind, wurden übergroße Porträtfotografien aufgestellt, welche die Konzentration auf ihre Person und damit ihre Präsenz verstärkten. In der französischen Westschweiz werden zum Gedenken an die Toten «in memoriam»-Fotos angefertigt, welche ein, fünf oder zehn Jahre nach dem Ableben in den Zeitungen abgebildet werden<sup>3</sup>.

*Büste, Skulptur oder Gemälde: Das eingene Bildnis bleibt «das schönste Denkmal des Menschen»*

Die bildliche Darstellung des Toten hatte lange vor der Fotografie eine weit verbreitete Tradition in der Sepulkralikonographie. Skulptur und Büste oder das ganze Abbild des Verstorbenen sind sowohl in der griechischen und römischen Antike als auch in der christlichen Grabmalgestaltung wichtige Bildmotive gewesen. Während die christlichen Grabmäler des Mittelalters mit der Abbildung des Toten eine «prospektive», eine auf das Jenseits gerichtete Hoffnung ausdrücken wollten, betont das antike Bildnis eher das «retrospektive» Andenken an den Toten. Das retrospektive Element, das auch die christliche Grabmalgestaltung seit dem 16. Jahrhundert zunehmend durchdringt, sucht sich der Erin-



nerung an den Toten in naturalistischer Form zu nähern. Mit dem gemalten Porträt oder der Büste sucht man die individuellen Gesichtszüge der Nachwelt dauerhaft zu überliefern. Die Darstellungen der Verstorbenen in der monumentalen Grabmalsarchitektur des 17. und 18. Jahrhunderts sind vor allem dem Andenken an den gesellschaftlichen Rang großer Persönlichkeiten und ihrer frommen Gesinnung verpflichtet. Auferstehungshoffnung und herrschaftliches Gebaren verbinden sich in der Grabmalkunst zu einem triumphalen Gestus.

Im späten 18. und im 19. Jahrhundert hat die Ablösung der Begräbnisplätze von den innerstädtischen Kirchen eine bürgerliche Grabmalkunst aufblühen lassen, die in ihrer Repräsentationsfreude ein Spiegel bürgerlichen Selbstbewußtseins geworden ist. In Verbindung mit dem zeitgenössischen Denkmalgedanken gewinnt das Grabmal nun die Dimension eines Ersatzes für ein öffentliches Denkmal. Bildliche Darstellungen der Verstorbenen in Form von Büsten, Skulpturen und Reliefs sind beliebte Motive in der bürgerlichen Grabmalgestaltung. Das Por-



Grabstätte von  
Luis Trenker und  
seiner Frau Hilda  
in St. Ulrich, Südtirol.



trät, das dem irdischen Verdienst des Toten huldigt, wird zu einem erstrebenswerten Motiv für ein Grabmal. Goethe behandelt dieses Thema in den Wahlverwandtschaften. *Doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildnis. Dieses gibt mehr als irgend etwas anderes einen Begriff von dem, was er war.* Der Urheber dieser Idee, ein Architekt, räumt zugleich ein, wie selten der Künstler imstande sei, eine Büste völlig wieder zu beleben<sup>4</sup>. Seine Kontrahentin in diesem Gespräch, Charlotte, hält ihm entgegen, daß das Bildnis immer einen Vorwurf gegenüber der Gegenwart in sich trage, indem man sich stets auf etwas Entferntes und Abgeschiedenes beziehe. Denn mit dem Festhalten an dem Porträt des Verstorbenen versucht der Trauernde in gewisser Weise die Vergänglichkeit zu leugnen.

*Bei aller Gleichheit auf dem Friedhof:*

*Bilder von Verstorbenen lösen eher Scheu aus*

In der Grabmalkunst des 19. Jahrhunderts blieb das Porträt zunächst eine gewisse Auszeichnung des gehobenen Bürgertums und bedeutenderer Persönlichkeiten, die sich den künstlerischen und materiellen Aufwand zu leisten vermochten. Erst mit der Fotografie wurde das Bild des Verstorbenen auf dem Grabmal allmählich für breitere Bevölkerungsschichten zugänglich. Dem fotografierten Porträt war die distinktive Kraft abhanden gekommen, und es wurde eher zu einem privaten Erinnerungsbild, dem die demonstrative Gebärde des sozialen Selbstbewußtseins fehlte. Das Foto hat die Skulptur auf dem Grabmal ersetzt und eine demokratische Erinnerungskultur entstehen lassen. Sie ist zwar ein Stück gesunkenen Kulturgutes, das aber mehr als nur ein Imitat der Hochkultur bedeutet. Dies zeigt sich an den Familiengräbern im Tessin, auf denen aller im Grab befindlichen Personen mit einem Porträtfoto gedacht wird. Diese Bilder sind überdies ein sentimentales, aber schönes Zeugnis ländlicher, katholischer Erinnerungskultur.

Walter Benjamin, der den Verlust des Kultwertes eines Kunstwerkes durch die verschiedenen Methoden seiner technischen Reproduzierbarkeit und hier vor allem der Fotografie analysierte, hat bei den frühen Aufnahmen eine eigene Ausstrahlung wiedergefunden. *Keineswegs zufällig steht das Porträt im Mittelpunkt der frühen Photographie. Im Kult der Erinnerung an die fernen oder die abgestorbenen Lieben hat der Kultwert des Bildes die letzte Zuflucht. Im flüchtigen Ausdruck eines Menschengesichts winkt aus den frühen Photographien die Aura zum letzten Mal. Das ist es, was deren schwermutvolle und mit nichts zu vergleichende Schönheit ausmacht*<sup>5</sup>. Heutzutage scheint das Bild von Verstorbenen eher eine gewisse Scheu auszulösen, weshalb ja auch versucht wird, es vor den Augen der allgemeinen Öffentlichkeit auf dem Friedhof zu verbergen.

Wie sehr die Fotografie heute eine Verbindung mit der Skulptur eingegangen ist, zeigt die Grabstätte von Luis Trenker und seiner Frau, auf der sich beide Elemente wiederfinden.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Freundlicher Hinweis von Herrn Wolfgang Hesse, Tübingen.
- 2 Scharfe, Martin: Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes. Stuttgart 1968, S. 208.
- 3 Hugger, Paul: Von Sterben und Tod. In: Hugger, P. u. a. (Hg.) Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Basel 1992, S. 204.
- 4 Goethe, J. W.: Die Wahlverwandtschaften. In: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, «Große Weimarer Ausgabe». Weimar 1887 – 1912. – 1919. 1. Abt. Bd. 20, S. 203f.
- 5 Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Gesammelte Schriften, Bd. 12, Tiedemann, R. & Schweppenhäuser, H. (Hg.), Werkausgabe Band 2. Frankfurt 1974, S. 445 und 485.



## Museen des Landes: Die Johann-Christoph-Blumhardt-Gedenkstätte in Möttlingen bei Bad Liebenzell

Ende der siebziger Jahre stand in Möttlingen ein relativ kleines, unspektakuläres Bauernhaus zum Abriß an. Es befand sich an der Hauptstraße des Dorfes, unweit der Kirche. Das heruntergekommene Fachwerkhaus stammte wohl aus dem 18. Jahrhundert, seine genaue Entstehungszeit war aber unbekannt; ein unscheinbarer Hausveteran, dessen im Ort geläufiger Name Gottliebin-Dittus-Haus allenfalls einige Fachleute hat aufhören lassen. Und so war man sich in Möttlingen rasch einig: Das «alte Glomp» kann weg!

Von seiten der Ortsverwaltung war der Abbruch längst beschlossene Sache, als ein Veto des Denkmalamtes das Haus doch noch rettete. Nun war guter Rat – im wahrsten Sinne des Wortes – teuer: das Gebäude bedurfte dringend einer Sanierung, die spätere Nutzung war zunächst unklar. Da brachte die von privater Seite aus betriebene Gründung der Blumhardt-Gesellschaft die Lösung des Problems: Die Gesellschaft bot sich an, in dem Gebäude eine Gedenkstätte einzurichten zur Erinnerung an den

Pfarrer Johann Christoph Blumhardt und jene Gottliebin Dittus, nach der das Haus benannt ist.

Der 1980 eigens zu diesem Zweck gegründete Verein sanierte das Gebäude mit Hilfe von mancherlei Zuschüssen, darunter der Gemeinde Bad Liebenzell und des Landesdenkmalamtes, aber auch vieler privater Spenden, und richtete mit Unterstützung des Oberkirchenrats und des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart sowie des Blumhardt-Archivs in der Württembergischen Landesbibliothek, ferner auch des Schillermuseums in Marbach, das heutige kleine Museum ein. Darüber hinaus verwaltet die Gesellschaft gegenwärtig den literarischen Nachlaß Blumhardts und hat im vergangenen Jahr begonnen, mit Vorträgen über die neuesten Ergebnisse der Blumhardt-Forschung zu berichten.

Wer waren nun dieser Johann Christoph Blumhardt und jene Gottliebin Dittus, welche bemerkenswerten Vorgänge rechtfertigen die Einrichtung einer Gedenkstätte? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir rund 150 Jahre zurückgehen.





Möttlingen im Jahre 1840: ein Dorf am Schwarzwaldrand, dessen Bewohner meistens in ärmlichen, nicht selten sogar in ausgesprochen elenden Verhältnissen leben. Die ungesunde Besitzverteilung im Dorf – der größte Teil der Gemarkung befindet sich in der Hand einiger weniger Höfe – und das altwürttembergische Erbrecht, das den Besitz der Eltern unter den vielen Kindern aufzuteilen pflegte, sind die hauptverantwortlichen Faktoren für die miserablen Zustände. Noch gibt es in Württemberg kaum industrielle Unternehmen, noch können da-



*Gottliebin Dittus (1815–1872), fotografiert als Wirtschafterin – siehe Schlüsselbund – in Bad Boll.*

her die Städte den Bevölkerungsüberschuß des Landes nicht aufnehmen. Die Bauern und ihre Kinder sind damit an die Scholle gebunden, die Kleinbauern und die Tagelöhner im Dorf haben bei harter Arbeit oft zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

In den Dörfern Württembergs war im 19. Jahrhundert die Trunksucht ein fast alltägliches Phänomen. Auch die gewählten Repräsentanten der Landbevölkerung, der Gemeinderat und nicht selten sogar der Schultheiß, machten hier oft keine Ausnahme von der Regel. Auf dem Land – und nicht nur hier – herrschte aber auch eine gewisse geistige Enge. Die ärmlichen, beengten Lebensverhältnisse, die hierarchischen Strukturen zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, zwischen einer wie immer gearteten «Elite» und der Masse des Volkes, aber auch zwischen monarchischem Obrigkeitsstaat und Untertan, sie alle ließen einer geistigen Befreiung der Menschen wenig Raum. So produzierten diese Lebensverhältnisse und Mißstände allenfalls politische Widersetzlichkeit und religiöses Sektierertum als moderate Formen der Auflehnung gegen überkommene gesellschaftliche Verhältnisse. Oft stellten der Arzt – sofern es im Dorf einen gab – und der Pfarrer die einzigen aufgeklärten Bürger im Ort dar. Man wird sich die Lebensverhältnisse und die dumpfe Atmosphäre auf dem Land vor Augen halten müssen, will man die Vorgänge verstehen, als Anfang der 1840er Jahre die 25jährige Gottliebin Dittus, Tochter eines Bäckers, in Möttlingen von unerklärlichen epileptischen Anfällen und «Dämonen» heimgesucht wird, begleitet von Ohnmachten und regelmäßigen Haut- und Brustblutungen, später auch Blutstürzen und sogar dem völlig unerklärlichen Hervortreten metallischer Gegenstände aus ihrem Körper. Die junge Frau erhält von «Geistern» Schläge und Stöße. Im Dittus-Haus soll es spuken, man findet dort wiederholt «Zaubermitel».

Die Zeitgenossen der Kranken stehen dem Phänomen völlig hilflos gegenüber, auch der Arzt ist machtlos. Der Pfarrer des Ortes, Johann Christoph Blumhardt, hält sich zunächst fern, obgleich er als Seelsorger angesichts des Leidens und der furchtbaren Krämpfe der Gottliebin Dittus eigentlich gefordert wäre. Doch eines Sonntags begibt er sich in das Haus der Kranken und setzt sich zu den Freundinnen ans Krankenlager: *Ich (...) sah schweigend den schrecklichen Konvulsionen zu. (...) Sie verdrehte die Arme, beugte den Kopf seitwärts und krümmte den Leib hoch empor, und Schaum floß abermals aus dem Munde.* Blumhardt versteht die Anfälle als Besessenheit, als Wirkung dämonischer Kräfte, als Werk des Satans,





*Lit. v. Kaufmann u. d. d.*

## Möttingen.

Wohl dem, des Hülfe der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf  
den Herrn, seinen Gott, flehet. *Psalm 146.3*

Das Dorf Möttingen  
um das Jahr 1835.

die der Pfarrer mit Hilfe des Gebets bekämpfen will. Bereits bei seinem ersten Besuch haben die betenden Worte des Geistlichen eine überraschende Wirkung, denn schon nach wenigen Augenblicken entkrampft sich die Kranke, erwacht aus ihrer Bewußtlosigkeit und vermag Blumhardts Worte nachzusprechen. In der Folgezeit wird sich Pfarrer Blumhardt als treuer Seelsorger erweisen, der der jungen Frau trotz mancherlei Rückfällen, ja augenscheinlichen Verschlechterungen ihres Zustandes und Selbstmordversuchen unermüdlich beisteht, bis am Weihnachtstag 1843 die Macht des Dämons – so jedenfalls verstand es Blumhardt und seine Umgebung – endgültig gebrochen wird.

Zuvor waren bereits Gottliebins Geschwister, Katharina und Hansjörg, die zeitweilig ebenfalls von den «Dämonen» befallen waren, geheilt worden. Blumhardt berichtete selbst über die Heilung Katharinas in einem wahrhaften finale furioso: *Plötzlich, gegen 12 Uhr um Mitternacht (...) dröhnte aus der Kehle des Mädchens zu mehreren Malen, ja wohl eine Viertelstunde andauernd, nur ein Schrei der Verzweiflung, mit einer erschütternden Stärke, als müßte das Haus zusammenstürzen. Grausenerregenderes läßt sich nichts denken, und es konnte nicht fehlen, daß nicht die Hälfte der Bewohner des Ortes, nicht ohne besonderen Schrecken, Kenntnis von dem Kampfe bekam. (...) Endlich kam der ergreifendste Augenblick, welchen unmög-*

*lich jemand genügend sich vorstellen kann, der nicht Augen- und Ohrenzeuge war. Um 2 Uhr morgens brüllte der angebliche Satansengel, wobei das Mädchen den Kopf und Oberleib weit über die Lehne des Stuhles zurückbog, mit einer Stimme, die man kaum bei einer menschlichen Seele für möglich halten sollte, die Worte heraus: «Jesus ist Sieger! Jesus ist Sieger!».*

Gottliebin Dittus war seit dem Weihnachtstag 1843 völlig geheilt. Sie wird wenig später die Leitung des von Blumhardt eingerichteten Möttinger Kindergartens übernehmen, dann heiraten und drei gesunde Kinder zur Welt bringen. Sie stirbt 1872 in Bad Boll, wohin sie Johann Christoph Blumhardt als eine Art Wirtschafterin des Heilbades gefolgt war.

*Verbot der Landeskirche, Kranke zu heilen –  
Kauf von Bad Boll und seelsorgerischer Dienst*

Johann Christoph Blumhardts «Geisteraustreibung», deren Urheber Blumhardt nie sein wollte, sondern er verstand sie als Akte der Gnade Gottes, bedeutet die Geburtsstunde einer weit ausstrahlenden evangelischen Erweckungsbewegung. Zu Blumhardts Predigten und anderen Veranstaltungen strömten in der Folgezeit die Menschen in Scharen, oft von weither. Der Pfarrer gerät in den Ruf eines Wunderheilers. Es kommt zu Heilungen





Das Kurhaus Bad Boll, aufgenommen um 1910. Im Jahre 1852 erwarb Pfarrer Johann Christoph Blumhardt von König Wilhelm I. das Schwefelbad samt Kurhaus und Park.

zahlreicher seelischer und körperlicher Leiden. Sogar aus dem außerdeutschen Ausland finden sich Besucher in Möttlingen ein. Auch Eduard Mörike erfährt bei seinem Freund aus Tübinger Studententagen zeitweilige Linderung seiner Gehbeschwerden.

Nicht alle Zeitgenossen Blumhardts allerdings können dessen Wirken vorbehaltlos begrüßen. Er findet zahlreiche Kritiker, unter ihnen vor allem die allem Obskurantismus abholde liberale Bewegung, deren Sprachrohr, der «Stuttgarter Beobachter», Blumhardt scharf angreift. Aber auch von seiten mancher Amtskollegen und aus seinem Freundeskreis erfährt der Pfarrer Kritik, insbesondere wegen seiner Hoffnung auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes und seiner endzeitlichen Erwartungen, die bevorstehende Gnadenzeit noch selbst zu erleben. Schließlich verbietet ihm seine vorgesetzte Behörde, das Stuttgarter Konsistorium, im Januar 1846, die Heilung jeder Art von körperlichen Krankheiten (...) in das seelsorgerische Gebiet hinüberzuziehen, statt die Kranken an den ordentlichen Arzt zu verweisen. Blumhardt wehrt sich daraufhin zu Recht mit dem Hinweis, er stehe den Kranken nur im Gebet bei und fordere sie nur zur Buße und zum Glauben an Gott und seine Verheißungen auf. In der Tat hat Johann Christoph Blumhardt keinen Exorzismus im herkömmlichen Sinn mit Geisterbeschwörungen und ähnlichem betrieben, sondern erzielte seine Erfolge durch das Gebet mit den Kranken.

Aber auch in der eigenen Gemeinde muß Blumhardt Rückschläge hinnehmen. So läßt sich sein *stiller Plan, eine Art Brüdergemeinde in Möttlingen werden zu lassen*, wie er selbst sagte, nicht realisieren. Vor

allem 1848/49 stößt der Pfarrer an seine Grenzen: Der Gemeinderat sei unchristlich, so klagt er, die Wirtshäuser ärgerten die fremden Besucher. Es regt sich Widerstand gegen den frommen Pfarrer. Blumhardt drängt nun auf einen Ortswechsel. 1852 kauft er von König Wilhelm I. von Württemberg zu sehr günstigen Bedingungen das Schwefelbad und das Kurhaus in Bad Boll. Nun wird er sich bis zu seinem Lebensende seelsorgerisch um die Besucher des Heilbades kümmern. Pfarrer Blumhardt tritt aus dem württembergischen Kirchendienst aus, erhält aber die Genehmigung, in seiner Hausgemeinde Gottesdienst zu halten und auch das Abendmahl zu feiern. Fast 30 Jahre lang werden Tausende von Besuchern in Bad Boll bei Blumhardt Linderung von körperlichen und seelischen Leiden erhoffen – und oft auch erfahren. Seine Überzeugung, viele Kranke stünden unter dem Einfluß dämonischer Kräfte, stellte er in Bad Boll, anders als in Möttlingen, bewußt in den Hintergrund und verwies die Kranken auf den allgemeinen Gottesdienst und die Andachten.

*Leben und Wirken von Pfarrer Blumhardt – in Möttlingen museal vorgestellt*

Der Name Johann Christoph Blumhardt ist heute nur noch wenigen Zeitgenossen geläufig. Die Gedenkstätte im Gottlieb-Dittus-Haus in Möttlingen stellt Blumhardt, dessen Leben und Wirken, auch seine unbestreitbaren Heilerfolge, die uns wie eine Legende aus grauer Vorzeit erscheinen mögen, vor allem anhand literarischer Zeugnisse vor. In sechs Vitrinen kann der Besucher den Lebensweg des Pfarrers verfolgen. Von seiner Geburt als Sohn eines





*Johann Christoph Blumhardt (1805–1880), Pfarrer in Möttlingen und später in Bad Boll, mit der Bibel in der rechten Hand.*

Bäckers und der Kindheit in ärmlichen Verhältnissen in Stuttgart, seiner Seminar- und der folgenden Studienzeit im Kloster Schöntal und in Tübingen, über seine Tätigkeit als Vikar in Dürrmenz und später in Iptingen bei Vaihingen/Enz – zwischenzeitlich war Blumhardt von 1830 bis 1837 noch Lehrer am Missionshaus der Baseler Mission in Basel – bis hin zu seiner ersten – und letzten – Pfarrstelle in Möttlingen.

Dem «Möttlinger Kampf» (Gottliebin Dittus) und der Erweckungsbewegung ist eine eigene Vitrine gewidmet. Die Geisteraustreibung und die rätselhafte Heilung der kranken Gottliebin Dittus stehen somit bemerkenswerterweise nicht im Zentrum der Gedenkstätte, obgleich diese doch am Ort des Geschehens eingerichtet wurde. Die Ereignisse in diesem Haus zwischen 1840 und 1843 werden von den Gestaltern des kleinen Museums nur als eine, wenn auch entscheidende Lebensstation Johann Christoph Blumhardts aufgefaßt und wiedergegeben. Dies ganz ohne Zweifel zu Recht. Stellt Blumhardts umfassendes seelsorgerisches und schriftstellerisches Wirken in Möttlingen und in Bad Boll doch das bleibende Moment seines Lebenswerks dar, während die besonders spektakulären und ihn weithin bekanntmachenden Vorgänge in Möttlingen eher eine Episode blieben. Doch ist zu bemerken, daß Blumhardt in Möttlingen jene Persönlich-

keit ausformte, die in Bad Boll so segensreich wirken wird. Daher hätte man sich vielleicht gewünscht, daß die rätselhaften Vorgänge um Gottliebin Dittus genauer geschildert und hinterfragt, auch medizinisch und psychologisch gedeutet würden.

Blumhardts seelsorgerischer und schriftstellerischer Tätigkeit in Möttlingen und Bad Boll sind die beiden letzten Vitrinen des Rundgangs gewidmet, ergänzt durch einen Ausblick auf die Nachwirkungen seines Lebenswerks, verkörpert insbesondere in seinem Sohn Christoph Blumhardt d. J., der wie sein Vater auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes hoffte, dabei jedoch die Verwirklichung christlicher Glaubensinhalte im Diesseits stärker betonte, sich schließlich der sozialistischen Bewegung zuwenden und als Abgeordneter der SPD von 1900 bis 1906 im Württembergischen Landtag sitzen wird. Ein in der Tat außergewöhnlicher Lebensweg eines württembergischen Pfarrers zu einer Zeit, als Sozialdemokraten noch als «vaterlandslose Gesellen» verunglimpft wurden. Daneben wird in diesem Zusammenhang auch dem Gründer der in Möttlingen ansässigen «Rettungsarche» Friedrich Stanger gedacht.



*Christoph Blumhardt d. J., Sohn von Pfarrer Johann Christoph Blumhardt, evangelischer Theologe und württembergischer Landtagsabgeordneter für die Sozialdemokratische Partei.*



Die Präsentation und Auswahl der Exponate, der Versuch, das in der Tat außergewöhnliche Leben und Wirken Johann Christoph Blumhardts darzustellen, offenbart ein Grundproblem literarischer und vornehmlich biographischer Museen: die museale Umsetzung und Darstellung des Wortes, der Gedankenwelt. Blumhardts Wirken lag unbestrittenmaßen im Wort, und dies in dreifacher Hinsicht: in der Verbreitung und Vermittlung des Wortes Gottes, in der Hilfe für Kranke und Bedrängte im Gebet und Gespräch und schließlich im geschriebenen Wort, seinen Traktaten, Predigten und Kirchenliedern, und nicht zu vergessen in mehr als 2000 Seelsorgebriefen.

Wichtigstes Medium zur Vermittlung des Wortes ist neben der Sprache die Schrift. Konsequenterweise entschlossen sich die Gestalter der Möttlinger Gedenkstätte daher, die Person Johann Christoph Blumhardt den Besuchern insbesondere anhand seiner literarischen Hinterlassenschaft – teils im Original, teils als Faksimile – nahezubringen: in Form seiner Tagebücher etwa, der von ihm verfaßten Schulbücher und der von Blumhardt vierzehn Jahre lang redigierten *Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, mit der Krankheitsgeschichte der G. D. in Möttlingen, den Blättern aus Bad Boll für seine Freunde* und anhand vieler anderer Schriften, darunter auch den Angriffen seiner Gegner und seinen Rechtfertigungsschriften. Selbst Blumhardts Geburt in Stutt-

gart findet sich wieder als Faksimile der entsprechenden Seite aus dem Familienregister der Stadt Stuttgart.

Diese Art der Präsentation macht dem Besucher das Verstehen nicht immer leicht, ja überfordert vielleicht nicht wenige. Es sei dabei weniger an den – im doppelten Sinne – «wissenden» Besucher gedacht. Wer von Blumhardts Wirken bereits gehört hat, wer vor allem aus dem Kreis der kirchlich engagierten evangelischen Besucher kommt, der wird die literarische Hinterlassenschaft des Pfarrers leichter mit dessen Leben und Werk in Verbindung bringen können. So etwa, wenn man eines der von ihm verfaßten Kirchenlieder, von denen einzelne auch heute noch zum Repertoire des württembergischen evangelischen Kirchengesangs zählen, in einer Vitrine entdeckt.

Schwieriger wird es da der nicht eingeweihte Betrachter haben. Dieser Personenkreis muß Zeit und auch Geduld zur Lektüre sowohl der schriftlichen Zeugnisse Blumhardts als auch der mit verhältnismäßig kleiner Type getippten Erklärungen in den Vitrinen mitbringen. Die Entzifferung des Ausgestellten ist nämlich nicht immer einfach. Haben jüngere Zeitgenossen manchmal leider bereits Mühe, in Fraktur gesetzte Texte zu lesen, so werden wohl fast alle Besucher unterhalb des Rentenalters vor den handschriftlichen Exponaten kapitulieren. Die deutsche Schrift ist heute nur noch sehr wenigen Zeitgenossen vertraut. Da vermag man denn nur staunend, aber kaum verstehend vor den Vitrinen innehalten und die makellose und ebenmäßige,



*Blick in eine Vitrine der Blumhardt-Gedenkstätte in Möttlingen bei Bad Liebenzell.*



aber ebenso minutiöse wie winzige Handschrift Johann Christoph Blumhardts bewundern. Doch die bezwingende Kraft seiner Persönlichkeit, von der seine Zeitgenossen immer wieder berichteten, bleibt im Dunkeln, weil sie sich aus den für viele Besucher unentzifferbaren Schriftstücken nicht erschließen läßt.

Die Gestalter des kleinen Möttlinger Museums haben offenbar um dieses Problem gewußt. Zum einen entschloß man sich zur Herausgabe eines etwa 80seitigen Begleitbandes zur Ausstellung – zu einem außerordentlich besucherfreundlichen Preis übrigens. Diese Broschüre stellt im Kern eine anhand der Exponate und des Rundgangs im Möttlinger Museum aufgebaute kurze Biographie Johann Christoph Blumhardts dar – im Gegensatz zur Ausstellung im Gottlieb-Dittus-Haus jedoch versehen mit weiter ausgreifenden Erklärungen.

#### *Geringes Bildmaterial, wenig Werbung*

Wo sich die Möglichkeit bot, unterstützt zum anderen Bildmaterial die Aussage der musealen Flachware: eine Ansicht Stuttgarts aus dem Vormärz, eine Fotografie des Kurhauses Bad Boll von 1910, Portraits von Blumhardt Vater und Sohn und sogar ein Foto der Gottlieb-Dittus. Ihre bäuerlichen Züge unter dem streng vom Mittelscheitel zurückgekämmten Haar, ihr verkrampftes Posieren vor dem Fotografen trotz der nicht ohne Stolz getragenen Attribute ihrer Stellung in Bad Boll – dem an der Taille getragenen Schlüsselbund –, vermag man nur schwer in Einklang zu bringen mit der Tatsache, daß um diese Frau in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in der Öffentlichkeit eine tiefgreifende Auseinandersetzung entbrannt war. Devotionalienähnliche Exponate im Stile der Tabakdose Friedrichs des Großen oder der Haarlocke Napoleons, die dem Museumsbesucher doch oft besonders eindrücklich in Erinnerung bleiben, fehlen in Möttlingen. Sie existieren nicht – oder fanden jedenfalls nicht den Weg in das Museum.

Die Gedenkstätte im Gottlieb-Dittus-Haus in Möttlingen gehört zu den eher unbekannteren musealen Einrichtungen des Landes. Werbung für ihre Schöpfung zu machen, dazu wollte sich die Blumhardt-Gesellschaft bisher nicht verstehen. Dies ist insofern bedauerlich, als die Ausstellung einer nicht unbedeutenden, heute fast vergessenen Persönlichkeit des kirchlichen und kulturellen Lebens Württembergs im vorigen Jahrhundert gewidmet ist. Der Begleitband ermöglicht dem Besucher, sich auch nach dem Besuch des Museums noch mit Blumhardt auseinanderzusetzen, wenn man sich viel-

leicht auch wünschte, daß seine Gedankenwelt, sein Tun und Handeln, mithin seine Wirkung in der Öffentlichkeit mehr hinterfragt, die Person und die von ihr ausgehende religiöse Bewegung mehr in die geistigen wie geistlichen, aber auch in die politischen Strömungen seiner Zeit gestellt würden.

Ganz besonders hervorzuheben ist das Wirken der Blumhardt-Gesellschaft. Ihr Engagement ermöglichte es, nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch den *genius loci* des Gottlieb-Dittus-Hauses zu bewahren und an einen von der historischen Öffentlichkeit fast vergessenen württembergischen Pfarrer zu erinnern, der auch in der Evangelischen Landeskirche kaum Spuren hinterließ, obgleich sein Name doch zu seiner Zeit über die Grenzen des Königreichs Württemberg hinaus bekannt war. Schließlich bleibt zu bemerken, daß die Gedenkstätte im Möttlinger Gottlieb-Dittus-Haus – anders vielleicht als viele der sich oft gleichenden Heimatstuben und Heimatmuseen –, eine museale Nische geschickt ausnützend und eine historische Lücke füllend, einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Landesgeschichte leistet.

#### LITERATUR:

Dieter Ising: Johann Christoph Blumhardt (1805–1880) und seine Möttlinger Amtsvorgänger Gottlieb Friedrich Machtolf (1735–1800) und Christian Gottlob Barth (1799–1862). Begleitbuch zur Blumhardt-Gedenkausstellung im Gottlieb-Dittus-Haus in Möttlingen, hrsg. von der Blumhardt-Gesellschaft Möttlingen e.V., Ernst Franz-Verlag Metzingen, 2. Auflage, 1992.

*Gedenkstätte für Johann Christoph Blumhardt  
im Gottlieb-Dittus-Haus  
Blumhardtstraße 3  
75378 Bad Liebenzell-Möttlingen*

*Öffnungszeiten:  
Sonntags 14.00–17.00 Uhr und nach Vereinbarung  
Führungen von Gruppen werktags  
Telefon (0 70 52) 24 27 (Herr Walz) oder (0 70 52) 12 62  
(Herr Koch)*

*Eintritt frei, Spende erbeten.*



## «Naturdenkmal» – Hinweise zum Ursprung und zur Entwicklung des Begriffes

Auf einen Taufpaten hohen Ranges können sich die «Naturdenkmäler» berufen: auf Alexander von Humboldt (1769–1859), den großen Naturforscher, Forschungsreisenden und Universalgelehrten. An mehreren Stellen seines zu Paris 1814 bis 1825 in französischer Sprache erschienenen Werkes über die Lateinamerikareise, die er zusammen mit dem Botaniker Aimé Bonpland in den Jahren 1799 bis 1804 unternommen hat, findet sich der Begriff «monument de la nature».

In einschlägigen Schriften wird – sofern sie sich nicht mit einem pauschalen Hinweis ohne Quellenangabe begnügen – auf zwei Stellen Bezug genommen. Bei Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, bestiegen die Reisenden einen Bergstock, die «Silla von Caracas», deren Höhe die Eingeborenen übertrieben groß angegeben hatten. Humboldt schreibt dazu: *Comment blâmer cet intérêt national qui s'attache aux monumens [sic!] de la nature, là où les monumens de l'art ne sont rien!*? Das zweite Zitat, ebenfalls auf Venezuela sich beziehend, wollen wir in der von Humboldt autorisierten Übersetzung von Hermann Hauff, dem Bruder des Dichters Wilhelm Hauff, wiedergeben<sup>2</sup>: *Hinter dem Dorf Turmero, Maracay zu, bemerkt man auf 4,5 Kilometer weit am Horizont einen Gegenstand, der wie ein runder Hügel aussieht. Es ist aber weder ein Hügel noch ein Klumpen dicht beisammen stehender Bäume, sondern ein einziger Baum, der berühmte Zamang de Guayre, bekannt im ganzen Land wegen der ungeheuren Ausbreitung seiner Äste, die eine halbkugelige Krone von 187 Metern im Umfang bilden. Der Zamang ist eine schöne Mimosenart, deren gewundene Zweige sich gabelig teilen. Sein feines, zartes Laub hob sich angenehm vom blauen Himmel ab. Der Stamm ist nur 20 Meter hoch und hat drei Meter Durchmesser, seine Schönheit besteht aber eigentlich in der Form der Krone. Die Äste breiten sich aus wie ein gewaltiger Sonnenschirm und neigen sich überall dem Boden zu, von dem sie ringsum vier bis fünf Meter abstehen. Der Umriß der Krone ist so regelmäßig, daß ich verschiedene Durchmesser, die ich nahm, 62 und 60 Meter lang fand. Die eine Seite des Baumes war infolge der Trockenheit ganz entblättert; an einer anderen Stelle standen noch Blätter und Blüten nebeneinander. Tillandsien, Lorantheen, die Pitahaya und andere Schmarotzergewächse bedecken die Zweige und durchbohren die Rinde derselben. Die Bewohner dieser Täler, besonders die Indianer,*

*halten den Baum in hohen Ehren, den schon die ersten Eroberer ziemlich so gefunden haben mögen, wie er jetzt vor uns steht. Seit man ihn genau beobachtet, ist er weder dicker geworden, noch hat sich seine Gestalt sonst verändert. Der Anblick alter Bäume hat etwas Großartiges, Imponierendes; die Beschädigung dieser Naturdenkmäler wird daher auch in Ländern, denen es an Naturdenkmälern fehlt, streng bestraft. Wir hörten mit Vergnügen, der gegenwärtige Eigentümer des Zamang habe einen Pächter, der es gewagt, einen Zweig davon zu schneiden, gerichtlich verfolgt. Die Sache kam zur Verhandlung, und der Pächter wurde vom Gericht zur Strafe gezogen. Nicht ohne Neid liest man von solcher Ahndung eines Frevels gegen ein Naturdenkmal!*

Auf die dritte Stelle mit dem Begriff «Naturdenkmal» bin ich bisher in der Sekundärliteratur noch nicht gestoßen. Sie findet sich im selben Band. Humboldt und Bonpland sind an den Orinoko vorgedrungen. Unfern des mehrere Kilometer breiten Stroms erblicken sie, aus einem Palmenwald emporsteigend, einen einzelnen, pfeilerartigen Granitfelsen mit gegen 65 Meter hohen, kahlen Wänden: *Ce monument de la nature, simple dans sa grandeur, rappelle les monumens [sic!] cyclopeens*<sup>3</sup>.

«Naturdenkmal» –  
als Begriff von Alexander von Humboldt «geadelt»

Ob Alexander von Humboldt wirklich die Priorität für den Begriff «Naturdenkmal» zukommt? In Walther Schoenichens Abhandlung *Naturschutz, Heimatschutz, ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer* meint man, gewisse Zweifel durchschimmern zu sehen, wenn er schreibt, diese Bezeichnung sei durch Humboldt gewissermaßen geadelt worden, der sie zuerst in seinem Bericht über die Besteigung der Silla de Caracas erwähnt<sup>4</sup>. Sie lag sozusagen in der Luft. Gänzlich ausgeschlossen erscheint es daher nicht, daß eine intensive Suche in den Schriften von Naturforschern und Dichtern, in landeskundlichen Darstellungen u. a. fündig wird; eine im Grunde müßige, aber doch reizvolle Frage.

Ähnliche Begriffe gab es jedenfalls schon recht früh. In dem eben erwähnten Werk berichtet Walther Schoenichen von einer «Harzer Naturschutz-Ver-



Naturdenkmale – einige Beispiele. Linde und Kirche – hier St. Jakob auf dem Hohenberg bei Ellwangen – erscheinen als untrennbare Einheit.



ordnung» aus dem Jahre 1668 des Herzogs Rudolf August zu Braunschweig und Lüneburg für die damals schon viel von Fremden besuchte Baumannshöhle, wo einige Rowdies sich in übler Weise an den Tropfsteinbildungen vergriffen hatten. Als ein sonderbares Wunderwerk der Natur, so steht im herzoglichen Erlaß, sei diese Höhle von allen verständigen Leuten (...) jederzeit gehalten worden<sup>5</sup>. Aus dem Jahre 1780 stammt eine Vorschrift des Markgrafen Karl Alexander zu Ansbach und Bayreuth, zu dessen Territorium auch später württembergisch gewordene Gebiete um

Crailsheim, Gerabronn und Creglingen gehörten, wonach Bäume, Steine und dergleichen, die Landesgrenzen markieren, als öffentliche Monumente zu behandeln seien. Hier erscheint das Wort «Monument» für Bäume, die freilich nicht als Naturdenkmale um ihrer selbst willen geschützt werden sollen. Als Werkstätte der Natur – recht treffend die letzten Endes allen Naturdenkmälern in mehr oder weniger auffallendem Maße innewohnende Dynamik zum Ausdruck bringend – bezeichnet Gustav Schwab in seinem Alb-Wanderführer (1823) das

Eiche beim Emmertshof im Hohenlohischen.





Goldloch, eine heute als Naturdenkmal geschützte, einem Felsspalt entströmende Quelle bei Schlattstall in einem Seitenast des oberen Lenninger Tals. Vor allem aber sind es immer wieder alte, ehrwürdige Bäume, die schon früh Dichter und Naturforscher begeistern und deren gewaltsames Ende sie beklagen, so zum Beispiel Goethe 1774 in den *Leiden des jungen Werther*. Geistiger Nährboden für den Schutz von Naturdenkmälern und den Naturschutz allgemein ist jedoch in erster Linie die Romantik mit ihrer vertieften Hinwendung zur Natur, deren Gefährdung durch die einsetzende Industrialisierung sich abzuzeichnen beginnt. So verstärkt sich im neunzehnten Jahrhundert immer mehr der Chor der «Baum-Begeisterten» und der Anwälte für ihre Erhaltung. Friedrich Hölderlin, Ernst Moritz Arndt, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Jakob Grimm, der schwäbische Dichter Karl Mayer, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Emanuel Geibel, Gottfried Keller<sup>6</sup>, Conrad Ferdinand Meyer, Detlev von Liliencron, Otto Ernst und Otto von Bismarck, aber auch Caspar David Friedrich und Ludwig Richter mit ihren Gemälden und Zeichnungen seien als Beispiele genannt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Alexander von Humboldt begegnet uns der Begriff «Naturdenkmal» bzw. «Monument der Natur» erneut in einem berühmten Reisewerk. Der Baltendeutsche Georg Schweinfurth (1836–1925), Botaniker, Geograph und Völkerkundler, einer der bedeutendsten Forschungsreisenden des vorigen Jahrhunderts, schildert im Bericht über seine große Reise in das Gebiet des Weißen Nils, des Bahr el Ghazal und des Uëlle (1868–1871)<sup>7</sup> einen *isolierten, aufrecht gestellten Granitblock, den das durch die Langeweile der Wüstenreise erschöpfte Auge des Wanderers so dankbar begrüßt. Es ist ein seltsam geformter natürlicher Steinobelisk von 35 Fuß Höhe, dessen Gestalt einer verkehrt gestellten Birne oder Feige gleicht. (...) Dieses Monument, das sich die Natur selbst setzte*, hielt Schweinfurth auch in einer Zeichnung fest. Sie trägt die Unterschrift: *Abu-Odfa, ein Monument der Natur*. In der dritten Auflage seines Werkes (1918) fügte Schweinfurth folgende Fußnote an: *Prof. Conwentz zufolge hätte diese von mir gewählte Bezeichnung die erste Anregung zur Bewertung des Begriffs der «Naturdenkmäler» gegeben.*



*In einem als Naturdenkmal geschützten Steinbruch bei Gammesfeld auf der östlichen Hohenloher Ebene. Die Verkarstung ist weit fortgeschritten, die Entwässerung ganz überwiegend unterirdisch. Der Steinbruch hat einen Bach angeschnitten. Das Bild zeigt, wie er im klüftigen Gestein seiner Wand wieder verschwindet.*



Seit 1906 in Preußen eine staatliche Aufgabe:  
«Naturdenkmalpflege»

Mit dem Botaniker und Paläobotaniker Hugo Conwentz (1855–1922) ist der in der Geschichte des Naturdenkmalschutzes in Mitteleuropa herausragende Namen gefallen. Walther Schoenichen nennt ihn den *Begründer der Naturdenkmalpflege*. Zusammen mit Ernst Rudorff (1840–1916) ist er – unbeschadet der Leistungen vieler anderer – wohl der wichtigste Pionier des Naturschutzes zumindest im norddeutschen Raum und Begründer des «administrativen Naturschutzes» mit der später vom Reichsnaturschutzgesetz von 1935 übernommenen und in unserem Land beibehaltenen, bestens bewährten Trennung zwischen Verwaltungsbehörde und fachlicher Instanz. 1906 war Hugo Conwentz zum Leiter der neu gegründeten «Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen» ernannt worden, zunächst im Nebenamt mit dem Sitz in Danzig, wo er als Museumsdirektor tätig war, seit 1909 hauptberuflich in Berlin. In der Geschichte des Naturdenkmalschutzes wie des Naturschutzes überhaupt ein wichtiger Meilenstein, *war es doch das erste Mal innerhalb des [damaligen] Deutschen Reiches, ja innerhalb von ganz Europa, daß der Naturschutz offiziell als eine Aufgabe der staatlichen Fürsorge anerkannt wurde, und zwar als eine Kulturaufgabe, wie sich aus der Unterstellung der neuen Behörde unter das Kultusministerium eindeutig ergibt*<sup>8</sup>. Naturdenkmalpflege ist eine Angelegenheit des öffentlichen Interesses, das kommt damit klar zum Ausdruck. Die Grundlage für spätere umfassende gesetzliche Regelungen war gelegt. Vorhergegangen war sein *Forstbotanisches Merkbuch* (1900) und vor allem (1904) die klassisch gewordene Schrift *Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Haltung. Denkschrift dem Herrn Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten überreicht von H. Conwentz*. Schon nach neun Monaten erlebte sie ihre dritte Auflage.

Der Begriff «Naturdenkmal» nimmt bei Hugo Conwentz eine zentrale Stellung ein. Von Bau-, Kunst- und vorgeschichtlichen Denkmälern samt deren natürlicher Umgebung ausgehend, begreift er ihn ganz umfassend, über einzelne Bäume, Felsen und erratische Blöcke dehnt er ihn aus auf *in Aufbau, Form und Größe ausgezeichnete Berge und Gebirge. Auch die ganze natürliche Landschaft mit ihrer Bodengestaltung, mit ihren Wasserläufen und Seen, mit den ihr eigenen Pflanzen- und Tiergemeinschaften, sowie einzelne seltene Arten und Individuen der ursprünglichen Flora und Fauna können Naturdenkmäler vorstellen*<sup>9</sup>. Dagegen verdienen nach Hugo Conwentz' ur-

sprünglicher, strenger Auffassung angepflanzte Bäume, wie zum Beispiel Dorflinden und Alleen, nicht den Rang von Naturdenkmälern. Das hat er später aufgehoben und auch nicht-heimische Baumarten in den Kreis der «Naturdenkmäler im weiteren Sinn» einbezogen.

Diese allumgreifende, überfrachtete Fassung des Begriffs «Naturdenkmal», weit über den naheliegenden, allgemein zugänglichen Sinn hinaus, hat zu Unklarheiten und Kritik, auch ungerechter, geführt. Hermann Löns zum Beispiel, der für die Förderung des Naturschutzgedankens hoch verdiente Heidedichter, äußerte, sichtlich auf Conwentz zielend: *Es ist ja ganz nett, wenn einige kleine Einzelheiten geschützt werden, Bedeutung für die Allgemeinheit hat diese Naturdenkmälerchensarbeit aber nicht. Pritzelkram ist der Naturschutz, so wie wir ihn haben*. Tatsächlich hatte Conwentz in seiner Denkschrift, wohl in recht realistischer Einschätzung der Situation, geschrieben: *Abgesehen davon, daß es bei uns wirtschaftlich unmöglich ist, Gelände von ansehnlicher Größe jeder Nutzung zu entziehen, würde mit ein paar Nationalparks die Frage der Naturdenkmalpflege auch nicht erledigt sein. Es ist viel richtiger und praktisch leichter ausführbar, durch das ganze Gebiet zerstreut, tunlichst in jedem Landesteil, kleinere Flächen von verschiedener Beschaffenheit in ihrem ursprünglichen Zustand zu erhalten*<sup>10</sup>. Aber andererseits geht diese Schrift, entsprechend dem weiten Sinn, den ihr Verfasser dem Wort «Naturdenkmal» beilegt, auch auf den Landschafts- und Naturschutz allgemein, auf den Artenschutz, auf das Landschaftsbild und dessen Bewahrung vor Verschandelungen ein. Großen Wert legt sie auf die Förderung des – wie wir heute sagen würden – Naturschutzgedankens in Schule und Hochschule. Der Vorwurf des Beschränkten beruht daher weitgehend auf der mißverständlichen, unscharfen Begriffsbestimmung. Das Wirken von Hugo Conwentz hat weit über Preußen hinaus auf die anderen deutschen Länder und auf benachbarte Staaten starken Einfluß ausgeübt<sup>11</sup>.

«Zur Erhaltung der vaterländischen Naturdenkmäler» –  
Naturschutz-Pioniere im deutschen Südwesten

Es würde in diesem Rahmen viel zu weit führen, auf die zahlreichen Bestrebungen verwandter Art einzugehen. Hinweisen will ich aber aus der Zeit um die Jahrhundertwende noch auf zwei bekannte Wissenschaftler, einen Badener und einen Württemberger, die sich «nebenher» auch um die Förderung des Naturdenkmalschutzes verdient gemacht haben. Der Karlsruher Botaniker Ludwig Klein begann gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Ziel



zu verfolgen, alle bemerkenswerten Bäume des badischen Landes kennenzulernen und sie im Bild festzuhalten, um *den Naturfreund zu lehren, wie man Bäume richtig sehen soll und was man dann alles an ihnen sehen kann*<sup>12</sup>. Die *Blätter des Schwäbischen Albvereins* enthalten im Jahrgang 1900 (Nr. 9) einen Beitrag von Robert Gradmann, dem berühmten Geographen und Botaniker, mit dem Titel *Zur Erhaltung der vaterländischen Naturdenkmäler*. Gradmann geht von Hugo Conwentz' *Forstbotanischem Merkbuch* aus und plädiert für die Einrichtung von Banngebieten sowie von Naturdenkmälern als *ebenso wesentlichen und edlen Bestandteilen unserer angestammten Heimat wie das, was Menschenhand hervorgebracht hat*. Am Anfang müsse die Inventarisierung der Naturdenkmäler – *einzelne merkwürdige Bäume, Felsgruppen, erratische Blöcke u. s. f.* – stehen<sup>13</sup>.

Eine Generation jünger als Conwentz sind die württembergischen Naturschutzpioniere Otto Feucht (1879–1971) und Hans Schwenkel (1886 bis 1957), der langjährige, außerordentlich verdienstvolle Landesbeauftragte für Naturschutz.

Beide waren unermüdliche Apologeten des Schutzes für Naturdenkmäler, nachdem ein vom «Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz» begonnenes Verzeichnis, durch den Ersten Weltkrieg bedingt, ins Stocken geraten war. In seiner 1922 erschienenen, ausgezeichneten Schrift *Der Naturschutz in Württemberg, gewidmet denen, die trotz aller Not im Gelderwerb nicht das Höchste sehen*, übt Feucht Kritik am schwer zu handhabenden Naturdenkmalbegriff von Conwentz. Er bezeichnet den Baum – zusammen mit dem Fels und Felsblock gewissermaßen Inbegriff des Naturdenkmals – sehr schön als *persönliches Denkmal der Natur, das den Jahrhunderten standhält wie ein Fels*<sup>14</sup>. Schwenkel teilt die Kritik an Conwentz: *Ein Denkmal ist ein Erinnerungszeichen an irgend einen Vorgang. Demnach ist ein Naturdenkmal ein natürliches Erinnerungszeichen an ein erd-, natur- oder auch kulturgeschichtliches Ereignis, also ein individuell bestimmtes Gebilde, dessen Erhaltung (...) im öffentlichen Interesse liegt*<sup>15</sup>.

*Meilensteine: Reichsnaturschutzgesetz von 1935 und Landesnaturschutzgesetz von 1975 – vom Baum oder Felsen zum flächenhaften Schutz*



Die Teufelskanzeln, eine Felsgruppe im oberen Stubensandstein bei Gschwend.

Das Reichsnaturschutzgesetz, das nach langen Wehen 1935 zustande gekommen war und durch das Ergänzungs- und Änderungsgesetz von 1959 für Baden-Württemberg «sanktioniert» wurde, versteht die Naturdenkmäler als *Einzelschöpfungen der Natur* und führt als Beispiele Felsen, erdgeschichtliche Aufschlüsse, Wanderblöcke, Gletscherspuren, Quellen, Wasserläufe, Wasserfälle, alte oder seltene Bäume an. Die Schwenkelschen Erläuterungen von 1936<sup>16</sup> nennen eine Reihe weiterer möglicher Naturdenkmäler, darunter auch solche, die man nicht unbedingt durchweg als ausgeprägte, von der Natur selbst eindeutig umgrenzte Individuen bezeichnen kann: «Waldtypen», Wacholderheiden, Moore, sonstige Standorte seltener Pflanzenarten. Damit war der Weg zur Schaffung flächenhafter Naturdenkmale gewiesen, auch wenn noch nicht unbeschränkt betretbar.

Es hat manchen Tauziehens und mancher heißen Debatte mit Juristen und Verwaltungsfachleuten der Naturschutzbehörden bedurft, wenn es galt, über die zum großen Teil noch drei Jahrzehnte nach Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetzes sehr dürftigen, oft fast ganz auf Bäume beschränkten Verordnungen hinauszugelangen und neue zu schaffen, die vorrangig im Dienst des Schutzes von Lebensstätten stehen. Hilfreich war uns Naturschützern bei solchen Diskussionen häufig der Verweis auf den einleitenden Paragraphen des Reichs-





Die Hirschrainhülle bei Bartholomä im Albuch auf der Schwäbischen Alb.

naturschutzgesetzes, der als dessen Gegenstände *Naturdenkmale und ihre Umgebung* nannte. Da aber die Umgebung im Paragraphen 3, der sich speziell mit Naturdenkmälern befaßt, keine Erwähnung fand, gab es trotzdem viel Stoff zu Auseinandersetzungen. Traten die Schwierigkeiten schon bei «kombinierten» Naturdenkmälern, wie zum Beispiel «Quelle mit Gehölz», auf, so erst recht bei solchen, die ganz offenkundig keine «Einzelschöpfungen der Natur» sind, wie zum Beispiel Hülen, Hohlwege oder gar vorgeschichtliche Wälle.

Auch der Zeitgeist war lange der Ausweisung neuer Naturdenkmäler sehr wenig günstig. *Sind sie nicht ein wenig zu Stiefkindern des Naturschutzes geworden, die Bäume und Quellen, die Erdfalle, Tümpel und all' die anderen «Einzelschöpfungen der Natur»? (...) Ein alter Baum, eine Quelle, ein Fleckchen Heide «mit ein paar Enzianen und Silberdisteln drauf» – werden sie nicht von manchen als lästige, ärgerliche Anhängsel eines «modernen» Naturschutzes, geradezu als Symbole des «konservierenden» Naturschutzes «von früher» empfunden?* So hatte ich 1970 gefragt, und das war sehr zurückhaltend formuliert. Auch «ertranken» die Naturschutzbehörden in Baugesuchen aller Art. Doch gelang es trotzdem, die Zahl der geschützten Naturdenkmäler zu vermehren und,

ohne Vernachlässigung der Einzelbäume, die Bilanz allmählich mehr und mehr zugunsten anderer «Objekte» zu verschieben. Obwohl gewiß Menschenwerk und keine *Einzelschöpfung der Natur*, hatten von Anfang an nur selten Schwierigkeiten beim Schutz geologischer Aufschlüsse in Form kleiner Steinbrüche bestanden, und obwohl das Reichsnaturschutzgesetz nach seinem ersten Paragraphen der *heimatlichen Natur* dienen sollte, zeugen doch nicht wenige alte Verordnungen von besonderer Vorliebe für die nordamerikanischen Mammutbäume.

Das Naturschutzgesetz des Landes Baden-Württemberg vom 21. 10. 1975 trägt der de facto bereits teilweise vollzogenen Entwicklung Rechnung und erlaubt, Flächen bis fünf Hektar aus wissenschaftlichen und ökologischen sowie auch aus landeskundlichen und kulturellen Gründen als Naturdenkmäler zu schützen. Daneben bleibt die Möglichkeit des Schutzes von Einzeldenkmälern selbstverständlich erhalten; aus den «Einzelschöpfungen» wurden, gewissermaßen «säkularisiert», nüchtern «Naturgebilde». Der Begriff «Naturdenkmal» hat so seine für die praktische Arbeit bestmögliche Ausprägung erhalten, wobei allerdings nicht verhehlt sei, daß das kurz nach dem baden-württembergi-



schen Landesnaturschutzgesetz erlassene Bundesnaturschutzgesetz *flächenhafte Naturdenkmäler* nicht kennt, wohl aber, sich mit diesen berührend, *geschützte Landschaftsbestandteile*. Auch kann die für den Schutz des Naturdenkmals notwendige Umgebung einbezogen werden.

#### *6000 Naturdenkmäler im Regierungsbezirk Stuttgart – zu den Schutzmaßnahmen kommen Pflegevorschriften*

Die letzten anderthalb Jahrzehnte erbrachten im Regierungsbezirk Stuttgart eine reiche Ausbeute an neuen Naturdenkmälern. Rund 6000 betrug ihre Zahl Mitte 1992. Das bedeutet gut eine Verdreifachung gegenüber 1970, wobei alle nur denkbaren «Kategorien» gebührende Berücksichtigung gefunden haben<sup>17</sup>. Die 1988/89 erlassenen Verordnungen im Landkreis Ludwigsburg seien beispielhaft angeführt; sie enthalten neben Einzelbäumen und kleinen Baumgruppen 26 große Baumgruppen und Alleen, sieben kleine Wälder bzw. Haine, dazu ebenso viele Auwälder, einen Waldrand, eine Obstwiese, 67 Hecken und Gebüschgruppen, 52 Heiden zuzüglich einer Sandheide, fünf Felsen, acht Blockhalden, acht Klingen, 33 Dolinen, 45 alte Steinbrüche, neun sonstige aufgelassene Abbaustätten und zehn andere geologische Aufschlüsse, weiterhin 52 Hohlwege, einen Steinriegel und zwei vorgeschichtlich bedeutsame Denkmale, 18 Quellen, vier Bachstrecken, einen Wasserfall, sieben Inseln, vier Altwasser, 25 kleine Weiher und Tümpel, 72 andere «Feuchtgebiete» und 22 sonstige Pflanzenstandorte. Gewiß, der «hehre» Sinn des Wortes «Denkmal» wurde teilweise verlassen. Aber der gute Zweck rechtfertigt dies. Es gibt keinen anderen rechtlichen Weg, um zum Beispiel gefährdete wertvolle Einzelbäume jüngerer Alters, die man schwerlich als «Denkmal» bezeichnen würde, zu erhalten. Und bis zum Inkrafttreten des Biotopschutzgesetzes am 1. Januar 1992 bot sich auch keine Möglichkeit, Trockenrasen kleineren Ausmaßes, Dolinen, Hohlwege usw. anders zu schützen als durch Naturdenkmalverordnungen. Die Gefahr einer gewissen Verwässerung läßt sich zwar nicht leugnen, sie wird aber durch das Biotopschutzgesetz gebannt. Dieses verleiht einem großen Teil der als Naturdenkmäler erfaßbaren Bildungen automatischen Schutz. So läßt sich bei künftigen Verordnungen ein strengerer Maßstab anlegen. Verzichten darf man auf sie selbstverständlich keineswegs. Psychologisch bewirkt die Erklärung einer Heide, eines Erdfalls, einer Blockhalde zum Naturdenkmal doch in ganz anderem Grade Respekt als die allgemeine gesetzliche Regelung. Sie treten dann als wertvolle,

schutzwürdige Individuen in ungleich stärkerem Maße ins allgemeine Bewußtsein; im Gelände werden sie durch Schilder gekennzeichnet. Nur durch Verordnungen lassen sich die sehr oft erforderlichen besonderen Schutz- und Pflegevorschriften festlegen.

«Pflegevorschriften» für Naturdenkmale? Derlei wäre den Pionieren des Naturdenkmalschutzes in den meisten Fällen recht abwegig erschienen. Wenn sie den Ausdruck «Naturdenkmalpflege» verwendeten, dann verstanden sie darunter im wesentlichen Erfassung, Schutz, Fürsorge, Weckung des Verständnisses und nicht Pflege mit Sense und Beil, Bagger und Mähraupe. Denn zum einen erkannte man erst nach und nach das volle Ausmaß menschlichen Wirkens beim Zustandekommen natürlich anmutender, doch nutzungs- bzw. pflegeabhängiger Lebensgemeinschaften. Zum zweiten äußert sich gerade auch hierin die Entwicklung des Naturdenkmalschutzes hin zum Schutz bedrohter kleiner Lebensräume für Pflanzen- und Tierarten in der von gefahrvoller Wandlung ergriffenen Kulturlandschaft.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Band I, 1814, S. 617.
- 2 Zitiert nach der gekürzten Neuausgabe von H. Meyer-Abich, 1980, Seite 177 f.; im Original Band II, 1819, Seite 58 f.
- 3 Band II, 1819, Seite 273.
- 4 W. Schoenichen, 1954, S. 214 f.
- 5 Ebenda S. 26.
- 6 In seiner Novelle «Das verlorene Lachen» verwendet er den Begriff «Baumdenkmal» für eine gewaltige Eiche.
- 7 «Im Herzen von Afrika», 1. Auflage 1874.
- 8 W. Schoenichen, 1954, Seite 231.
- 9 Zitiert nach Seite 6 der 3. (unveränderten) Auflage der Denkschrift.
- 10 Ebenda, Seite 82.
- 11 Eine ausführliche Darstellung der «Naturdenkmalpflege» im Sinne von Conwentz liefert die Schrift von W. Bock: «Die Naturdenkmalpflege» (o. J., ca. 1910). Arbeiten und Berichte aus dem Gesamtgebiet des Naturschutzes, nicht nur der Naturdenkmäler im heutigen Sinn, bieten die von H. Conwentz begründeten, von W. Schoenichen fortgeführten «Beiträge zur Naturdenkmalpflege». In Band 8 (1923) enthalten sie eine 515 Seiten umfassende monographische Darstellung des Federsees in Oberschwaben mit seiner Umgebung, also eines großen Naturschutzgebietes. Wie umfassend der Begriff «Naturdenkmalpflege» verstanden wurde, ergibt sich auch aus dem 1918 erschienenen «Merkbuch für Naturdenkmalpflege», das 1925, bearbeitet von W. Schoenichen, eine 2. Auflage erfahren hat. Sie enthält eine Zusammenstellung der Organisation des staatlichen und privaten Naturschutzes in allen deutschen Ländern und in den benachbarten Staaten, der Naturschutzgebiete in Deutschland und Österreich, der geschützten Pflanzenarten in allen deutschsprechenden Ländern u. a. m.
- 12 Zitiert aus Schoenichen, 1954, Seite 209.
- 13 R. Gradmann, 1900, Spalte 412 und 414.
- 14 O. Feucht 1922, S. 55.
- 15 H. Schwenkel 1925, S. 175.



*Uferschwalbenkolonie im östlichen Württemberg.*



- 16 Nach Schwenkels Angaben mit Anregungen des Naturschutzreferenten im Reichsforstamt, H. Klose, und des Direktors der Staatlichen Stelle für Naturschutz in Preußen, W. Schoenichen.
- 17 Vgl. Mattern und Schmidt, 1970, sowie Mattern und Marx, 1992.

#### LITERATUR

Bock, W. (o. J., ca. 1910): Die Naturdenkmalpflege. Naturwissenschaftliche Wegweiser, Serie A, Band 10. Stuttgart, 109 Seiten.

Conwentz, H. (1900): Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preußen. I. Provinz Westpreußen, Berlin.

Conwentz, H. (1905, 3. Auflage): Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten überreicht. 3. unveränderte Auflage, Berlin, 207 Seiten. (1. Auflage 1904, 4. Auflage 1911).

Erz, W. (1990): Rückblicke und Einblicke in die Naturschutz-Geschichte. Natur und Landschaft 65, Heft 3, Seite 103–106.

Gradmann, R. (1900): Zur Erhaltung der vaterländischen Naturdenkmäler. Blätter des Schwäbischen Albvereins XII, Nr. 9, Spalte 409–414.

Feucht, O. (1922): Der Naturschutz in Württemberg. Stuttgart, 112 Seiten.

Feucht, O. (1949): Die Naturschutzarbeit in Württemberg. Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Nr. 18, Seite 5–9.

Humboldt, A. v. (1814/1825; Neudruck 1970): Relation historique du Voyage aux Régions équinoxiales du Nouveau Continent. Paris (Neudruck Stuttgart). – Nach der Übersetzung von Hermann Hauff von A. Plott bearbeitet und A. Meyer-Abich herausgegeben (gekürzt) unter dem Titel «Vom Orinoko zum Amazonas» 2. Aufl. Wiesbaden 1958; 8. Auflage (= Jubiläums-Sonderausgabe) Wiesbaden 1980.

Klein, L. (1904): Die botanischen Naturdenkmäler des Großherzogtums Baden und ihre Erhaltung. Karlsruhe.

Jaedicke, M. (1927): Naturschutz-Brevier. Der Naturschutzgedanke in Dichtungen und Aussprüchen. Mit einem Geleitwort von Walter Schoenichen. Neudamm, 120 Seiten.

Mattern, H. und Schmidt, R. (1970): Die Naturdenkmale im Regierungsbezirk Nordwürttemberg. Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, Nr. 38, Seite 158–189.

Mattern, H. (1981): Altes und Neues zum Schutz von Naturdenkmälern. Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Nr. 53/54, Seite 11–17.

Mattern, H. (1988/89): Dichter der Schwäbischen Romantik als Vorläufer des Naturschutzgedankens. Hestia. Jahrbuch der Klages-Gesellschaft, S. 79–98.

Mattern, H. und Marx, B. (1992): Naturdenkmale im Regierungsbezirk Stuttgart. Bilanz nach zwei Jahrzehnten. Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Nr. 67, Seite 97–126.

Schoenichen, W. (1925): Merkbuch für Naturdenkmalpflege. Berlin.

Moewes, F. (1926): Zur Geschichte der Naturdenkmalpflege. In: Wege zum Naturschutz, hrsg. von Walther Schoenichen. Breslau, 216 S. Der einschlägige Aufsatz auf Seite 28–71.

Schoenichen, W. (1950): Natur als Volksgut und Menschheitsgut. Stuttgart, 177 Seiten.

Schoenichen, W. (1954): Naturschutz, Heimatschutz. Ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer. Stuttgart, 311 Seiten.

Schoenichen, W. (1956): Erinnerungsblätter aus der Geschichte des deutschen Naturschutzes. Zum 70. Geburtstag von Hans Schwenkel. Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg und der Württembergischen Bezirksstellen in Stuttgart und Tübingen, Nr. 24, Seite 13–36.

Schweinfurth, G. (1918; 3. Auflage): Im Herzen von Afrika. 578 Seiten, Leipzig. (1. Auflage 1874.)

Schwenkel, H. (1925): Vom Naturschutz in Württemberg. Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Nr. 2, Seite 173–239.

Schwenkel, H. (1927): Naturschutz und Landschaftspflege. Stuttgart, 32 Seiten.

Schwenkel, H. (1936): Das Reichsnaturschutzgesetz vom 26. Juni 1935 und die Verordnung zur Durchführung des Reichsnaturschutzgesetzes vom 31. Oktober 1935 mit Erläuterungen. Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Naturschutz, Nr. 12, Seite 5–56.



Als um die Mitte des 6. vorchristlichen Jahrtausends die Linearbandkeramiker – sie werden wegen ihrer mit Linien und Bändern verzierten Tongefäße so genannt – donauaufwärts nach Mitteleuropa kamen, da brachten sie den Ackerbau und die Viehzucht mit. Damit war eine neue Kulturrepoche angebrochen: Die Kultur der Ackerbauern löste die der Jäger und Sammler ab. Die jungsteinzeitlichen Bauern lebten nun nicht mehr von der Hand in den Mund; sie zogen nicht mehr ständig dem jagdbaren Wild hinterdrein. Ackerbau bedingt Selbsthaftigkeit; wer sät, will auch ernten.

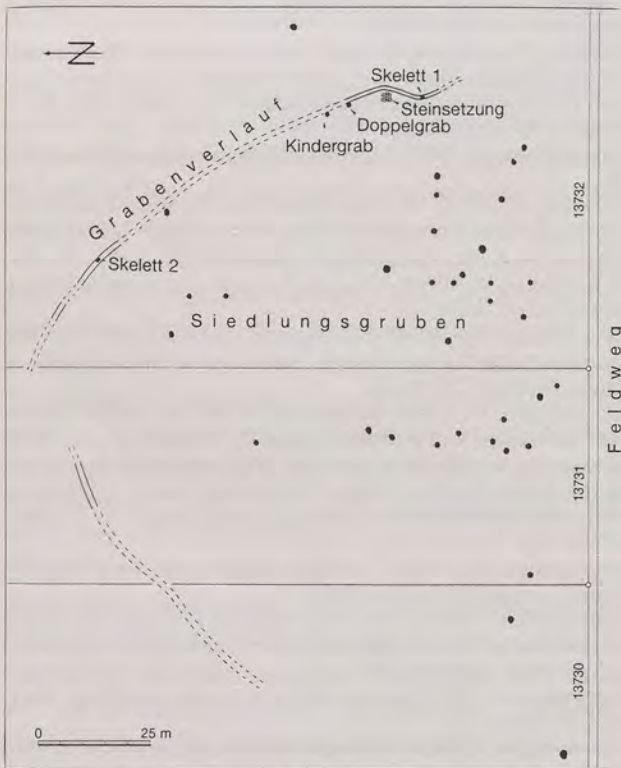
Man lebte nicht mehr nur für den Augenblick. Planende Vorausschau war nun vonnöten. Die Unbill der Natur und Zufälligkeiten des Lebens konnten damit ausgeglichen werden. Der Mensch wurde unabhängiger von der Umwelt. Er konnte nun Überschüsse erzeugen, die als Vorrat gehalten wurden und eben nicht so rasch verdarben wie Fleisch. Sie erlaubten es, den harten Winter besser zu überstehen. Ein Teil des Kornes mußte für die Aussaat im

nächsten Jahr zurückbehalten werden, der Rest aber konnte gegen andere Güter eingetauscht werden. So wurden Eigentum und handelbare Ware geschaffen. Leistung lohnte sich nun über den Tag hinaus, trug Zinsen. Dem einen gelang dies freilich besser, der andere war weniger erfolgreich. Die «paradiesischen Zeiten», die ursozialistischen Zustände, wo jeder nahm, was ihm die Natur bot, weil allen alles gehörte, sie waren vorbei.

#### *Mord und Totschlag um den Besitz*

Die Bandkeramiker siedelten auf den fruchtbaren Lößböden, von denen es anfänglich genügend gab. So wird sich die gesellschaftliche Differenzierung in arm und reich und, dadurch veranlaßt, Neid und Mißgunst der weniger Erfolgreichen in engen Grenzen gehalten haben. Mit der wachsenden Kluft zwischen den mehr und den weniger Besitzenden – nachdem der besondere fruchtbare Boden aufgeteilt war – werden sich die Benachteiligten und weniger Tüchtigen mit Gewalt um eine Verbesserung ihrer Verhältnisse bemüht haben. Schon damals, in der jüngeren Bandkeramik, schreckten die Menschen vor nichts zurück. Bei Talheim im Kreis Heilbronn haben Archäologen des Landesdenkmalamts den ersten nachweisbaren Massenmord in der Geschichte aufgedeckt: Die Einwohner eines ganzen Weilers, soweit sie nicht hatten fliehen können, also Kinder und alte Leute sowie Kranke und Gebrechliche waren – meist hinterrücks – brutal umgebracht worden. Die Mörder hatten sich ihres Besitzes und vor allem ihres Landes bemächtigt.

So nimmt es nicht wunder, daß die Bandkeramiker schon bald Wert auf die klare Trennung von Mein und Dein legten. Sie umgaben ihr Dorf mit einem Palisadenzaun, der nicht nur Rechtsgrenze war, sondern auch einen gewissen Schutz gegen Überfälle von Menschen und wilden Tieren bot. Allein vierzehn solcher Anlagen sind im Gebiet um Heilbronn bisher bekannt. In Schwaigern waren 1974 in der Flur «Bäldesten» am Fuße des Heuchelbergs anläßlich der Flurbereinigung Teile eines Palisadengrabens um eine jungsteinzeitliche Siedlung untersucht worden. Der Graben war an der Sohle 30 bis 50 Zentimeter breit und oben noch bis zu zwei Meter. Der unregelmäßig oval verlaufende große – bisher aber nur auf 180 Metern Länge untersuchte – Graben umschloß die auf einer leichten lößbedeck-



Die genaue Lage der Bestattungen im Graben der bandkeramischen Siedlung in Schwaigern ist in dieser Zeichnung festgehalten.





*Dunkel zeichnet sich im Vordergrund der bogenförmige Graben um ein bandkeramisches Dorf bei Schwaigern im Kreis Heilbronn ab. Im Hintergrund der bewaldete Heuchelberg.*

ten Anhöhe liegende Siedlung. Im Graben fanden die Archäologen an verschiedenen Stellen Skelettteile von sechs Menschen, darunter einem Kind. Die Bestattungen zeigten den Wissenschaftlern, daß der Graben noch andere Funktionen hatte – nicht nur die des Schutzes der Siedlung.

Das wird noch deutlicher, wenn man das Erdwerk von Heilbronn-Neckargartach betrachtet, das aus

der mittleren Bandkeramik – gegen Ende des 6. Jahrtausends vor Christus – stammt. Es ist eine Doppelgrabenanlage. Der Luftbildarchäologe Otto Braasch hatte sie 1980 vom Flugzeug aus entdeckt. Das vorgeschichtliche Grabenwerk liegt auf einer stark abgeflachten Anhöhe im Gewann «Haselbüsch» im Industriegebiet «Böllinger Höfe». Zunächst hatten die Bandkeramiker nur einen Ring gegraben. Von ihm

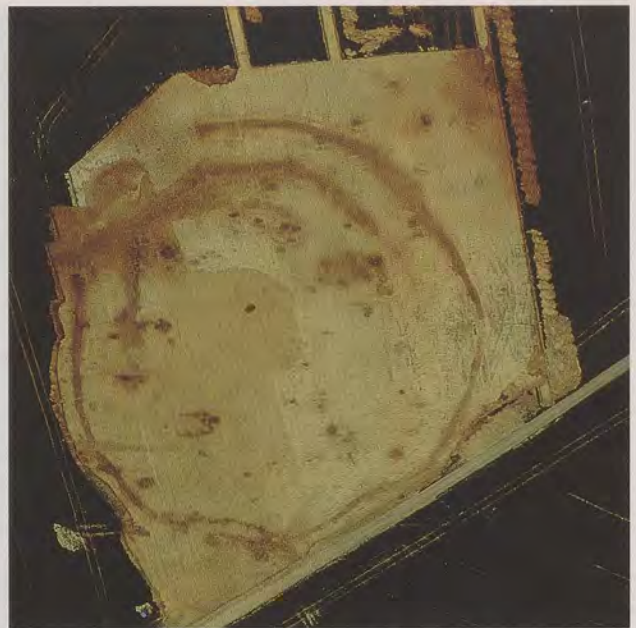


ist nur noch das südwestliche Viertel erhalten. Der Ring war oval und umgab eine etwa 110 mal 70 Meter große Fläche. Dann wurde die Anlage «gedreht» und besser dem Gelände angepaßt. Nun zog man zwei kleinere, konzentrische Grabenringe von 78 und 93 Meter Durchmesser, wie der Ausgräber Jörg Biel ermittelte. Der Erdaushub war als Wall zwischen den beiden Gräben aufgeschüttet worden. Der innere der beiden Ringe ist nur noch im westlichen Drittel erhalten. Starke Erosion hat viel Boden abgetragen. Die beiden Gräben waren höchstens noch einen Meter tief und besaßen an der Sohle ein wannenförmiges Profil. Der äußere Grabenring hatte im Osten ein neun Meter breites Tor mit einer dahinter liegenden Sperranlage. Teile zweier Häuser im Innenraum stammen aus der älteren Bandkeramik.

#### *Leichen im Graben*

Die geringe Größe der umschlossenen Fläche – etwa 0,4 Hektar – und die wenigen Funde aus dem Innenraum weisen darauf hin, daß es sich nicht um eine graben- oder zaunumwehrte Siedlung handelt. Die Siedlung der bandkeramischen Bauern lag vielmehr östlich und südlich außerhalb der Grabenanlage, wie zahlreiche Vorrats- und Lehmentnahmegruben für den Hausbau verraten. Das umfriedete Areal muß deshalb anderen Zwecken gedient haben. Man nimmt an, daß es eine rituelle Bedeutung besessen hat, eine Art Kultplatz oder Heiligtum gewesen ist, wo sich die Menschen der Umgebung versammelten. Zu denken ist da an den Totenkult. Denn im Graben, in der Nähe des Tores, fanden sich wieder Menschenknochen und dazuhin nichtalltägliche Keramik.

Zur kleinen bandkeramischen Grabenanlage von Neckargartach kennt man im Lande bisher keine Parallele. In Bayern und Österreich gibt es jedoch mehrere davon. Die Prähistoriker wissen noch nicht, wie sie im Detail ausgesehen und welchen Zweck sie gehabt haben. Vorsichtig und unbestimmt werden sie daher als *Zentralanlagen* oder als *soziale Anlagen mit einer eventuell zusätzlichen Verteidigungsfunktion* bezeichnet. Solche regionalen Treffpunkte waren offenbar nötig geworden, denn dank der besseren und gesicherten Ernährung war die Bevölkerung in der Jungsteinzeit deutlich angewachsen. Aus den Sippenhöfen der Anfangszeit waren Weiler und Dörfer geworden, deren Einwohner einander verbunden blieben und sich zu Festen und Zeremonien, zu gemeinsamer Religionsausübung und politischer Willensbildung auf ausgewiesenen Versammlungsplätzen trafen. Sicher war dies auch im wirtschaftlichen Sinne der Marktplatz.



Das kleine bandkeramische Grabenwerk von Neckargartach – «Böllinger Höfe» – nach der flächenhaften Freilegung. Das Tor liegt links oben. Der älteste Graben ist der innerste (rechts), der von den beiden späteren geschnitten wird.

Ein mit Palisaden umgebenes Dorf der mittleren Jungsteinzeit (etwa 4700–4100 v. Chr.) hat Jörg Biel 1990/91 im Baugebiet «Plattenwald» in Bad Friedrichshall untersucht. Am Südhang einer Kuppe zwischen zwei Bachtälern im Norden und Süden liegt die acht Hektar große Siedlung, die Funde aus der Hinkelstein-Kultur, aus der Großgartacher und der Rössener Kultur geliefert hat. Die Namen dieser mittelneolithischen Kulturen stammen von Fundorten bei Monsheim im Kreis Alzey-Worms, bei Heilbronn und bei Leuna im Kreis Merseburg. Das 270 mal 155 Meter große Siedlungsareal umschließen zwei Gräben, die zueinander einen Abstand von nur 1,5 Meter haben. Der äußere Graben ist dabei breiter. In beiden waren die Pfosten der Palisadenzäune gestanden; eine weitere, schwächere Palisade errichteten die Bauern innen in zwölf Meter Abstand.

In den vier Haupthimmelsrichtungen führten Tore in die Siedlung. Das Tor im Süden war – bisher ohne Parallele – kompliziert gebaut. Der äußere Zaungraben wölbte sich vor und war im Westen offen. Ein querliegendes Gräbchen in der Öffnung stammt von einer Torverschlußkonstruktion, die jedoch nicht erhalten ist. Dann führte der Torweg durch die innere Palisade, und schließlich passierte man, gleich durch mehrere Durchlässe, auch den innersten, schwachen Palisadenring. Im Südwesten der umzäunten Siedlungsanlage befand sich ein



durch Abzweigung von der inneren Palisade abgetrenntes 125 mal 55 Meter großes Areal.

Ebenfalls von einer Palisade umgeben ist eine mittelneolithische Siedlung, die im Ditzinger Industriegebiet liegt und erst in kleinen Teilen untersucht worden ist.

### *Tiefbauten aus luftiger Höhe entdeckt*

Geradezu boomartig ist im vergangenen Jahrzehnt die Zahl der – meist neolithischen – Grabenwerke angeschwollen. Eine regelrechte Entdeckungswelle schwappt durchs Land, – übrigens nicht nur in Baden-Württemberg. Das hängt in erster Linie mit der systematisch betriebenen Luftbildarchäologie zusammen. Rolf Gensheimer und vor allem Otto Braasch, ehemalige Luftwaffenpiloten, die im Auftrag des Landesdenkmalamts regelmäßig und gezielt interessante Gebiete aus der Luft beobachteten, haben den Archäologen viele Hinweise gegeben. Vom Flugzeug aus sind bei günstigen Feuchtigkeits- und Lichtverhältnissen in der Erde verborgene Anlagen zu sehen, die am Boden selbst nicht zu erkennen sind. Hinzukommt, daß sich die Landesarchäologie verstärkt den Flächengrabungen zuwendet, einem kosten- und zeitaufwendigen Untersuchungsverfahren, das aber notwendig ist, wenn man aussagekräftige Befunde erlangen und sinnvoll Siedlungsforschung betreiben will.

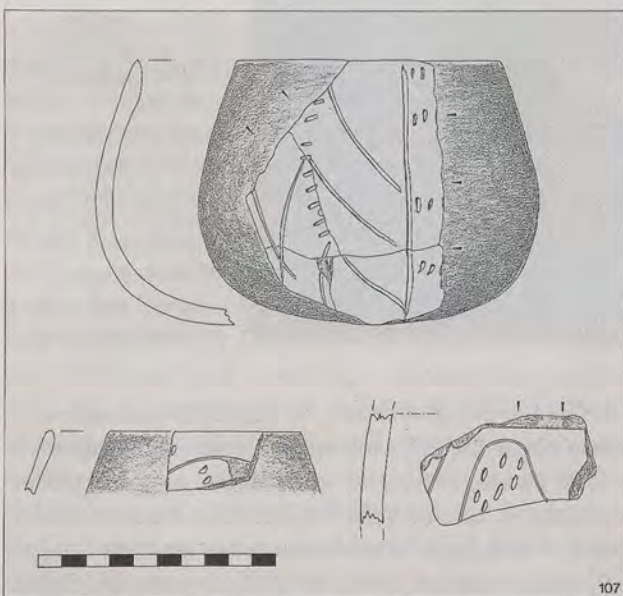
So hat sich das Bild der frühen Bauern in unserem Land gewandelt, hat neue Züge bekommen. Die wenigen bekannten Grabenwerke – die ersten Ent-

deckungen datieren noch ins vergangene Jahrhundert – erschienen den Archäologen als etwas Besonderes. Vom *Festungsbau* war – der Zeit entsprechend – markig die Rede. Heute erkennt man in den Grabenwerken etwas Regelhaftes, betrachtet sie ganz selbstverständlich als ein drittes Grabungs- und Forschungsziel in der Jungsteinzeit, neben Gräbern und Siedlungen. Aus dem benachbarten Bayern liegen Zahlen vor: Mindestens 3000 bisher unbekannte Grabenanlagen sind dort in den letzten Jahren aus der Luft entdeckt worden. Das kann nur bedeuten, daß solche Anlagen zum Alltagsleben der Menschen in der Jungsteinzeit gehört haben. Die einseitige Sicht auf den Wehrcharakter ist heute differenzierterer Betrachtungsweise gewichen. Ohne daß man freilich behaupten könnte, Zweck und Bedeutung seien in jedem Fall klar zu erkennen.

War im Zusammenhang mit den alt- und mittelneolithischen Anlagen von Grabenwerken oder Grabenanlagen die Rede gewesen, weil die Gräben hier meist zur Aufnahme von Palisaden und Zäunen dienten, so wird der Begriff «Erdwerk» vor allem im Zusammenhang mit der spät- oder jungneolithischen Michelsberger Kultur verwandt. Der Name ist von einem Fundort auf dem Michelsberg bei Untergrombach unweit von Bruchsal genommen, auf dem eine Michaelskapelle steht. Nachdem in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auf dem Michelsberg eine Siedlung und vor allem ein als Befestigung gedeutetes Grabenwerk entdeckt und in Teilen untersucht worden war, prägte man diesen Begriff zur Kennzeichnung des typischen Fundmaterials. Der allgemeine Ausdruck Erdwerk beschreibt nur das Faktum und gibt noch keine Deutung des Befundes, läßt also den Charakter der Gesamtanlage offen. Es ist (Menschen-)Werk, mit Erde geschaffen: Gräben ohne Einbauten aus Holz und Erdwälle.

### *Die Michelsberger bauen Erdwerke*

Die Michelsberger Kultur wird etwa in die Zeit um 4100 bis 3200 v. Chr. datiert. Wie die bandkeramische ist auch die Michelsberger Kultur eine großflächig vom Pariser Becken bis nach Böhmen hinein verbreitete gleichförmige Kultur. Sie ist, was unser Land anbetrifft, nur im Nordteil – bis etwa zur Schwäbischen Alb – anzutreffen. Die Siedlungen liegen auf Bergen, aber auch in Tälern, zum Beispiel bei Lauffen am Neckar. Es sind Dörfer, aber auch Einzelhöfe, wie bei Neckargartach 1988 entdeckt. Von dieser Kulturepoche kennt man kaum Gräber – zwei Brandgräber sind vor kurzem ganz überraschend am Viesenhäuser Hof bei Stuttgart



Die Fundzeichnung von Scherben aus Neckargartach verdeutlicht, wie ein bandkeramischer Topf ausgesehen hat.





*Die beiden Gräben der mittelneolithischen Anlage von Bad Friedrichshall öffnen sich im Süden zu einem Tor, wobei der äußere sich in einem Viertelkreis schützend vorwölbt. Ganz schwach ist weiter rechts der dritte Palisadengraben zu erkennen. Die Pfostenlöcher gehören zu zwei Häusern einer anderen Siedlungsphase.*

ausgegraben worden – und auch keine klaren Hausgrundrisse. Zahlreich dagegen sind Siedlungsgruben mit der charakteristischen Keramik, die häufig einen runden Boden hat, besonders die Tulpenbecher. Und natürlich die Erdwerke, die sonst von keiner der zeitgleichen benachbarten Kulturen angelegt worden sind. Man findet sie demzufolge auch nur im Nordteil des Landes.

Im Gebiet um Heilbronn ist das Erdwerk auf dem Hetzenberg bei Obereisesheim und Neckgartach mit 20 Hektar Fläche das größte. Es ist damit größer als viele mittelalterliche Städte. Beim Bau der Autobahn Heilbronn–Mannheim war es 1966 angeschnitten worden; 1989/90 ist ein weiteres Stück untersucht worden. Drei bogenförmig geführte Gräben, mit zwei im Abstand von 55 Metern zuein-



ander gelegenen Tordurchlässen, regeln im Nordwesten den Zugang zum Erdwerk. Die beiden äußeren Gräben, die ein wannenförmiges Profil haben, waren nur noch 1,2 Meter tief.

Der innere Graben war steilwandig und noch drei Meter tief; er besaß eine 50 Zentimeter breite Sohle. Der Aushub des Grabens war an der Innenseite zu einem Erdwall aufgeschüttet worden, der – wie verkohlte Holzreste zeigen – mindestens an einigen Stellen eine Bohlenwand als Vorderfront besessen hatte. In den Torbereichen ist der Erdwall unterbrochen und durch eine Palisade mit seitlichen Durchlässen ersetzt. Darauf lassen kleine Gräbchen schließen. Die Erde war nach Aufgabe des Erdwerks in den innersten Graben geflossen. Der Pflug der Bauern hatte die Reste völlig eingeebnet.

Während die beiden äußeren Gräben des Erdwerks auf dem Hetzenberg weitgehend fundleer waren, bargen die Archäologen aus dem innersten viele Funde, die eine Datierung der Anlage in die Kulturstufe Michelsberg II/III erlauben. Schalen, Schöpfer und die typischen Tulpenbecher kamen zum Vorschein, kaum aber Vorratsgefäße und Backteller, also die übliche Haushaltsware. Das Fehlen von typischer Siedlungskeramik, der Fund von zahlreichen vollständigen Gefäßen – also kein unbrauchbar gewordener Keramikabfall – sowie von Tier- und Menschenknochen legte den Verdacht nahe, daß hier nicht einfach Siedlungsmüll eingefüllt, sondern Bestimmtes bewußt deponiert worden war.

#### *Kannibalismus in Ilfeld?*

Viele Menschenknochen, jedoch nur Teile des Skeletts und Schädel fanden die Archäologen an verschiedenen Stellen auch im innersten der drei Gräben des nur zehn Kilometer entfernt gelegenen Erdwerks von Ilfeld. Zum Teil waren es zerhackte und angebrannte Knochen; und die Schädel wiesen Schlagspuren auf. Man kann darin Zeugnisse von Kannibalismus sehen, vermutlich eher einen «kultischen Kannibalismus». Menschenfresserei ist im übrigen in der Prähistorie mehrfach nachgewiesen und nichts Ungewöhnliches.

Das Michelsberger Erdwerk von Ilfeld ist kleiner, nur 13 Hektar groß, und liegt auf einer Kuppe, die prächtige Fernsicht bietet. Bei der Erweiterung einer Lehmgrube war man 1970 und 1974 auf drei konzentrische Gräben gestoßen, deren beide äußeren nicht mehr sehr tief erhalten waren. Der innerste Graben aber war noch sechs Meter breit und bis zu fünf Meter tief. Er enthielt viele Funde. Der Innenraum des Erdwerks war dicht besiedelt gewesen. Die Archäologen untersuchten rund 300 Keller-

gruben, die noch bis zu zwei Meter in den Löß hinab reichten. Hier hatten die Bewohner ihre Vorräte gelagert, darunter Nacktgerste, die sich nach einem Brand in verkohltem Zustand bis heute gehalten hat. Die Keramik erlaubt eine zeitliche Einordnung in die Kulturstufe Michelsberg III/IV.

Aus etwa der gleichen Zeit stammt ein Michelsberger Erdwerk in Bruchsal-Aue, das Rolf-Heiner Behrends vom Landesdenkmalamt in Karlsruhe seit Jahren ausgräbt. Es wurde 1986 vom Flugzeug aus entdeckt und liegt etwa 500 Meter östlich des Ortsrands auf einer Lößkuppe, die weite Sicht ins Land hinaus bietet. Die von zwei Gräben umzogene Anlage ist im Süden durch Steinbrüche bereits «angeagt», so daß die ursprünglich umfriedete Fläche nur noch geschätzt werden kann: auf mindestens 6,5 Hektar. Das Erdwerk war dicht besiedelt, doch ist wegen der starken Erosion heute fast nichts mehr von der Siedlung erhalten.

Das Erdwerk von Bruchsal-Aue ist vor allem wegen seiner genau beobachteten Menschenknochenfunde in den Gräben und Grabenwänden von Bedeutung. In einem westlichen und in einem östlichen Stück des äußeren Grabens, jeweils in der Nähe eines Torres, fiel den Ausgräbern eine Häufung von Skelettknochen und Schädeln auf, die hier in einer runden Grube «bestattet» worden waren, teils einzelne Individuen allein, teils mehrere zusammen. Beide Bestattungsplätze sind durch mächtige Hörner von Auerochsen begrenzt. Offenbar war das Hörnerpaar – Spannweite gut ein Meter – weit sichtbar an einem Pfahl befestigt und ist erst später in den Gra-



*Typische Michelsberger Keramik: Vorratsgefäß, Tulpenbecher und Schöpfkelle, alle mit rundem Boden.*



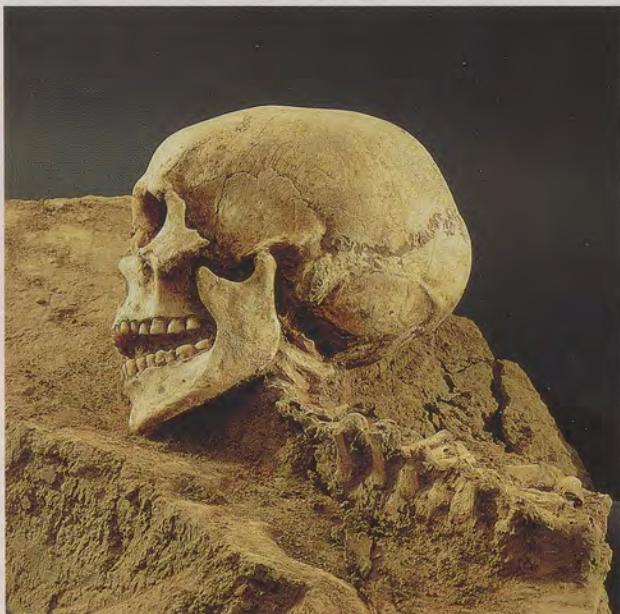
ben hinuntergefallen. Die Knochen von insgesamt sechzehn Menschen stammen nicht von im Kampf Gefallenen, wie man annehmen könnte: Es sind neun Kinder, vom Neugeborenen bis zum siebenjährigen Buben, und sieben erwachsene Männer und Frauen, die zum Teil in extremer Hockerlage beigesetzt sind und allesamt älter als 40 waren, zwei davon sogar älter als 60 Jahre. Es kann sich bei diesen beiden Totenbezirken im Graben demnach nicht um einen regulären Friedhof handeln. Es sind offensichtlich beigabenlose Sonderbestattungen von Menschen, die noch nicht vollwertig (Kinder) zur Gesellschaft gehörten oder nicht mehr, weil sie, wegen ihres hohen Alters, ihre Zeit «überlebt» hatten. Mag sein, daß man ihnen auch magische, heilbringende oder Unglück abwehrende Kräfte beimaß und sie in dieser Funktion im äußeren Graben beim Tor niedergelegt hatte.

*Grabenwerke mit vielen Funktionen –  
Reine Wehrsiedlung bei Klingenberg*

Jedenfalls machen die Befunde von Bruchsal-Aue deutlich, daß die Gräben des Erdwerks nicht nur – vielleicht nicht einmal in erster Linie – Verteidigungscharakter besaßen. Schließlich waren die mindestens drei bisher nachgewiesenen Tore fortifikatorisch nicht gerade günstig. Man muß auch an kultisch-religiöse Funktionen der Erdwerke denken. Dafür sprechen die auffälligen Markierungen mit Auerochsenhörnern, mögen sie nun das Totenreich symbolisieren, einen Abwehrzauber darstellen oder



*Die drei mehrfach durch Erdbrücken unterbrochenen Grabenringe des Michelsberger Erdwerks auf dem Hetzenberg bei Obereisesheim. Der Kreis vorne gehört zu einem Grab aus einer wesentlich jüngeren Kulturepoche.*



*Menschenknochen, hier ein Schädel mit einem Stück Rückgrat, lagen im Graben des Erdwerks auf dem Hetzenberg.*

einfach Hoheitszeichen sein für den grabenumfriedeten besonderen Bezirk. Davon kündeten die merkwürdigen Bestattungen ausgesuchter Bevölkerungsteile in diesem wohl «heiligen Bezirk» und auch die mit Kulthandlungen und Opfern in Verbindung zu bringenden Deponierungen von Gefäßen, von Mahlsteinbruchstücken und von vier zu einem Bündel zusammengeschnürten, kostbaren Silex-Rohklingen. Das sorgfältige Ausgraben der Keramikscherben ergab, daß hier nicht unbrauchbar Gewordenes, sondern ganze Gefäße absichtsvoll in die bestimmten Grabenabschnitte hineingeworfen worden waren – etwa wie man heute dem Toten ein Sträußchen in die Grube hinunterwirft. Naturgemäß entzieht sich der weite Bereich der Religion und des Brauchs exakter Beweisführung, doch spricht manches dafür, daß es sich bei den Michelsberger Erdwerken (auch) um Kultstätten gehandelt hat.

Ganz anders ist dagegen das Erdwerk auf dem Schloßberg bei Heilbronn-Klingenberg einzuschät-



zen, das 1980 von Otto Braasch entdeckt und 1986/87 von Jörg Biel ausgegraben worden ist. In den Gräben dieser flächig untersuchten Anlage sind an keiner Stelle Skeletteile von Menschen gefunden worden, noch Funde, die mit Kultgebräuchen in Verbindung stehen. Das nur zwei Hektar große Erdwerk war eine reine Wehrsiedlung. Die Innenfläche war dicht bebaut, wie die etwa 300 untersuchten runden Kellergruben mit den senkrechten, bis zu zwei Meter hohen Wänden und dem wannenförmigen Boden erkennen lassen. Die Vorratsgruben waren später als Abfallgruben verwendet worden und enthielten viele Alltagsfunde: Keramik und Knochen, auch von Fischen, die ebenso wie Netzsenker den Fischfang im Neckar belegen, beschädigte Steinbeile und eine abgebrochene Axt sowie Spielzeug für Kinder, Bockteller und Hirschhorn-Zwischenfutter für die Schäftung, ferner Getreidekörner, Bohnen, Haselnüsse und Äpfel. Die Funde erlauben eine Datierung des Erdwerks in die späteste Phase der Michelsberger Kultur (Stufe V) und in die Zeit danach.

Anders als in Ilsfeld oder in Bruchsal-Aue bilden die Gräben hier keine Kreise oder Ovale. Im Abstand von 20 Metern parallel zueinander geführt, schneiden sie bogenförmig den Sporn des Schloßbergs nach Westen hin ab. Es handelt sich also um eine Abschnittsbefestigung mit zwei Gräben, die noch bis zu vier Meter tief sind und an der Sohle eine Breite von einem bis zwei Meter haben. Schon von der Lage her ist der Klingenberg Schloßberg – an der Spornspitze wurde im Mittelalter eine Burg gebaut – günstig zu verteidigen: Im Süden geht's steil zum Prallhang des Neckars hinab, im Norden ist ein Seitental und im Osten liegt die Spornspitze. Ganz anders Ilsfeld mit seiner von Natur aus nicht besonders geschützten Kuppe. Es fällt allerdings auf, daß das Erdwerk von Ilsfeld wohl gegen Ende seines Bestehens noch einen vierten Grabenring als zusätzlichen Schutz erhalten hat, wie neuere Luftbilder zeigen. Im allgemeinen haben Erdwerke nur einen bis drei Gräben. Ein Erdwerk bei Paderborn hatte sogar fünf. Auch in Bruchsal-Aue ist ein dritter Graben entdeckt worden, der den Zugang über den Sattel im Norden abschneiden sollte. Die Zeiten waren offenbar unruhiger, gefährlicher geworden. Die beiden Gräben des Erdwerks von Heilbronn-Klingenberg sind *außerordentlich exakt* gebaut und ziemlich steilwandig. Das erschwerte dem einmal Hineingefallenen, wieder herauszuklettern. Der jungfräuliche Lößlehm besitzt eine gute Stabilität und läßt sich besser und leichter als gemischterdiger Boden senkrecht abstechen. Allmählich allerdings brechen unter Regengüssen und mechani-



*Keramikfunde, einen menschlichen Schädel und Tierknochen bargen die Archäologen aus dem innersten Graben auf dem Hetzenberg.*

scher Belastung die oberen Grabenränder trichterförmig ein. Fehlt im Grabenprofil dieser «Trichter», wissen die Archäologen, daß die obersten Schichten nicht mehr vorhanden sind, weil starke Bodenerosion nach dem Verfüllen des Grabens eingetreten ist. In Klingenberg fehlen leider die obersten ein bis anderthalb Meter Boden.

Die beiden Gräben des Erdwerks in Klingenberg werden von symmetrisch angeordneten sogenannten Erdbrücken unterbrochen. Früher nahm man an, es seien Durchlässe oder Tore. Auf dem Schloßberg gibt es aber nur ein zentral gelegenes Tor, jedoch sieben Erdbrücken. Die Ausgrabungen in Bruchsal und in Heilbronn haben die Archäologen gelehrt, daß es sich bei den Erdbrücken noch um zwei andere Bauelemente handeln kann: um Grabenhöcker und um Bastionen.

#### *Fließend Wasser unerwünscht*

Schon bald mußten die Michelsberger Baumeister erkennen, daß Gräben, die den Hang hinabließen, bei starken Regengüssen Beschädigungen erlitten.





Rechte Seite oben:  
Das Profil des  
äußeren Grabens im  
Erdwerk Bruchsal-  
Aue läßt erkennen,  
daß der Graben  
einmal ausgebessert  
wurde. Die Sohle des  
alten Grabens lag  
70 Zentimeter tiefer,  
war aber nicht so  
breit wie die Sohle  
des neuen Grabens.

Schwach zeichnen  
sich im Feld die  
drei Grabenringe  
des Erdwerks von  
Ilfsfeld, südlich von  
Heilbronn, ab.

Das Wasser schoß talwärts, wusch Boden und Wände aus, brachte Ränder zum Einsturz, schwemmte Gräben zu. In Ilfsfeld ist der innere Graben und in Aue der äußere deshalb mindestens einmal repariert worden, wobei dann der neue Graben weniger tief, aber breiter angelegt wurde. Beim Erdwerk von Aue mußte am äußeren Graben sogar ein Tor aufgehoben werden. In Aue, am inneren Graben in Ilfsfeld, in Klingenberg und möglicherweise schon auf dem Hetzenberg verwandten die Tiefbauer einen genialen Trick: Sie stückelten den Graben in Segmente und legten die Grabensohle im Hang horizontal an. Auf der Talseite des Grabenstücks ließen sie einen Erdhöcker stehen, der das Wasser am Abfließen hinderte, und begannen danach das nächste Grabenstück hangabwärts um 1,5 Meter tiefer. Auch dieses erhielt eine waagrechte Sohle. So ging's in Stufen den Hang hinab. Die Grabenhöcker reichten dabei keinesfalls bis an den Grabenrand hoch – sonst hätte man ja auf ihnen den trennenden Graben leicht überwinden können –, wie das heute scheint, weil der obere Teil des Grabenrandes durch Erosion und Ackerbau fehlt. An einer Stelle konnte dies in Klingenberg nachgewiesen werden: Im obersten Grabungshorizont lief der Graben noch ohne Unterbrechung durch, im nächsttieferen erschien er schon durch eine Erdbrücke unterbrochen.

Andere Erdbrücken waren ebenfalls keine Durchlässe, denn auf den kurzen Stücken der Grabenunterbrechung sperrten Bastionen den Zugang. Von diesen Bastionen aus konnten die Verteidiger die

Gräben besser einsehen und die Angreifer von der Seite her unter Beschuß nehmen. Im Erdwerk von Calden bei Kassel sind Grundrisse solcher Bastionen noch erhalten geblieben: längliche, mit der Schmalseite zur Front zwischen den Grabenköpfen angeordnete Konstruktionen, die zwei Querriegel aufweisen. In Klingenberg ist, da die Originaloberfläche metertief abgetragen ist, von den Grundrißgräbchen für die aus Holz gebauten Bastionen leider nichts mehr vorhanden. Daß solche Bastionen aber einmal dagewesen waren, darauf lassen verkohltes Holz und verzierte Lößwände in den Grabenköpfen schließen: Teile der Holzkonstruktion der Bastionen waren bei der Zerstörung der Anlage brennend in den Gräben gestürzt.

Holzkonstruktionen muß es auch an den Toren gegeben haben. Doch ist deren Aussehen nicht bekannt. Nur an einem Tor in Bruchsal-Aue sind einige Pfostenlöcher erkannt worden, aus denen man jedoch nichts Näheres über das Bauwerk erfahren kann. Sicher waren die schmalen, zwei bis drei Meter langen «Schlitzgräbchen» in den Torgassen Bestandteil eines Torhauses oder einer Torverriegelung. Welche Funktion sie genau hatten, weiß aber niemand. Im Erdwerk Aue sind die rätselhaften Gräbchen bis zu anderthalb Meter tief. Eine Pfostenwand hätte darin also festen Halt gehabt. Diese Fundamentgräbchen liegen immer in der Mitte der fünf bis sechs Meter breiten Torgasse und im rechten Winkel zum Grabenverlauf.

An den Grabenköpfen beidseits des zentralen Tores in Klingenberg machten die Archäologen noch ei-



nen weiteren interessanten Befund: Viele flache Steinplatten aus Muschelkalk lagen dort, als wenn sie von einer Trockenmauer stammten, die in den Graben gestürzt ist. Dies wäre ein einmaliger Befund, urteilt Jörg Biel, denn dem mitteleuropäischen Neolithikum ist die Steinarchitektur sonst fremd. Die unvermörtelt aufgeschichteten, also «trocken» gemauerten Kalksteinplatten könnten im Torbereich einem hinter dem Graben aufgeworfenen Erdwall vorgeblendet gewesen sein.

An anderer Stelle war diesem Erdwall eine Holzwand vorgesetzt: 30 Zentimeter breite Spaltbohlen, zumeist aus Eichenholz, hatte man waagrecht und versetzt übereinander gelegt. Ihren Halt erhielten sie von Pfosten vor der Wand und hinten durch einen angeschütteten Erdwall. Die Holzwand dürfte fünf Meter hoch gewesen sein und im oberen Teil als Brustwehr für einen auf der Wallkrone angelegten Wehrgang der Verteidiger gedient haben. Die Holzwand ist dann brennend in den inneren Graben gekippt; sie brannte offenbar nur im Bereich nördlich des zentralen Tores. Dort wird auch der Angriff erfolgt sein. Die Holzteile, die sich verkohlt erhalten haben, sollen dendrochronologisch untersucht werden. Auch in Bruchsal-Aue sind spärliche Reste verkohlten Holzes von der Verschalung des Walls ausgegraben worden.

#### *Michelsberg am Ende: Schutz auf den Höhen*

Das Erdwerk Klingenberg wird nach den Funden der ausgehenden Michelsberger Kultur (Stufe V) zugeordnet, hat aber noch längere Zeit fortbestanden, als die typischen Michelsberger Tulpenbecher außer Mode gekommen waren. Da noch keine Ergebnisse der Dendrochronologie vorliegen, bleiben nur ungefähre Vergleichswerte, etwa ein mit der



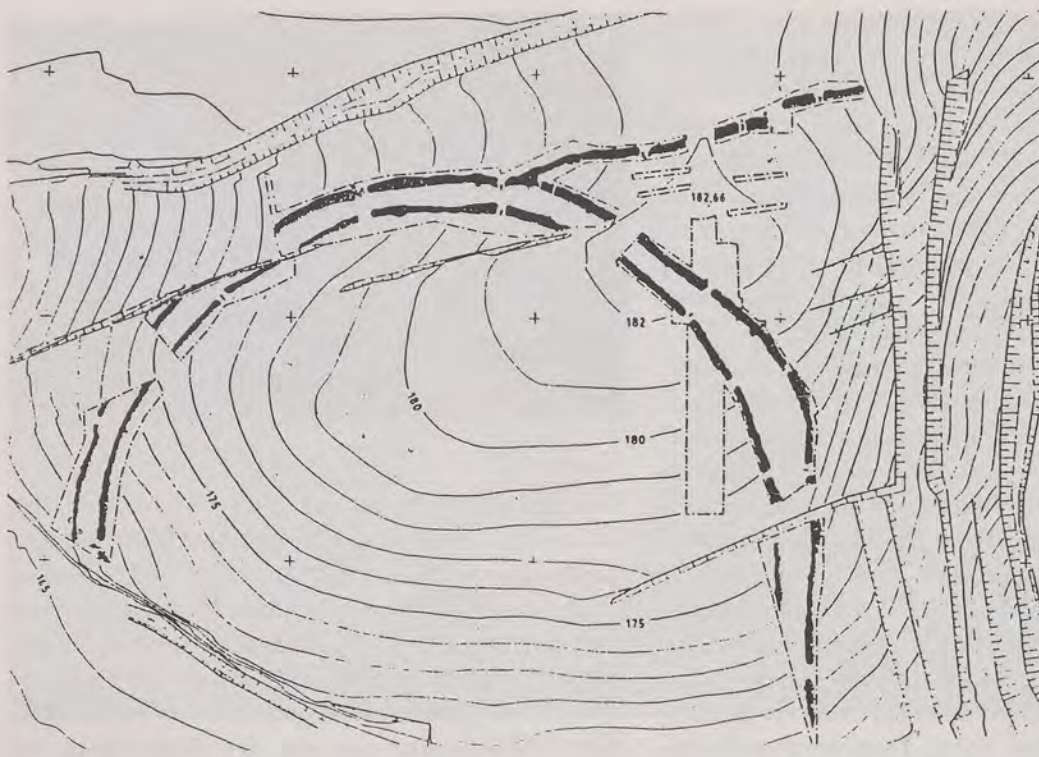
Radiokarbon-Methode auf 3300 v. Chr. datiertes Erdwerk in Echzell in Hessen. Ans Ende der Michelsberger Kultur gehört auch das 1983 (wieder-) entdeckte Erdwerk von Bruchsal-Scheelkopf, von dem aber nur ein 40 Meter langes Grabenstück untersucht werden konnte. Der Rest ist bereits überbaut. In die gleiche Zeit gehören vor allem befestigte Höhensiedlungen wie der Scheuerberg bei Neckarsulm, die Limpurg bei Weilheim oder die Abschnittsbefestigung auf dem Tuniberg bei Munzingen, auch der Goldberg im Ries. Bei diesen Höhensiedlungen in teilweise extremer Berglage und in vergleichsweise ungünstiger Siedlungslage überwiegt eindeutig der Verteidigungsaspekt. Der Schutz auf der Höhe war wichtiger als die Nähe zum Feld.

Eine Rückzugssiedlung dieser Zeit ist auch die Abschnittsbefestigung von Leonberg-Silberberg, besser bekannt unter dem Namen des Wohngebiets Halden IV. Mit einem doppelten bogenförmigen Graben ist der von der Glems umflossene Bergsporn im Osten abgeriegelt worden. Die Siedlungsfläche beträgt etwa zwei Hektar. Die Anlage war



*Bei der Grabung in Bruchsal-Aue ist im äußeren Graben des Erdwerks das mächtige Hörnerpaar eines Auerochsen – in der Bildmitte – gefunden worden. Es markierte einst den «heiligen Bezirk» am Tor, in dem die Sonderbestattungen erfolgten.*





*Gegenüberliegende Seite: Auf einer hier noch landwirtschaftlich genutzten Anhöhe liegt das Erdwerk von Bruchsal-Aue. Bogenförmig grenzen die beiden Gräben in der linken Bildhälfte, wo die Ausgrabungen begonnen haben, die Fläche gegen Norden ab.*

*An der am meisten gefährdeten Seite, im Norden, sperrte ein erst jüngst entdeckter dritter Graben den Zugang zum Erdwerk von Bruchsal-Aue.*

größtenteils schon überbaut, so daß Ingo Stork vom Landesdenkmalamt nur noch kurze Grabenstücke untersuchen konnte. Der äußere Graben war an der Sohle zwei und oben vier Meter breit, der innere unten zwei bis vier und oben sechs bis sieben Meter. Dabei gilt es aber zu berücksichtigen, daß durch die Erosion erhebliche Bodenschichten abgetragen worden sind. Das ergibt sich auch aus der Tiefe der Gräben, die höchstens noch 1,8 Meter betrug. In Leonberg wie auch anderswo – etwa in Nordhessen und in Westfalen – fällt auf, daß sich die Bewohner in der Spätzeit mit den Gräben ziemliche Mühe gegeben haben. Sie brachen nämlich bis zu 1,2 Meter tief das anstehende Gestein aus, damit die Sperrwerke auch ausreichend tief und schwer zu überwinden waren.

Aus im Graben vorgefundenen Steinen schloß der Archäologe, daß hinter dem innersten Graben ein Erdwall aufgeschichtet war, der mit einer Trockenmauer verblendet worden ist. Als die Leonberger befestigte Siedlung von Feinden erobert und zerstört wurde, kippten die Steine in den Graben und ein Großfeuer vernichtete die hölzernen Befestigungswerke. In beiden Gräben stießen die Ausgräber auf eine Brandschicht, die vom gewaltsamen Ende der Anlage zeugt.

Betrachtet man die Verbreitungskarte der Michelsberger Erdwerke, so fällt gleich ins Auge, daß sich die Anlagen im Gebiet um Bruchsal und um Heilbronn ballen. Hier wie dort gibt es drei bis vier Erd-

werke auf beschränktem Raum, die jedoch nicht alle gleichzeitig besiedelt waren, sondern sich ablösen, wie aus dem datierenden Fundmaterial abzulesen ist. Im Bereich Bruchsal war der Altenberg bei Heildesheim, wo in den Weinbergen Reste von zwei Gräben und Durchlässen untersucht werden konnten, die älteste Anlage. Dann folgte Bruchsal-Aue und schließlich Bruchsal-Scheerkopf. Der namensgebende Michelsberg war schon im vergangenen Jahrhundert ausgegraben worden. Die Unterlagen sind im Krieg verloren gegangen und daher nicht mehr überprüfbar; allem Anschein nach hat der Michelsberg neben Aue und Scheerkopf bestanden.

Im Gebiet um Heilbronn wurde zuerst das Erdwerk auf dem Hetzenberg gebaut, dann jenes von Ilsfeld und schließlich das von Klingenberg. Jörg Biel glaubt, daß es auch hier ein viertes geben müsse, das zeitlich zwischen Ilsfeld und Klingenberg liege und der Kulturstufe Michelsberg IV/V angehöre. Vielleicht ist dieser Erdwall ebenfalls auf dem Klingenger Schloßberg zu finden, wo die Siedlungsgruben weit hinein ins Vorfeld der beiden nachgewiesenen Gräben reichen und bis jetzt eine Fläche von rund fünf Hektar bedecken. Ein zweites Grabenwerk, das weiter im Westen liegt und die gesamte Siedlungsfläche einschließen würde, ist bisher aber noch nicht entdeckt. Grabungen in dem betreffenden Gelände sind derzeit nicht möglich; Sondierungen erbrachten keinen Hinweis.

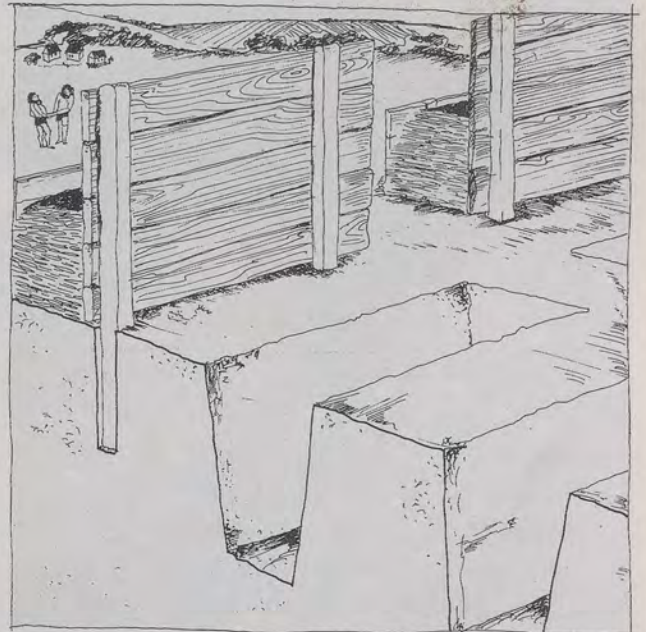




### Residenz auf Reisen

Bei den Erdwerken handelt es sich um Siedlungszentralen, um Siedlungen mit zentralörtlicher Funktion. Daneben existierten offene Siedlungen und Einzelgehöfte. Allenfalls die frühen Anlagen könnten wegen ihrer Größe auch den Charakter von Fluchtburgen für das Umland gehabt haben. Eher ist aber an eine Kapitale für Herrschaft und Kult zu denken. Es sind die frühen Herrschaftszentren im Land, Residenzen der Macht. Jens Lüning bezeichnet die Michelsberger Erdwerke als *Ansätze für stadtartige Siedlungen* und mißt ihnen die Funktionen eines Herrschafts- und Verwaltungsmittelpunkts zu, eines Orts verdichteten Wohnens für eine größere Menschenzahl, der Ausübung des Handels und der Religion und schließlich eines sicheren Horts – also Funktionen, die auch für eine Stadt des Mittelalters charakteristisch sind.

Freilich ist die «neolithische Stadt» – anders als die des Mittelalters – wider Erwarten ständig geschrumpft und hat ihren Standort gewechselt. Was mögen die Gründe dafür gewesen sein? Was den Bereich Bruchsal angeht, so läßt sich die Verkleinerung wegen fehlender Vergleichswerte nur pauschal annehmen. Nur die Fläche des Erdwerks von Aue kann man errechnen: mindestens 6,5 Hektar. Im Gebiet um Heilbronn werden die Siedlungs-



So stellt sich der Zeichner nach den Grabungsbefunden die Umweh rung in Klingenberg, südwestlich von Heilbronn, vor. Nach Überwindung der beiden Gräben mußte der Angreifer die Bohlenwand mit dahinter liegendem Erdwall überklettern. Der gezeichnete Durchlaß entspricht nicht mehr den neuen Erkenntnissen.



flächen von Mal zu Mal offensichtlich deutlich kleiner. Der Hetzenberg mißt 20 Hektar, Ilsfeld nur noch dreizehn und Klingenberg zwei Hektar. Gäbe es ein älteres Erdwerk auf dem Klingenberg Schloßberg, so läge es mit mindestens fünf Hektar etwa in der Mitte zwischen den beiden letztgenannten und besäße etwa die Größe von Bruchsal-Aue. Die umwehrten Areale der Residenzen schrumpfen

also Schritt um Schritt jeweils auf ungefähr die Hälfte. Ist das eine Folge der Bevölkerungsentwicklung? Ist die Zahl der Menschen im 4. Jahrtausend vor Christus geringer geworden oder ist ein Teil von ihnen von der «Stadt» aufs Land gezogen? Hat das unmittelbar umliegende Ackerland nicht mehr so viele Menschen ernähren können? Da nirgendwo verlässliche Hausgrundrisse der Mi-



*Rechte Seite oben:  
Der Schloßberg von  
Klingenberg vom  
Westen aus.  
Rechts der Gelände-  
abfall zum Neckar;  
oben die Burg Klin-  
genberg; in der Mitte  
die beiden leicht  
geschwungenen Grä-  
ben, die das Gelände  
abriegeln.*

*Rechte Seite unten:  
Reste verkohlten  
Holzes und ein Stück  
durch den Brand rot-  
verzierelter Graben-  
wand legten die Aus-  
gräber im inneren  
Graben von Klingenberg  
frei.*

*Mehr als fünf Meter  
dick ist die Lössschicht  
auf dem Klingenberg  
Schloßberg, in die  
die Michelsberger  
ihre Gräben und Gruben  
hinuntergegraben  
haben.*





chelsberger Kultur erhalten sind, läßt sich über die Zahl der Häuser auf einem Areal und damit über die Dichte der Besiedelung, aus welcher man dann auf die Bevölkerungszahl schließen könnte, nichts Genaues sagen. In Klingenberg fiel dem Ausgräber Jörg Biel auf, daß die Keller- und Abfallgruben häufig zu zweit oder zu dritt in einer Reihe liegen, als ob sie nach einem Haus ausgerichtet seien. Aus der Zahl der Gruben und einer anzunehmenden Hofgröße von 225 Quadratmetern kann man dann für Klingenberg eine Bevölkerung von rund 400 Personen hochrechnen, eine Zahl, die eher zu niedrig als zu hoch sein wird.

Andere Wissenschaftler richten sich bei ihren Berechnungen nach der für die Befestigungsanlagen erforderlichen Arbeitsleistung. Dabei wird der Arbeitsaufwand manchmal überbewertet. Für das Erdwerk von Klingenberg sind nach Berechnungen etwa 2000 Kubikmeter Erde bewegt worden. Legt man einen von der «Michelsberger Gewerkschaft Bau-Steine-Erden» erkämpften Acht-Stunden-Tag zugrunde, hätten 35 Arbeiter binnen eines Monats die Gräben ausgehoben und den Wall aufgeschüttet gehabt. Für das größere Aue wären im gleichen Zeitraum 170 Mann nötig gewesen – die gleiche Zahl, die in Ilsfeld ein Vierteljahr lang beschäftigt gewesen wäre. Das ergibt alles keine großen Bevölkerungszahlen, setzt aber voraus, daß die beim Grabenbau tätigen Menschen in dieser Zeit von der

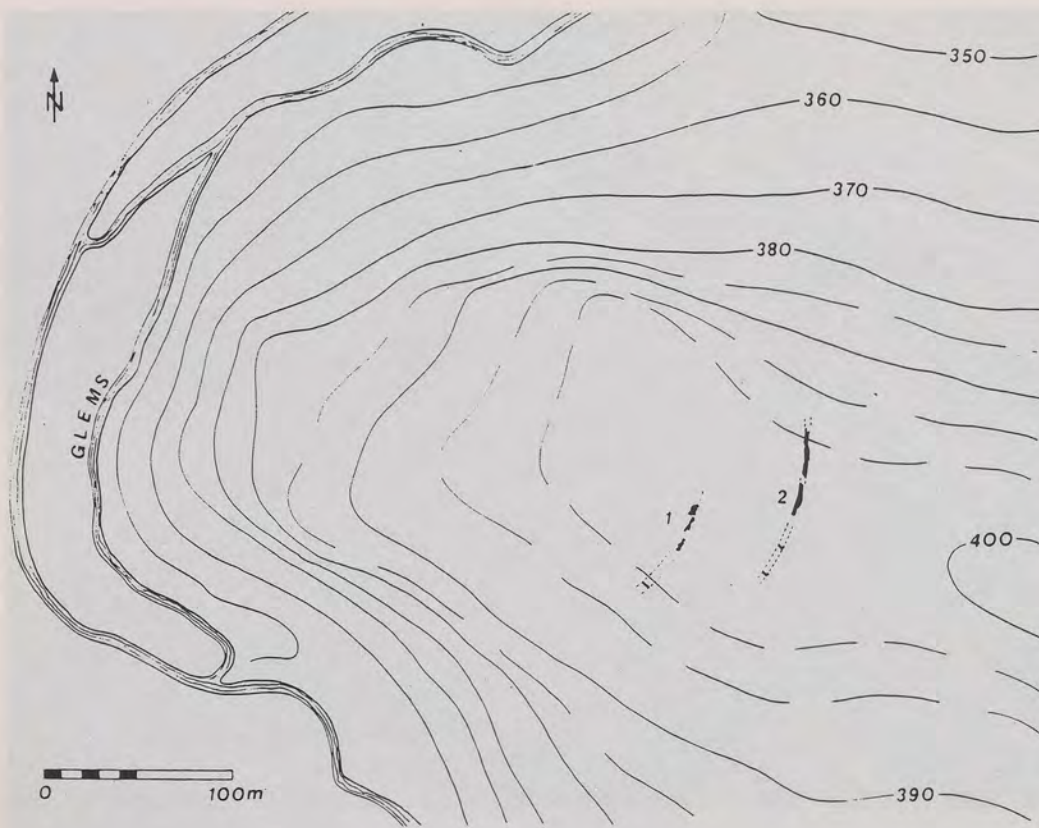
übrigen Bevölkerung ernährt wurden, also die Produktivität der Landwirtschaft entsprechend hoch gewesen sein muß.

#### *Müllprobleme in der Jungsteinzeit*

War der Umzug der Residenz an einen neuen Ort nötig geworden, weil das Bauholz für Häuser und Befestigungen, die ja immer wieder erneuert wer-







Den Sporn über der Glems in Leonberg schneiden zwei Gräben ab, die nur noch in kurzen Stücken untersucht werden konnten.

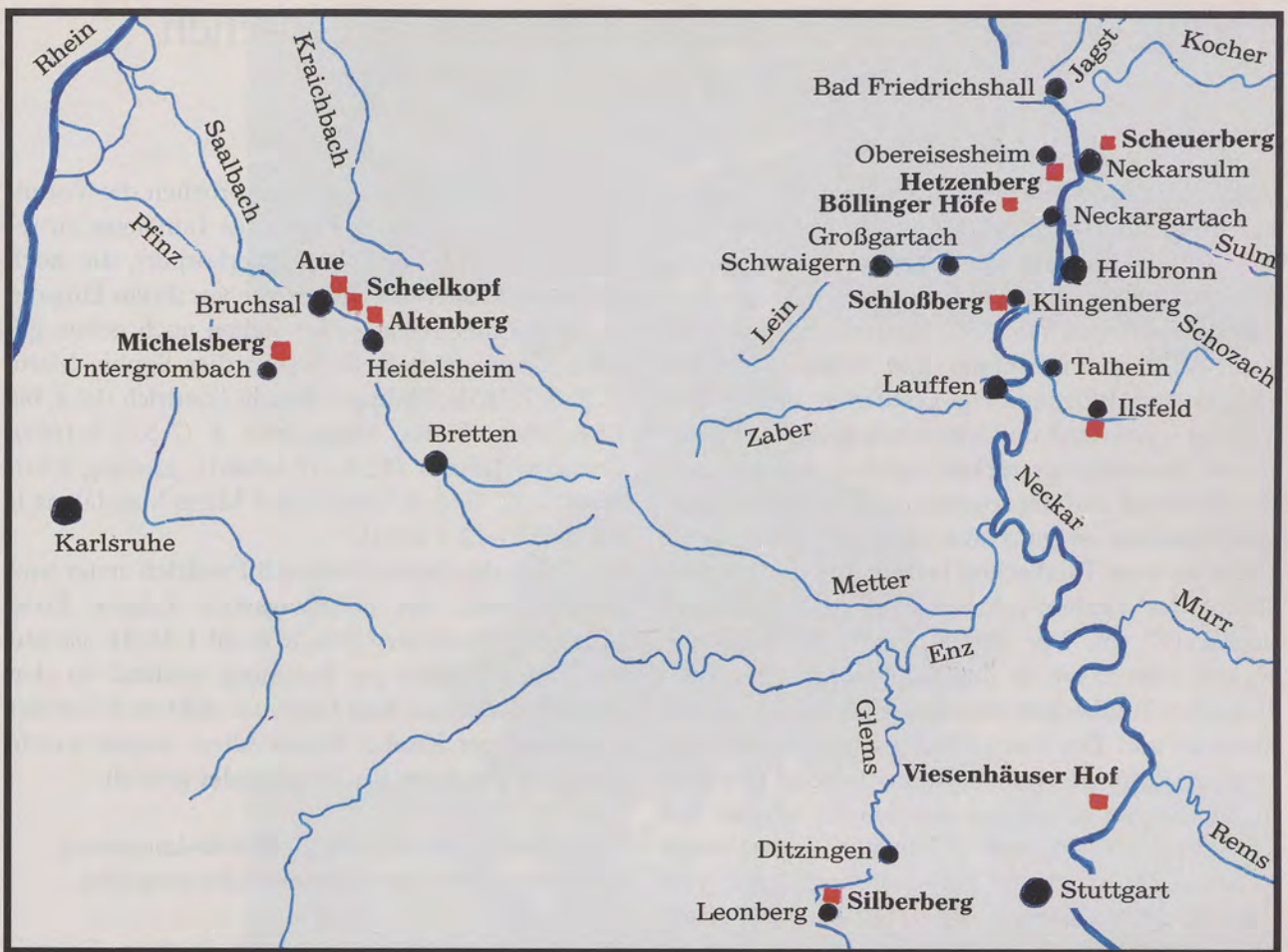
den mußten, in der Nachbarschaft zur Mangelware geworden war? Oder zwangen hygienische und praktische Gründe zum Standortwechsel? Wenn sich auf dem Siedlungsareal schließlich Abfallgrube an Abfallgrube reiht und man nicht mehr weiß, wohin mit dem Müll, stinkt's im Sommer auch robusteren Naturen. Wenn der Boden löchrig geworden ist wie ein Schweizer Käse, verliert der Löß an Stabilität. Die Wände der Gruben halten nicht mehr, die Hauspfosten stehen nicht mehr sicher. Alles stürzt zusammen. Dann wird's hier ungemütlich und höchste Zeit für einen Umzug.

Sicher hat auch der gewandelte Charakter der Siedlung und das erhöhte Schutzbedürfnis seiner Bewohner einen Ortswechsel erforderlich gemacht. Die topographische Lage von Klingenberg ist für die Verteidigung weitaus geeigneter als jene von Ilsfeld. Auch in Bruchsal-Aue bot das Erdwerk mit seinen mindestens drei Toren keinen optimalen Schutz. Freilich wollte man im angestammten Siedlungsgebiet mit seinen fruchtbaren und leicht zu bearbeitenden Böden bleiben. Vermutlich hat auch die verkehrsgünstige Lage eine Rolle gespielt.

#### *Handelszentren im Unterland und am Oberrhein*

Das war vor allem für den (Fern-)Handel wichtig. Handelsverbindungen kann man manchmal an Funden ablesen, zum Beispiel an den Feuersteingeräten, die in Klingenberg selbst nicht hergestellt, sondern als Fertigprodukt importiert wurden. Plattensilex aus Bayern und eine bunte Palette von Kreidefeuersteinen, darunter solche von der Ostsee, bargen die Archäologen. Auch in Bruchsal-Aue lassen sich Handelsbeziehungen nachweisen. Eine Keramik-Kanne stammt aus dem mittleren Neckarland, Steinklingen aus Kreidesilex sind aus Nordwestfrankreich und Belgien eingeführt worden. Noch ein anderes wertvolles Handelsgut, das sicher nicht hier gewonnen, aber sehr wohl verarbeitet wurde, ist in Klingenberg nachzuweisen: Kupfer. In fünf Gruben kamen Gußtiegel und Metallreste zum Vorschein, die zeigen, daß schon die spätneolithischen Michelsberger das Metall kannten. Das eben erst aufkommende Metall stellte einen Wert dar. Handwerk und Handel produzierten begehrte Waren, häuften Güter an. Besitz will verteidigt sein.





Die beiden Ballungsräume für jungsteinzeitliche Graben- und Erdwerke: um Heilbronn und um Bruchsal.

Und so waren es namentlich auch solche Leute, nicht die Bauern, die hinter Graben und Wall Schutz suchten.

In der Zeit nach Michelsberg V, der der Hauptteil der Klingenger Funde angehört, müssen sich Wandlungen vollzogen haben, welche die Wissenschaftler heute erst zu ahnen beginnen. Die Untersuchung der rund 30 000 Tierknochen ergab einen ungewöhnlich hohen Anteil an Wildtierknochen. Das heißt, in den dichten Wäldern gingen die Erdwerk-Bewohner eifrig auf Jagd. Das war bisher nicht so gewesen. Auch hielten sie bereits Pferde. Die Bedeutung des Ackerbaus scheint zurückgegangen zu sein.

Ein Übergang zu den sogenannten Becherkulturen – Schnurkeramik- und Glockenbecherkultur – des Endneolithikums, die dann in die Frühbronzezeit überleiten, deutet sich an. In Klingenberg sind ein einzelnes Glockenbecher-Grab, in dem eine ältere Frau bestattet wurde, und vier Gruben mit Siedlungsmaterial dieser Kultur erforscht worden. Die Glockenbecher-Leute trieben mehr Viehzucht und Handel. Sie lebten in kleineren Gruppen und wechselten öfters den Siedlungsplatz. Das sind Merkmale, die sich in der Endphase von Klingenberg bereits andeuten. So wird es verständlich, daß die Tradition der Grabenwerke und der Michelsberger Erdwerke am Ende der Jungsteinzeit abbricht.



In der Regierungszeit des Grafen Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg wurde im Jahre 1680, dem 150. Gedenkjahr der Augsburger Konfession, die evangelische Stadtkirche in Langenburg – hervorgegangen aus der 1502 geweihten, von Graf Kraft VI. von Hohenlohe und seiner Gemahlin Helena von Württemberg gestifteten Heilig-Blut-Kapelle –, erweitert und innen neu gestaltet. Zu den neuen Ausstattungsstücken zählten damals auch der Taufstein und der sogenannte Konfessionsaltar. Der Taufstein ist ganz aus Holz gearbeitet. Seine Höhe bis zum Taufbecken beträgt 109 cm, bis zum Haupt des Täufers Johannes auf dem Taufsteindeckel 177 cm. Der Durchmesser des Taufsteinsockels mißt 55 cm. In den Taufstein ist ein großes zinnernes Taufbecken eingelassen, das Künzelsauer Meister- und Beschauzeichen trägt. Dies darf als Hinweis dafür gewertet werden, daß der Taufstein in Künzelsau geschaffen worden ist. Außer der Künstlerfamilie Sommer, die in fünf Generationen in Künzelsau gearbeitet hat und deren erster Vertreter Eberhard Sommer von 1610 bis 1677 gelebt hat, kommt dafür niemand in Betracht.

Der obere Teil des Taufsteins, Cuppa genannt, wird von drei Engeln je auf dem Kopf und den beiden hochgereckten Händen getragen, die sechseckige Wandung der Cuppa ist mit sechs Engelsköpfen geschmückt. Nun sind die drei tragenden Engel so gekleidet, daß sie Kleinkindern verschiedener Altersstufen entsprechen: Einer trägt ein Kleid, wie es Buben und Mädchen bis in unser Jahrhundert hinein in den ersten Lebensjahren getragen haben; dem zweiten ist dagegen nur eine Art Lendenschurz um die Hüften gelegt, und der dritte hat sich mit einer einfachen Windel zufriedenzugeben. Nun weiß man, daß Graf Heinrich Friedrich, auf den Bestellung und Gestaltung des Taufsteins zurückgehen werden, zweimal verheiratet gewesen war und daß von seinen insgesamt zwanzig Kindern zehn durch einen frühen Tod aus diesem Leben genommen worden sind.

Diesen seinen früh verstorbenen Kindern hat Graf Heinrich Friedrich mit dem Taufstein ein glaubensstarkes Denkmal gesetzt. Von ihnen ist Moritz Ludwig (21. 2. 1676–5. 4. 1679) drei Jahre alt geworden, Philipp Friedrich (9. 6. 1664–20. 7. 1666) zwei Jahre alt und das Töchterlein Sophie Christina Dorothea (6. 2.–2. 8. 1666) gerade sechs Monate alt. Sie dürfte gerade stehen gelernt haben. Man wird nicht fehl-

gehen, in diesen drei Frühverstorbenen die Vorbilder der drei tragenden Engel des Taufsteins zu sehen. Die sechs Engelsköpfe verkörpern die noch kleineren Kinder des Grafen, die vor ihrem Eingang in das Himmelreich weder stehen noch gehen gelernt haben dürften. Es waren dies Sophie Marie (7. 3.–1. 7. 1653), Philipp Albrecht Friedrich (19. 4. bis 13. 6. 1654), Maria Magdalena I (7. 5.–1. 9. 1655), Christina Juliana (12. 4.–17. 8. 1661), Ludwig Christian (7. 12. 1662–8. 5. 1663) und Maria Magdalena II (14. 8. 1670–12. 1. 1671).

Ein Sohn, des Grafen Heinrich Friedrich erster und ältester Sohn, der hoffnungsvolle Erbgraf Ernst Eberhard Friedrich (10. 9. 1656–30. 1. 1671), ist auf der Hohen Schule zu Straßburg weilend an den Pocken gestorben. Sein Grabmal steht im Chor der Langenburger Kirche. Seines Alters wegen wurde er nicht mehr unter die Engelkinder gezählt.

*Graf Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg hat das Programm des Taufsteins selbst entworfen*

Ob der damalige Hofprediger Ludwig Casimir Dietzel (1617–1686), der seit 1645 Stadtpfarrer und seit 1650 zugleich Hofprediger in Langenburg war, dabei seine Hand im Spiele hatte, mag füglich bezweifelt werden. Graf Heinrich Friedrich war durchaus ein eigener theologischer Denker. Seine literarischen Arbeiten weisen ihn dafür genügsam aus. Graf Heinrich Friedrich war seit 1657 Mitglied



*Einer der sechs Engelsköpfe an der Rundung des Taufsteins in der Langenburger Stadtkirche.*





*Fast zwei Meter hoch ist der Taufstein samt Deckel in der Langenburger Stadtkirche. Graf Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg – gestorben im Jahr 1699 – hat das Programm entworfen, das vermutlich Mitglieder der Künstlerfamilie Sommer in Künzelsau ausgeführt haben.*

der «Fruchtbringenden Gesellschaft», die 1617 in Weimar als erste deutsche Sprachgesellschaft gegründet worden ist. Der Langenburger Taufstein ist in seiner theologischen Konzeption und in seiner künstlerischen Ausführung ein einmaliges Glaubenszeugnis seines Auftraggebers, des Grafen Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg,

der ein Großneffe Wilhelms von Oranien war, gestorben 1684 in Delft.

Dem Taufstein und seiner Konzeption in der evangelischen Stadtkirche darf ein Bild, ein Kupferstich, im Schloß Langenburg zugeordnet werden, dessen Entstehungsjahr 1699 verschlüsselt aus der Gesamtkomposition entnommen werden konnte. Das Bild





Die drei tragenden Engel im Sockelbereich des Langenburger Taufsteins bedecken die Blöße mit einer Windel, mit einer Art Lendenschurz und mit einem Hemd. Sie symbolisieren drei frühverstorbene Kinder des Grafen Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg.

wurde von I. D. Fillisch gemalt und von dem Kupferstecher Elias Christopherus Heiß in Kupfer gestochen und auf ein Seidenblatt in der Größe 79 × 66 cm gedruckt; beide Künstler waren in Augsburg tätig. Mit dem Holzrahmen hat das Bild die Maße 118 × 89 cm.

Das Bild zeigt auf der linken Hälfte den soeben in die Ewigkeit abgerufenen Grafen Heinrich Friedrich in glückseligem Verein mit seiner ersten frühverstorbenen Gemahlin Eleonore Magdalene geb. Gräfin von Hohenlohe-Weikersheim (1635–1657) und seinen zehn ihm im Tode längst vorausgeeilten Kindern, deren überwiegende Zahl schon im Säuglingsalter gestorben war. Mit Palmzweigen in den Händen und Armen als die Selig-Vollendeten ausgezeichnet, stehen Erwachsene und Kinder vor dem Stadtbild des Himmlischen Jerusalems. Zwei kleine Engel weisen den Weg in die Stadt Gottes, in das Himmlische Jerusalem mit seinen zwölf Toren. Drei Engel schweben über dem Grafenpaar, die Krone des ewigen Lebens haltend, dem Schriftwort gemäß: *Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben* (Offenbarung 2,10). Auf der rechten Bildseite ist ein Segelboot auf dem gefährlichen Ozean des Lebens zu sehen. Der Segelmast trägt einen Wimpel mit Kreuz und der lateinischen Aufschrift: *Sic itur ad astra*, zu deutsch: *So geht man ein zum Himmelreich*.

Im Boot sitzen die jüngst verwitwete Gräfin Juliane Dorothea geb. Gräfin von Castell (1640–1706) und zehn am Leben gebliebene Söhne und Töchter des Grafen Heinrich Friedrich: Graf Albrecht Wolfgang

(1659–1715), Gräfin Luise Charlotte (1667–1747), Graf Christian Kraft (1668–1743), Gräfin Eleonore Juliane (1669–1750), Graf Friedrich Eberhard (1672–1737), Gräfin Johanna Sophia (1673–1743), Gräfin Christina Maria (1675–1718), Gräfin Augusta Dorothea (1678–1740), Gräfin Philippine Henriette (1679–1751) und Gräfin Ernestina Elisabetha (1680–1721). Eine Inschrift in der Bildmitte lautet:

*Andreas läßt sein Schiff  
und folget Christi Wort,  
So lasse ich das Meine  
und wandre willig fort.*

Die beiden ersten Zeilen dieses Verses wollen in Verbindung mit Jesu Jüngerberufung am See Genezareth gebracht werden, wie sie in Matthäus 4, 18–22, Markus 1, 16–20 und Lukas 5, 1–11 geschrieben stehen. Die Gesamtkomposition des Bildes darf dem Grafen Heinrich Friedrich zugeschrieben werden, ebenso das Wort in der Bildmitte, das die Gottergebenheit und die Todesbereitschaft des frommen Grafen auszudrücken versucht. Solches Denken lag den gebildeten Frommen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahe, war ihr Jahrhundert doch das des «Großen Krieges» von 1618 bis 1648 mit seinem millionenfachen unverschuldeten Sterben, Leid und Elend.

Aus den ausgezogenen Großbuchstaben der Schrift, die an den unteren Bildrand gesetzt ist, ergibt sich – in die gehörige Ordnung gesetzt – die Jahreszahl 1699, das Todesjahr des Grafen Heinrich Friedrich, das auch das Jahr der Entstehung des Bildes ist. Die



Schrift lautet: *Ich bin Gott Lob von diesem grossen Ungewitter befreit, nun Herr Jesu stehe nur Übrigen ferner in ihren Nöthen bey.*

In dem mit *Trauer-Sermon und Leichenpredigten* betitelten, insgesamt 215 Seiten im Quartformat umfassenden Totengedenken für den Grafen Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg finden sich am Schluß dreiunddreißig Gedichte. Diese sind von den Töchtern des Verstorbenen und von hohenlohisch-langenburgischen Pfarrern, Schulmännern und höheren Beamten, teils in Deutsch und teils in Latein verfaßt und tragen den Titel *Trauer- und Lob-Gedichte zu Hochverdienten Ehren des Weyland Hoch-*

*geborenen Graffen und Herrn, Herrn Heinrich Friedrich Graff von Hohenlohe und Gleichen, Herrn zu Langenburg und Cranichfeld.*

Das letzte abschließende Gedicht in dem Buche ist vom verstorbenen Grafen selber im Blick auf sein bevorstehendes Ableben geschrieben. Es umfaßt 364 Zeilen und trägt die Überschrift: *Send-Schreiben des Weyland Hochgeborenen Graffen und Herrn, Herrn Heinrich Friedrich Graffen von Hohenlohe und Gleichen, Herrn zu Langenburg und Cranichfeld an seine hinterbliebene Frau Gemahlin aus der Himmelsburg / Nach erwünscht vollendeter Lebens-Schiffahrt / Und selig fröhlichem Eingang in das ewige Freuden-Leben.*



Dieser Kupferstich auf Seide hat die beträchtlichen Maße von 90 auf 116 cm und ist 1699 geschaffen worden. Das Bild zeigt links den in die Ewigkeit abgerufenen Grafen Heinrich Friedrich von Hohenlohe-Langenburg mit seiner ersten Gemahlin und seinen zehn schon gestorbenen Kindern. In dem Segelboot rechts sitzen die zweite Gemahlin des Grafen und die zehn überlebenden Söhne und Töchter.



Es könnte so einfach und sinnvoll sein: eine alte, unnötig gewordene Straße der Natur zuliebe aus der Welt zu schaffen. Alle Trassen, bis hin zu ganzen Autobahnen, lassen sich spurlos beseitigen, wie man am Aichelberg beobachten kann. Dort wurde die Teerdecke der alten A 8 abgetragen, das Fundament ausgebaggert, das Gelände planiert und wieder begrünt. Ein Beispiel, das Schule machen könnte im Lande, bis hinab zu wenig befahrenen, entbehrlichen Kreis- und Gemeindestraßen, deren es, zusammengerechnet, einige hundert Kilometer geben dürfte.

Parkplätze verschwunden sind, die das historische Ensemble gestört haben, könnte die rechte Zeit sein, dem Sträßchen beizukommen, denkt Fritz Oechßler. Der Forstdirektor hat sein Wunschbild schon vor Augen: die zweispurige Fahrbahn der K 1659 ist verschwunden, übrig bleibt nur eine Busspur, kombiniert mit einem Wanderweg. Das Blätterdach des Waldes schliesse sich über der verschmälerten Trasse, kein Krach, keine Abgase mehr, nur das sonore Brummen öffentlicher Linienbusse wäre hier und da zu hören. Oechßler hat eine ganze Reihe von Argumenten parat, um seine Vision zu stützen.



*Der Stuttgarter Forstdirektor Fritz Oechßler schreitet an der Stelle über die Kreisstraße K 1659, an der auf 25 Meter Länge Bankett und Teile der Fahrbahn abgerutscht sind. Er kämpft darum, diese überflüssige Verbindung Solitude–Schillerhöhe bis auf den Busverkehr zu schließen.*

Doch weit gefehlt! In der Bundesrepublik, die über eines der dichtesten Straßennetze der Welt verfügt, kommt kaum eine Maßnahme des Umweltschutzes schleppender voran als die Beseitigung alter Straßen. So auch bei der K 1659, einem unscheinbaren Kreissträßchen, das vom Stuttgarter Schloß Solitude auf die Schillerhöhe bei Gerlingen führt, vorbei am Gartenzaun der ehemaligen Privatresidenz Lothar Späths. Dem Direktor des Forstamtes Stuttgart, Fritz Oechßler, ist das kaum befahrene Straßenstück seit Jahren ein Dorn im Auge: eine geteerte Schneise durch die Wälder und Fluren seines Forstamtes. Jetzt, wo der Schloßhof der Solitude endlich für Pkws gesperrt ist, wo dort auch die

Die Solitude ist eines der beliebtesten Naherholungsgebiete um Stuttgart, geschätzt vor allem von älteren Wanderern, die hier ohne große Steigungstrecken vom Schloß bis auf die Schillerhöhe spazieren. Autos stören hier noch mehr als in der Innenstadt.

Doch damit nicht genug: Das Asphaltband zerschneidet die Wiesen vor dem Schloß und stört die Aussicht entlang der Ludwigsburger Allee, der historischen Basislinie der württembergischen Landesvermessung, die man von der Solitude aus in ganzer Länge bis zum Ludwigsburger Schloß überblicken kann. Durch dieses königliche Panorama rollen Autos und Lastwagen, die vor diesem



Kleinod des Rokoko, aus Fritz Oechßlers Sicht, nichts zu suchen haben. Im Winter ist die Straße auch rodelnden und skifahrenden Kindern im Wege.

Verkehrstechnisch hat die K 1659 schon seit den frühen sechziger Jahren an Bedeutung verloren. Damals ließ das Land mit großem Aufwand die vierspurige Wildparkstraße L 1180 anlegen, die, nur wenige hundert Meter entfernt, parallel zum alten Kreissträßchen verläuft. Weil die Wildpark-Trasse nahe am Wohnsitz des damaligen Ministerpräsidenten vorbeigelegt wurde und weil am anderen Ende die Traditionsfirma Bosch mit ihrer Verwaltung residiert, sollen die Planer beim Zuschnitt der Fahrbahnen besonders großzügig hingelangt haben. Heute gilt diese Stadtautobahn jedenfalls als überdimensionierte Hinterlassenschaft aus kritiklos autofreundlichen Zeiten. Mit einem Vorteil: Sie könnte den Verkehr des alten Kreissträßchens zwischen Solitude und Schillerhöhe problemlos aufnehmen. Entstehender Umweg: gerade mal 300 Meter – kein großes Opfer für den Naturschutz. *Eigentlich hätte man schon beim Bau der Wildparkstraße reagieren müssen, meint Fritz Oechßler heute, man hätte die Renaturierung der Kreisstraße zum Bestandteil des Planfeststellungsverfahrens machen müssen. Verkehrswissenschaftler sprechen so oft von der Bündelung des Verkehrs, hier wäre eine optimale Möglichkeit, genau das in die Tat umzusetzen.*

Um zu zeigen, daß das kein Hirngespinnst bleiben muß, begibt sich der Forstmann unter die Meinungsforscher: Er erkundet vorsorglich das Ausmaß des autofahrerischen Zorns, den er mit einer

Sperrung der Straße auf sich zöge. In waldgrüner Dienstinform stellt er sich an den Rand der K 1659 und fragt vorbeikommende Autofahrer, ob sie sich mit einer Sperrung des Sträßchens abfinden könnten. Ein junger Stipendiat der Akademie im Schloß fährt zum Einkaufen nach Gerlingen. *Aber, sagt er, ich könnte selbstverständlich auch den Umweg über die Wildparkstraße nehmen. Nein, gegen eine Sperrung habe ich nichts!* Folgt ein Installationsmeister, der mit seinem Lieferwagen von einem Kunden auf der Schillerhöhe zurückkommt. Er fährt hier pro Jahr nur zwei- oder dreimal vorbei. *Eine Sperrung? Nichts dagegen!* Zwei ausländische Mitbürger sind unterwegs zu einem Krankenbesuch im nahegelegenen Sanatorium der Landesversicherungsanstalt. Sie fahren diese Strecke, weil sie kürzer ist, sagen sie, aber gegen eine Sperrung hätten auch sie nichts einzuwenden. Eine junge Frau, die ihre Kinder in den Kindergarten fährt, ein Ehepaar, das ins Sportheim will, ein Mitarbeiter von Bosch, ein Krankenpfleger, der im Sanatorium arbeitet, Handwerker, die am Schloß zu tun haben, zwei Fahrlehrer samt Schülern, die die K 1659 als ruhige Übungsstrecke benutzen, dann bricht der Forstmann seine Stichprobe ab: Niemand hatte grundsätzliche Einwände gegen eine Sperrung. *Quod erat demonstrandum!*

*Ein Erdrutsch halbiert die Straße –  
Gerlingen und Ludwigsburg gegen den Rückbau*

Selbst höhere Gewalten scheinen mit Fritz Oechßler im Bunde: Da gab es diesen massiven Erdrutsch vor einigen Jahren, der das Bankett der alten Straße auf

*Die Wiesen und Wege rund um die Solitude sind ein einzigartiges Naherholungsgebiet, das von möglichst wenig Durchgangsverkehr belastet werden sollte.*





25 Meter Länge in die Tiefe sacken ließ, samt Teilen der Fahrbahn. Den Grund für dieses Malheur hatte ein Fachmann des Geologischen Landesamtes rasch gefunden: Die Trasse verläuft am steilen Hang, und 20 Meter unterhalb der Fahrbahndecke liegt ein Quellhorizont, eine instabile, ständig feuchte Zone zwischen Stubensandstein und Buntem Mergel. Dort brach der Untergrund, sehr zur Freude der Forstverwaltung. Denn jetzt kam das machtvolle Argument zum Tragen: Verkehrssicherheit gefährdet! Ein Jahr lang blieb die Straße völlig gesperrt, mit Ausnahme öffentlicher Busse. *Und niemand hat sie groß vermisst*, erzählt Fritz Oechßler.

Doch er und andere Straßengegner hatten sich zu früh gefreut. Ihr Vorschlag, die Straße gleich ganz aus der Welt zu schaffen, statt sie aufwenig zu reparieren, scheiterte am Veto des Stuttgarter Verkehrsverbundes: ohne die K 1659 müßten zwei Haltestellen aufgegeben werden, der Fahrplan käme durcheinander, der Umwelt wäre, trotz guter Absichten, ein Bärendienst erwiesen, war da zu hören. Auch die Parkplätze am Schloß Solitude und am nahegelegenen Sanatorium müßten zumindest über Stichstraßen erschlossen bleiben. Sachzwänge über Sachzwänge!

Der hartnäckigste Widerstand kommt von der Gerlinger Stadtverwaltung, auf deren Gemarkung ein entscheidender Teil der K 1659 liegt. *Die Gerlinger fühlen sich immer noch stark zum Schloß Solitude hingezogen*, läßt der erste Beigeordnete des Bürgermeisters wissen, nicht ohne Groll darüber, daß die Markung Solitude samt Schloß vor genau 50 Jahren auf

Anweisung der Nationalsozialisten den Gerlingern entrissen und den Stuttgartern zugeschlagen worden war. Man habe aber in Gerlingen nach wie vor vielfältige Reminiszenzen an das Schloß, fügt der Beigeordnete an, die Ahnen hätten es in harter Fronarbeit erbaut. Wenn jetzt schon die Solitude dahin sei, müsse wenigstens noch die Verbindungsstraße erhalten bleiben, Waldesruh hin oder her.

Fehlanzeige auch beim Landratsamt Ludwigsburg, auf dessen Gebiet der Rest des Sträßchens verläuft. Die Haushaltsmittel für den Straßenbau seien auf Null zurückgefahren worden, ist da zu erfahren. Die Verkleinerung oder gar die Beseitigung alter Trassen käme deshalb ebensowenig in Frage wie neue Straßenprojekte. Und, das läßt man noch hinter vorgehaltener Hand verlauten, der Forstdirektor möge sich erst einmal um die Rekultivierung der Wälder kümmern, möge den reinen Wirtschaftswäldern abschwören und zum Beispiel mehr Bannwälder anlegen lassen, statt sich auf die Beseitigung alter Straßen zu kaprizieren.

Hatte Fritz Oechßler da eine gute Idee, die jetzt im Mahlwerk der Kommunalpolitik zerrieben wird? Eine Hoffnung bleibt ihm noch: der Einfluß höherer Gewalten, die mächtiger sind als die Ludwigsburger Kreisverwaltung und das Gerlinger Bürgermeisteramt. Die Stelle, an der vor Jahren der Erdrutsch abging, ist zwar mittlerweile säuberlich eingezäunt und abgeflankt, aber ein paar stürmische, regnerische Sommertage nur, und der Rest der Fahrbahn könnte – mit ein wenig Glück – endgültig den Hang hinunterrutschen.



## Abschied vom Dorf – Wie sich Aichschieß in eine Wohnsiedlung wandelt

Seit 1989 ziert ein luftiger Pavillon die Alte Dorfstraße in Aichschieß, einem Teilort der 1974 zusammengeschlossenen Reformgemeinde Aichwald im Landkreis Esslingen. Auf vier runden Betonstützen erhebt sich ein Dach aus Ziegeln und Glas. Keine Wand verleiht dem Gebilde Nutzen, und sei es auch nur den des Schutzes vor Wind und Regen. Ahnen dieses zugigen Baldachins waren die gleichfalls «unnützen», als architektonische Akzente gedachten Tempelchen fürstlicher und später volksnäherer Parks – man denke nur an den berühmten «Monopteros» des Englischen Gartens zu München.

Was aber sucht ein solches Bauwerk in Aichschieß, das seine Einwohner gewohnheitsmäßig immer noch als «Dorf» bezeichnen? Mit seinem Vorgängerbau hat es wenig zu tun: dem alten Milhhäuslein, unmittelbar hinter dem Rathaus gelegen, zweckmäßig mit einer umlaufenden Rampe und Vordach versehen. Schon seit 1962 war es seiner alten Bestimmung entfremdet, doch immerhin fand es als Sarglager des ortsansässigen Bestattungsunternehmers

eine Verwendung. Als es auch dafür zu klein wurde, hat man das Häuschen im Rahmen der Dorferneuerung der Gemeinde Aichwald ersetzt.

Ein Architekturbüro wurde beauftragt, durch einfache Maßnahmen das Ortsbild zu verschönern, die normierte «Gehweg-Fahrbahn-Straße» dorfgerechter zu gestalten und zugleich den Autofahrern das Rasen durch den Ortskern zu verleiden. Das Ergebnis war: Die Straßenoberfläche wurde neu gestaltet und aufgelockert, teils mit Platten, teils mit Teer belegt. Bäume verengen an bestimmten Stellen die Fahrbahn. Die Umgebung des Rathauses sollte so gestaltet werden, daß die Bewohner Lust zum Bleiben bekämen: An die Stelle des Schulgartens trat eine «Anlage», mit viel Teer, einigen Blumen, einigen Bänken ohne Rückenlehnen, einem quadratischen Brunnlein – und dem Pavillon.

Sehen wir einmal von der mißglückten Ausführung im einzelnen ab und davon, daß noch immer und wohl auch in Zukunft die Vorplätze des (Selbstbedienungs-)Ladens oder der Kirchen von den Leuten



*Aichschieß b. Esslingen vom Flugzeug aus*

«Aichschieß bei Esslingen vom Flugzeug aus», eine Postkarte. Aufnahme des Dorfkerns aus den 30er Jahren, von Südosten. Seit der Gemeindereform ist Aichschieß ein Ortsteil von Aichwald.





*Vor der Aichschießer Schule von 1952 ein neuer Pavillon als «Dorfmittelpunkt», erbaut 1989.*

lieber zum Schwatz genutzt werden als der Pavillon hinter dem Rathaus – die Planer haben es gut gemeint. Nur sollten wir nicht dem Irrtum verfallen, die Neugestaltung des Straßenbildes von Aichschieß habe irgend etwas mit dem Dorf zu tun, das dieser Ort auf dem Schurwald einmal war. Die Pflasterung der Straße in dekorativen Feldern, der kleine «Park», der sinnlose Baldachin anstelle eines

Milchhäuschens – sie alle kommen aus dem städtischen Bauen. Mit der «Dorferneuerung» 1989 ist die Verstädterung des ehemaligen Dorfes Aichschieß auch im öffentlichen Raum abgeschlossen worden; ein Prozeß, der vor einigen Jahrzehnten begonnen hat und langsam aber sicher die Spuren vom Leben und Arbeiten unserer Vorfahren, der Bauern und Handwerker, tilgt.



*So sah der Vorgänger des Pavillons aus: die ehemalige Milchsammelstelle Aichschieß, Zustand 1985.*



*Prozeß der Verstädterung  
ist im Vergleich mit alten Fotografien abzulesen*

Noch gibt es Reste des alten Aichschieß. Aber demnächst soll ein weiteres Haus abgebrochen werden, und bei anderen ist ein gleiches Schicksal zu ahnen. Um wenigstens die Erinnerung zu bewahren, habe ich seit einigen Jahren versucht, den Prozeß der Verstädterung zu dokumentieren. Da solche Prozesse in dem reichen Bundesland Baden-Württemberg und besonders im Großraum Stuttgart allorts und rasch, aber oft unbemerkt vor sich gehen, scheint es sinnvoll, sich der Entwicklung des Ortsbildes zu vergewissern.

Wie dokumentiert man die Veränderungen eines Dorfbildes? Am besten mit alten Darstellungen und Fotografien. Aber ein Dorf von der Größe Aichschieß' hat nie die besondere Aufmerksamkeit von Künstlern oder Fotografen auf sich gezogen. Vor 1900 gibt es so gut wie keine bildliche Überlieferung. Immerhin besitzt die Württembergische Landesbildstelle einige hervorragende Aufnahmen von 1937, als das Ortsbild noch im großen ganzen dem früherer Zeiten entsprach. Der etwas begrenzte Blickwinkel – die Kirche als Zentrum des Dorfes zog das Hauptinteresse auf sich – wird aufgewogen durch die Brillanz der Aufnahmen. In den 30er Jahren entstand auch eine Reihe von mindestens vier Luftaufnahmen; drei davon wurden als Postkarten herausgegeben. Darauf sind zwar manche Details gut zu erkennen, für die Dokumentation einzelner Häuser reichen sie jedoch nicht aus. Die wenigen weiteren Postkarten zeigen vor allem das Wirtshaus «Rössle», seltener Pfarr- und Schulhaus.

Um weitere Informationen zu erhalten, ist man also auf Laienfotografien angewiesen. Es gibt nicht wenig Material, doch die Bewohner von Aichschieß, bei denen ich nach alten Aufnahmen forschte, haben selten ihre Häuser der fotografischen Dokumentation für Wert befunden. Meistens interessierten sie sich für Personen. Dann diente eine Stalltür als Hintergrund, selten das ganze Haus. Die Qualität ist bei älteren Schwarzweißaufnahmen zum Teil gut und nimmt mit der Einführung der billigen Farbfotografie aus Klein- und Kleinstbildfilmen eher ab. Schließlich ist doch eine ganze Reihe von Aufnahmen zusammengekommen, die Einblicke in die alte Einheitlichkeit des Dorfes gestatten, die seine solide Architektur und die erprobte Einfachheit der Lebensweise seiner Bewohner festhalten: Eindrücke, die man heute in dieser Art im Mittleren Neckarraum mit seiner wuchernden Zersiedlung nicht mehr sammeln kann.



«Aichschieß.» Ausschnitt aus der Forstkarte des Andreas Kieser, 1686.



Aichschieß. Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:25 000, hrsg. vom Statistischen Landesamt Stuttgart 1904, Ausgabe 1922 mit Berichtigungen.

*Kleines Bauerndorf unter württembergischer Hoheit  
in einer Rodungsinsel des Schurwaldes*

Aichschieß – auf der Forstkarte des Andreas Kieser von 1686 ist das ein kleiner Haufen von Giebelhäusern, in der Mitte ein Kirchturm mit Fachwerkglockenstube und spitzem Helm, eingebettet in Obstgärten – auf der Karte durch einige Bäumchen gekennzeichnet –, umgeben von nicht näher gekennzeichneten landwirtschaftlicher Nutzfläche und – ringsum – von Wald. Wenig Spezifisches vermochte der Zeichner dieser Ortschaft abzugewinnen. Und bis weit ins 20. Jahrhundert ist sie auch geblieben, was sie damals war: ein «ganz normales» Bauerndorf in einer Rodungsinsel des Schurwaldes. Angelegt wurde es im hohen Mittelalter, genannt erstmals 1248 als Ainschiez. Der Name wird vom Verbum einschießen abgeleitet und bezieht sich wohl auf die Lage des Ortes: Sie wird bestimmt von den beiden Tälern des Gunzen- und Horbenbaches, die östlich von Aichschieß zusammenfließen und zwi-





Alte Dorfstraße 42,  
44 und 48, in der  
Mitte der ehemalige  
Hof Schilling;  
Foto ca. 1965.



Weihergasse 4 (rechts)  
und 6: Zwei Ein-  
häuser, im rechten  
Winkel zueinander  
erbaut, ca. 1910 auf-  
genommen.

schen sich eine Bergzunge gebildet haben. Auf dieser hat sich eine dünne Schicht Schwarzen Juras (Lias alpha) erhalten, die Ackerbau ermöglichte. Man rodete, soweit diese Schicht reichte, und erhielt so eine ungefähr dem Bergsporn entsprechende, in den Wald vorstoßende «einschießende» Fläche. Das Dorf wurde an deren Rand, in leichter Hanglage, angelegt: Einerseits, um nicht kostbaren Boden zuzubauen, andererseits oberhalb der rut-

schungsgefährdeten und feuchten Knollenmergelhänge.

Seit 1366 war das kleine Pfarrdorf Aichschieß – die Pfarrei ist schon 1275 nachweisbar – ununterbrochen württembergisch, was ihm mehrfach Brandschatzungen durch Truppen der benachbarten Reichsstadt Esslingen einbrachte – die schlimmste 1449, als der Ort eine Weile ausgestorben gewesen zu sein scheint. Bis 1605 gehörte die Gemeinde zum



Bezirk des sogenannten Schlichter Waldgerichts, danach, bis 1819, tagte das Schurwaldgericht in Aichschieß selbst. Vor 1842 gehörte es zum Oberamt Schorndorf, danach zu Esslingen.

Lebensgrundlage der Bewohner waren Ackerbau und Viehzucht. 1563 ist erstmals Weinbau nachgewiesen, der aber nie in großem Stil betrieben wurde und während des 30jährigen Krieges einging. Erst Anfang des 18. Jahrhunderts wieder aufgenommen, wurde er 1760 vollends aufgegeben. Es ist anzunehmen, daß Obstbau von jeher eine Rolle spielte. Im 19. Jahrhundert wurde er unter König Wilhelm I. von Württemberg stark gefördert, zumal die Reblaus große Teile des Weinbaus im benachbarten Remstal in Mitleidenschaft zog. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden auch Flachs und Hanf angebaut. Aichschieß war immer klein: 1500 umfaßte es zehn württembergische Bauernlehen. 1840 hatte es 524, 1900 nur noch 406 und 1939 431 Einwohner. Eines der Luftbilder aus dieser Zeit zeigt den Ortskern von Südosten: Ungefähr drei Dutzend Gehöfte, die zum größten Teil von einer rings um die Kirche geführten Straße, der heutigen Kirchstraße, her erschlossen sind. Die meisten Häuser sind annähernd in Ost-West- oder Nord-Süd-Richtung angeordnet, mehrfach stoßen die Häuser im rechten Winkel aneinan-

der, zwischen sich einen großen Hofraum einschließend, so Weihergasse 2/4/6 oder Alte Dorfstraße 42/44. Häufig stehen zwei Häuser in Längsrichtung nebeneinander, so Kirchstraße 15/19. Aber wie in jedem Dorf, war der rechte Winkel nicht das genaue Maß aller Dinge, so daß eine in ihrer leichten Unregelmäßigkeit lebendig wirkende Struktur entstand.

*In die Schönheit und Geschlossenheit des alten Straßenbilds werden nach dem Krieg Lücken gerissen*

Die Fotografie 27740 der Landesbildstelle von 1937 zeigt den westlichen Abschnitt der Kirchstraße gegen Norden. Links, an der Westseite, wenden zwei Häuser ihre Traufseite zur Straße, rechts die Kirche und die Giebel zweier Gehöfte. Dieses kontrastreiche und doch geschlossene Straßenbild ist längst zerstört; nur ein Gebäude, das Fachwerkhau Kirchstraße 5 (links), steht heute noch in seiner ursprünglichen Form. Das Giebelhaus Alte Dorfstraße 39 (rechts vorn) wurde durch einen Neubau ersetzt, die beiden anderen abgebrochen, ebenso 1951 zum größten Teil das noch aus dem 13. Jahrhundert stammende Langhaus der Kirche. Eine Aufnahme aus Privatbesitz, die die Alte Dorfstraße nach Westen zeigt, kann unsere Vorstellung vom Straßen-



*Die Kirchstraße in Aichschieß nach Norden, 1937 noch mit vollständiger Bebauung: links: Kirchstraße 1 (Tor), 5 (Giebel); rechts: Alte Dorfstraße 39 und 41 (Fachwerkgiebel).*



bild des alten Dorfes in diesem Bereich weiter konkretisieren: Rechts, durch einen alten Birnbaum versteckt, Alte Dorfstraße 39. In der Mitte schiebt sich das Haus an der Ecke zur Kirchstraße, ehemals Rauschnabel, dessen Scheunentor auf der Aufnahme von 1937 gerade noch links vorn zu erkennen war, in den Straßenraum. Der geschlossene Charakter des Aichschießer Dorfbildes wurde zerstört, als man 1960 durch den Abbruch dieses Hauses die Dorfstraße begradigte. Zur Zeit der Aufnahme war die Dorfstraße noch nicht geteert, das Abwasser wurde in einem gepflasterten Kandel abgeleitet. Vor den Häusern lagen die ummauerten Misten und kleine Vorgärten, die in fest umzäunter Form die Umgestaltung überstanden haben.

Zum anderen folgten im nördlichen Teil der Kirchstraße auf ein giebelständiges Haus zwei (im Bild verdeckte) traufständige Höfe; ihnen parallel auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein kleineres, nicht besonders stattliches Fachwerkhäuschen, das sich unmittelbar an die Mauer des Kirchhofs (bis 1832 Friedhof) lehnte. Es ist als Schulhaus errichtet worden und diente von 1845 bis 1935 als Rathaus, das neben Amtsräumen auch Spritzenhaus und Karzer enthielt. Der Abriss dieses Hauses hat eine gravierende Lücke in den Dorfkern gerissen: Der früher festumgrenzte Kirchhof verlor seinen nördlichen Abschluß, der Straßenraum wurde stark erweitert. 1955 aber hat man das Verschwinden der «alten Hütte» positiv gewertet, und auch heute noch sind



*Die ursprüngliche Alte Dorfstraße: mit Misten, Kandel und Obstbäumen. Die Scheuer links und das Haus in der Mitte (Kirchstraße 1) sind dem Ausbau zur Normstraße 1961 zum Opfer gefallen. Rechts verdeckt Alte Dorfstraße 39. Blick nach Westen, aufgenommen nach 1952.*

Zwei weitere Beispiele für die Lebendigkeit und Geschlossenheit der alten Straßenbilder mögen genügen. Zum einen der Grüne Weg, der im Norden der Kirche bergabführt. Ein leicht schräggestelltes Haus (Nr. 5) mit abgetrepten Bauteilen und der Riegel Grüner Weg 6 (ehemals Harsch) bildeten seinen unteren Abschluß. Diese kleine Dorfstraße wurde zerstört, als man 1983 das ehemalige Armenhaus (Nr. 4) abriß und das Haus Harsch einem luftigen Neubau opferte. Zwar sollte er der dörflichen Umgebung angepaßt werden, doch dieses Einfamilienhaus eines »Städters« mit seinem umlaufenden Balkon hat nicht das nötige optische Gewicht, das alte, im frühen 20. Jahrhundert umgebaute Bauernhaus zu ersetzen.

viele der befragten Aichschießer der Meinung, durch den Abbruch sei wertvoller Straßenraum gewonnen worden. Daß dies den Charakter des alten Dorfes zerstörte, entsprach ja gerade dem Wunsch nach «moderner», nach «städtischer» Lebensqualität, auch wenn damit ein für die Dorfgeschichte wichtiger Bau verloren ging.

*Das stattliche Pfarrhaus und die repräsentativen Bauernhäuser im Ortskern stammen aus dem 18. Jahrhundert*

Über den Bau des alten Schul- und späteren Rathauses sind wir recht gut unterrichtet. 1710 wurde ein Neubau in Angriff genommen, weil niemand die vakante Stelle übernehmen wollte, nachdem der



Lehrer Georg Kiesel nach zehnjähriger Amtszeit gestorben war. Ein Kostenvoranschlag sah folgende Ausgaben vor, wobei fl für Gulden und kr für Kreuzer steht:

Erstlich dem Zimmermann	60 fl
dem Maurer	30 fl
für 100 Stämm Holz samt d. Fuhrlohn	75 fl
für Britter und Latten	25 fl
für Nägel	3 fl 10 kr
für Coth und weißen Zeug	30 fl 10 kr
Eilf Wägen, jeden Wagen Fuhrlohn	
thut zusammen	14 fl 40 kr
dem Glaser	6 fl
dem Schlosser for Schloß und Bannt	4 fl 30 kr
für Baumaterial und Steinfuhrlohn	8 fl 30 kr
	<hr/>
	257 fl —

Die Gemeinde hatte wohl Erfolg, denn 1711 trat der Schulmeister und Mesner Samuel Meyer aus Waldenburg in Aichschieß den Dienst an. Ob er das Haus schon beziehen konnte, ist aber zweifelhaft, denn eine Eingabe beklagt ein Jahr nach Baubeginn das Stocken der Arbeiten: «Unser Schulhaus ist nun zur Helften unter das Dachwerk gebracht, auss Mangel der benötigten Mittel aber Vermöchten Wir dasselbe nicht vollends auß zu Bowen, sondern mussten es Wider unsern Willen schon bey 1. Jahr hero alß mangelhaft stehen laßen. Daß wir nicht ohnbilliger Beßorgung tragen, dasselbe möchte Von dem Wind und Wetter einen Zimblichen Schaden nemen, weilen einig nur das Bloße Holtzwerkh aufsteht, und nirgends noch Vermauert oder zugemacht steht. Die Commun vermags nicht zu bestreiten, alß wir ßo ein jeder gnug zu thun, bez. deren ßo lang fürwehrend höchstbedrängt und beschwerlichen Zeyth, ßich nur den benötigten Lebensunterhalt Vor sich und die Seinigen zu bestreiten, auch anderweitig nichts zu bekommen. Deshalb Beysteuer erbeten.» Um die Armut zu bestätigen, fügte der Vogt Leonhardt Weinfelder ein Gutachten bei, das auf drei Mißernten im Weinbau hinwies und den Umstand betonte, daß die «intrade meistenteils im Ußstand und auf bettelarmen Leuthen haften.» (Zitate nach Schilling-Aichele, 1968, Seite 114f.)

Das Fachwerk war schlicht und funktional – ein Stockwerkbau mit geringer Vorkragung über kurzen Stichbalken an der Giebelseite. Zwischen den Türen der Giebelseite befand sich ein Ständer, auf dem ein längs durchlaufender Unterzug ruhte. Das Obergeschoß war in derselben Konstruktion errichtet, mit verzapftem Schwellenkranz und durchlaufenden, durch Bundbalken verbundenen Längsrähmen. War der Unterzug im Erdgeschoß etwas aus der Mitte zur Südseite hin verschoben, befand er



*Weihergasse 7a, Scheuer, Detail vom Giebel mit Lehmfüllungen, den Initialen KH und der Jahreszahl 1590.*

sich im Oberstock leicht nach Norden gerückt. Die Fenster waren zwischen Stiele gespannt, die Brüstungsfelder durch einfache Andreaskreuze geschmückt. Streben oder andere diagonal verlaufende Hölzer fehlten im Obergeschoß. Erst im Dachbodengeschoß wurden zwei der drei Ständer durch Fußstreben gestützt, der mittlere Ständer war durch einen Stiel verstärkt. Die Fenster waren hier durch einfache Klapppläden verschließbar. Wie üblich trugen Ständer die Längsrähmen und den Unterzug der Stuhlkonstruktion. Die Wandfüllungen bestanden aus Bruchsteinen, die Dachtraufen waren leicht aufgeschleppt. Man hat offenbar älteres Baumaterial wiederverwendet, denn beim Abbruch fand sich ein Balken mit der Jahreszahl 1619. Im Erdgeschoß befanden sich, darauf deutet auch die Einfahrt an der Westseite hin, landwirtschaftlich genutzte Räume.

Ganz so schlecht, wie sie 1711 klagten, scheint es den Aichschießern in der Mitte und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr gegangen zu sein. Jedenfalls stamm(t)en die stattlichsten und repräsentativsten Häuser des alten Ortskerns aus dieser Zeit, allen voran das stattliche Pfarrhaus von 1727. Alte Dorfstraße 39 war auf 1769 datiert; der Inschriftbalken wurde von den Besitzern aus Pietät in den Neubau von 1961 übernommen. Das benachbarte Haus Alte Dorfstraße 41 (ehemals Seyerle), von dem noch der Wohnteil erhalten ist, stammt, dem schlichten Fachwerk und der profilierten Schwelle des ersten Stocks nach zu schließen, ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert. Der imposante Doppelhof Alte Dorfstraße 42/44 über steinernem Sockel ist weitgehend in seiner alten Form erhalten. Der alte *Schillingsche Hof* daneben wich dem etwas überdimensionierten Neubau einer Pension, mit zu flacher Dachneigung und Balkons, der den ursprünglichen





*Der Grüne Weg in Aichschieß früher: Das quergestellte Bauernhaus, Grüner Weg 6, schloß das Straßenbild nach unten ab; rechts schaut ein Teil des ehemaligen Armenhauses hervor. Beide wurden 1983 abgebrochen.*

Zusammenhang des Dorfbildes durch die Ausrichtung des Giebels zur Straße zerstörte. Das alte Wohn-Stall-Haus besaß Krüppelwalme und eine für die schwäbisch-fränkischen Waldgebiete typische, spätere Blechverkleidung. Selbst der alte Kirschbaum davor wurde durch Fichten ersetzt, die inzwischen so hoch geworden sind, daß sie ein Vergleichsfoto unmöglich machen.

*Im Laufe der Zeit wurden alle Gebäude verändert, erweitert, ergänzt und umgebaut*

Auch sonst sind im Dorfkern von Aichschieß einige größere Höfe erhalten, die unsere Kenntnisse über das Bauen des 18. Jahrhunderts vertiefen. Sie sind freilich alle im Laufe der Zeit verändert, erweitert, ergänzt worden, oft mit den verschiedensten Materialien; Spuren ihres Genutztwerdens und Alterns, die nicht negiert werden dürfen, auch wenn sie den ursprünglichen Bestand oft erheblich veränderten. Kirchstraße 12 (ehemals Kißling), ein etwas reicherer Fachwerkbau mit leicht vorkragenden Stockwerken und profilierten Schwellhölzern, erhielt im späten 19. Jahrhundert einen neuen Stall- und Scheunenteil. Der ausladende Fachwerkgiebel von Kirchstraße 19 schräg gegenüber, bei dem drei Brüstungsfelder mit Rauten geschmückt sind, wurde durch moderne Fenstereinbrüche verändert. Das Haus Weihergasse 6 (ehemals Brändle) bestand zur Zeit der alten Ansicht von ca. 1910 noch vollständig aus

Fachwerk. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben die damalige Besitzerin und ihre Tochter eigenhändig die Fundamente erneuert, und in mehreren Etappen wurde das Erdgeschoß mit Backsteinen ausgemauert. Das Haus ist in der üblichen Weise von der Längsseite her erschlossen; die Haustür befindet sich ungefähr in der Mitte neben dem Scheunentor und besaß einst ein den Türen Kirchstraße 3 ähnliches Blatt. Der Nordgiebel mit seinem freiliegenden Fachwerk wurde laut Inschrift 1733 von einem «IS» errichtet. Es handelt sich um eine Erweiterung, die vor den bestehenden Bau gesetzt wurde, denn die K-Streben der nördlichen Fensterachse unterscheiden sich deutlich von den übrigen, schlichteren Achsen. An diesem Giebel wurde etwas größerer Aufwand getrieben: Das östliche Doppelfenster besitzt vorgelegte, profilierte, heute allerdings stark verwitterte Sturz- und Brüstungsbretter, die Schwellbalken des Bodengeschosses und Oberlings sind mit Karniesprofilen bereichert.

Auf ähnliche Weise nachträglich erweitert wurde Kirchstraße 5 (ehemals Wilhelm), bis 1972 auch Postamt. Seine heutige Gestalt erhielt dieses Haus bei einer durchgreifenden Erneuerung 1911, bei der die Ostseite ihr aus Backsteinen gemauertes Untergeschoß bekam. Das Sparrendach mit mittlerer Stuhlständerreihe, ohne Kehlbalken, ist gut erhalten. Ebenso zeigen die Giebelwand und ein Teil der Westwand noch die alte Fachwerkkonstruktion: Ein vorgesetztes Erweiterungsfach hat den alten Giebel



samt Ritzputz, Luken und Klappläden konserviert. Der heutige Giebel ist ganz ähnlich, auch er zeigt innen «geschlierte Wände», d. h. das Flechtwerk mit Lehmbewurf und Ritzungen. Die Erweiterung scheint demnach noch im 18. Jahrhundert erfolgt zu sein.

Schließlich *Kirchstraße 3*, ein gut erhaltenes Wohn-Stall-Haus, dessen Fachwerk wegen des weißen Verputzes größtenteils unsichtbar ist. Immerhin liegt der dicht zum Nachbarhaus gewandte Ostgiebel frei, sind am westlichen Giebel die Balkenköpfe der Längshölzer zu sehen, so daß wir uns ein Bild von der einfachen, im Dachbodenbereich mit K-Streben, unten mit schrägen Streben gegliederten Konstruktion machen können. Das im Westteil steinerne Untergeschoß besitzt aus sauberen Quadern gefügte Ecken und Türgewände. Die Türflügel sind noch original; sie bestehen aus Profilbrettern, die man in der Form übereck gestellter Quadrate zusammenfügte. Bei der östlichen Tür, der eigentlichen Haustür, ist auf das zentrale Quadrat ein eiserner, kreuzförmiger Griff aufgesetzt. An der Nordseite ist ein die Wohnfläche erweiterndes Zwerchhaus angebaut, dessen Erdgeschoß im Westen und Osten durch Tore zugänglich ist. Vor den Westgie-



*Kirchstraße nach Osten, ca. 1950: In der Mitte das alte Schul- und Rathaus von 1710–12, abgebrochen 1955.*

*Links unten: Giebel des Hauses Kirchgasse 3, abgetragen im Herbst vergangenen Jahres.*



bel wurde ein kleiner hölzerner Schuppen gebaut, wie er an vielen Aichschießer Häusern vorkommt. Das Haus Kirchstraße 3 bildet mit dem zugehörigen kleinen Steinbau der Schmiede, der ursprünglich als Wasch- und Backhaus errichtet wurde und früher zwei Öfen enthielt, und dem Nachbarn Kirchstraße 5 eine reizvolle Baugruppe, die den an der Kreuzung Schul-, Kirch- und Alte Dorfstraße entstandenen kleinen Platz dominiert. Gerade dieses Bauernhaus aber ist jüngst den veränderten Bedingungen der «postindustriellen» Gesellschaft zum Opfer gefallen und hat einer sogenannten «Wohnanlage» Platz gemacht.

*Zwei Gehöfte weichen ab von dem Typ queraufgeschlossenes Wohn-Stall-Haus mit Scheuer*

Das Gros der Häuser des alten Aichschießer Dorfkerns gehört also demselben Typ an: Es sind queraufgeschlossene Wohn-Stall-Häuser mit Scheuern, mit einem Oberstock, Dachboden und Oberling. Oft ist an eine Giebelseite ein Schuppen angeschoben. Meist hat man Teile des alten Fachwerks durch Mauern ersetzt, die Gefache sind mit Flechtwerk oder Bruchsteinen, öfters auch mit modernerem Material gefüllt. Manche Häuser sind verputzt oder verkleidet, insgesamt bieten sie bei aller Einheitlich-





Aichschieß Weihergasse 7: Der alte Ortsrand mit Gärten und Obstbäumen. Unten das dazugehörige Backhaus. Beide Aufnahmen datieren vom Dezember 1979.



keit des Bauschemas ein vielfältiges Bild bäuerlicher Umbaumethoden.

Zwei Gehöfte weichen auffällig von diesem Schema ab: Der wohl älteste Hof überhaupt, Weihergasse 7/7a, der aus einem stattlichen Fachwerk-Wohnhaus und einer danebenstehenden Scheuer besteht. Diese wurde im 20. Jahrhundert erweitert, doch ihr Nordgiebel stammt noch aus der Erbauungszeit, die, neben dem Monogramm KH, an einer der Knaggen am Nordgiebel festgehalten ist: 1590. Zugehörig ist auch ein kleines Backhaus, längst nicht mehr in Betrieb. Ursprünglich am Ortsrand gelegen, war das Gehöft bis vor kurzem noch von Bauerngärten umgeben, doch jetzt rücken die neuen Mietshäuser näher, die eins nach dem andern in den alten Gürtel aus Obstgärten gebaut werden.

Kirchstraße 9 verdankt seine ungewöhnliche Winkelform einem Umbau. Der ältere Wohnflügel, der seinen Giebel zur Kirchstraße wendet, dürfte (ähnlich Weihergasse 7) ursprünglich allein gestanden sein, im Inneren des Dachraumes – Sparrendach mit stehendem Stuhl – ist nämlich eine alte Giebelwand zu erkennen. Sie ruht auf einem steinernen Sockel, der den Geländeabfall ausgleicht. Innen befinden sich an der Ostwand zwei Stuben, in deren nördlicher eine runde, sorgfältig bearbeitete Säule den



Unterzug stützt. Auch im südlichen Raum steht frei hinter der Hauswand ein Ständer, der allerdings vierkantig belassen ist. Die Raumaufteilung des Obergeschosses entspricht der des Erdgeschosses, die Treppe liegt im Winkel zwischen Stall- und Wohnteil. Im 19. Jahrhundert wurde das Haus nach Süden durch die sogenannte «Obere Scheune» erweitert, so daß der kleine Hofraum zur Kirche entstand. Die Südwand der Scheune ist gemauert, der Rest zeigt schlichtes Fachwerk, während der Wohnteil verputzt ist.

Alle genannten Gehöfte gehören ungefähr derselben Größenordnung an, und bis zum 19. Jahrhundert existierten nur wenige kleinere Bauernhäuser. Neben dem erwähnten Armenhaus am Grünen Weg z. B. das Haus Schickler, Alte Dorfstraße 46, ein längst verschwundenes kleines Wohn-Stall-Haus.

*Die Dorferweiterung des 19. Jahrhunderts:  
Kleinere Anwesen der Arbeiter-Bauern*

Der Typus des ganz kleinen, einstöckigen Wohn-Stall-Hauses wurde dann mehrfach im 19. Jahrhundert verwendet, als das Dorf Aichschieß langsam an der Straße nach Esslingen, der heutigen Alten Dorfstraße, entlangwuchs. Die Zeiten waren wieder schlechter, einige wanderten aus, so 1845 Johann Georg Scharpf, dessen Haus Alte Dorfstraße 36 die Gemeinde als neues Schulhaus erwarb. Viele pendelten als Fabrikarbeiter ins Neckartal, indem sie am frühen Morgen zum nächsten Bahnhof, nach Altbach, wanderten, um mit dem Zug ihren Arbeits-

platz in Esslingen oder andernorts zu erreichen. Daß sie bei zwölfstündigen Arbeitstagen auch noch des Nachts ihre Landwirtschaft bearbeiteten, zeigt, wie schlecht viele Aichschießer bis zum Zweiten Weltkrieg gestellt waren.

Einige kleinere Bauernhäuser des 19. Jahrhunderts sind in Fotografien überliefert oder gar erhalten, aber auch zwei Wirtschaften und der Laden waren in diesem neueren Teil des Dorfes angesiedelt: Im Backsteinhaus Alte Dorfstraße 18 befand sich die Spezerei-Handlung Roos, die heute in einem größeren Neubau aufgegangen ist. In einer alten Aufnahme bezeugt ist auch die Folge kleiner Bauernhäuser Alte Dorfstraße 12, 10 und 8, von denen das mittlere 1933 abbrannte und durch einen giebelständigen Bau ersetzt wurde.

Ein in seiner Schlichtheit beeindruckendes Foto zeigt ein kleines, holzverkleidetes Haus an der Remstalstraße, ehemals Mössinger, aufgenommen um 1910: Die steif aufgereichte Besitzerfamilie vor dem Wohnteil, der Birnbaum, das mit einem Monogramme versehene Dach, die ungepflasterte Straße. Welcher Gegensatz zur heutigen Remstalstraße mit ihrem Durchgangsverkehr, ihren Ampeln, Tankstellen und Bushaltestellen! Dem Ausbau der «Aichschießer Kreuzung» wird wohl demnächst auch das Eckhaus Esslinger/Remstalstraße, ehemals Bruker, zum Opfer fallen: Ein Gehöft des 19. Jahrhunderts aus drei Bauteilen mit stark überstehenden Dächern, Schwebegespärren und einem alten Bauerngarten, den die letzte Besitzerin trotz der Abgase liebevoll gepflegt hat.



*Eines der kleinsten Häuser im alten Ortskern von Aichschieß: Alte Dorfstraße 46, ehemals Schickler. Vor 1970 fotografiert.*





*Remstalstraße, ehemals Haus Mössinger, Aufnahme von ca. 1910. Im Dach mit andersfarbigen Ziegeln ein schwungvolles M.*

*Abschied vom Dorf: In dem 2000-Einwohner-Ort wurden aus Bauern Hausbesitzer und Vermieter*

1949 baute sich die Gemeinde Aichschieß ein neues Rathaus an der Alten Dorfstraße, also außerhalb des alten Dorfkerns. Der Architekt entwarf, was er unter ländlicher Architektur verstand: Unten einen rustikalen Sockel aus Muschelkalk-Buckelquadern, obwohl das Gestein dem Schurwald völlig fremd ist, darüber ein glattes steinernes Obergeschoß, das mit Wandmalereien geziert wurde; schließlich eine Fassade mit drei Arkaden und Fachwerkgiebel.

Die Wandbilder zeigen Szenen aus der Aichschießer Geschichte und verherrlichen ein Landleben, wie es 1949 schon nicht mehr existierte: Der Sämann, die Ernte, Bauer und Bäuerin mit Vesper. Die monumentale Ruhe der Figuren, die Verherrlichung des Bauerntums erinnert an die Kunst des kurz zuvor zu Ende gegangenen «Dritten Reiches» und paßt wenig zum harten Leben auf dem Schurwald oder zu den Mühen der Pendlere-Bauern. Die Malereien künden mit falschem Zungenschlag den Ruhm des Bauerntums und signalisieren in ihrer Unechtheit dessen Ende.



*Die Spezerei-Handlung von Albert Roos, Alte Dorfstraße 16.*



Jahr für Jahr ändert nun der Ort sein Gesicht. 1952 erhielt er eine Dorfschule, – den ersten und einzigen anspruchsvollen modernen Bau, ein Werk des Architekten Günter Wilhelm, dem die Ehre zuteil wurde, in Reclams Kunstführer als Musterbeispiel neuartigen Schulbaues gerühmt zu werden. Welch ein Kontrast zum Rathaus: Ein flaches Gebäude, das, die Hanglage nutzend, alle Räumlichkeiten einer kleinen Schule – Klassenräume, Küche, Turnraum – in zwei Etagen unterbrachte. Ein Schulhof mit Pausenhalle, als reizvolles Detail ein kleiner Brunnen, der inzwischen, fast möchte man sagen „natürlich“, schon wieder verschwunden ist.

Doch dieser Versuch neuen Bauens im dörflichen Raum blieb ohne Folgen. Der Prozeß der Veränderung ging schleichend vonstatten. Wurden nach dem Krieg sogar noch einige Bauernhöfe neu errichtet, – in den meisten Fällen wurde umgekehrt die landwirtschaftliche Nutzung aufgegeben. 1945 war Aichschieß noch „überwiegend bäuerlich“, es gab 71 Kühe; 1845 waren es immerhin 128 gewesen. Schon bis 1955 wurden 10 Viehhaltungen mit 25 Stück Rindern aufgegeben. 1972 nennt Manfred Langhans immerhin noch 63 landwirtschaftliche Betriebe mit 45 Melkkühen, wobei 62 dieser Betriebe eine Größe zwischen 0,5 und 10 ha hatten, nur einer war größer. Die Haupteinnahmequelle dieser Nebenerwerbsbetriebe waren der Obst- und Beerenanbau.

Heute gibt es in Aichschieß keine Kuh mehr, nur eine Schafherde wird im Zeichen wachsenden



Lamm- und Hammelfleischverbrauchs mit Erfolg gehalten. Selbst Hühner werden langsam selten. Ackerbau spielt überhaupt keine Rolle mehr, die Flächen sind an die wenigen größeren Landwirte der Reformgemeinde Aichswald verpachtet. Aichschieß hat jetzt ca. 2000 Einwohner. Der alte Dorfkern ist an den Rand gerückt, die Eingesessenen sind in der Minderheit. Die landwirtschaftliche Lage

*Oben rechts:  
Im Jahre 1980 wurde die Scheune Alte Dorfstraße 29 abgebrochen. Noch ist das Fachwerkskelett zu sehen.*



*Neues Rathaus in Aichschieß:  
Die Wandmalereien von 1949 verherrlichen das bäuerliche Leben auf dem Schurwald, das es so wohl nie gegeben hat.*



und ein Baustopp der Gemeinde haben die Baupreise so stark steigen lassen, daß Aichschieß heute zum Wohnort finanziell besser gestellter Bevölkerungskreise geworden ist.

Aus Bauern wurden Hausbesitzer und Vermieter: Scheunen, die nicht mehr gebraucht wurden, sind – meistens in ähnlichem Umfang – durch Wohngebäude ersetzt worden. So verlor 1977 das Anwesen Alte Dorfstraße 27, ein Wohn-Stall-Haus der Mitte des 19. Jahrhunderts, seine Scheune, 1981 folgte die des benachbarten Hofes Alte Dorfstraße 29. Der Besitzer des Hauses Weihergasse 5 packte den Dachboden auf Stelzen und ersetzte alles, was darunter war, durch einen Neubau in der heute üblichen Hohlstein-Bauweise mit riesigen, unproportionierten Fenstern. Andere Verluste wurden bereits erwähnt. Die Reihe ließe sich beliebig verlängern. So verblaßt und verarmt mit jeder Veränderung die Erinnerung an alte, jahrhundertlang erprobte Bautechniken, die Erinnerung an die Arbeit, die hier verrichtet wurde, an die Lebensumstände, die oft alles andere als rosig waren.

*Nicht die Denkmalpflege, nur die Eigentümer können den steten Prozeß der Verstädterung aufhalten*

Ist es nicht der Sinn der Denkmalpflege, wenigstens Inseln der Erinnerung – und vielleicht Steine oder Fachwerke des Anstoßes – im Meer unserer gleichförmigen Bebauung zu erhalten? Man sollte meinen, darüber bestünde inzwischen sogar in größeren Teilen der Gesellschaft Einvernehmen. In Aichschieß hat die staatliche Denkmalpflege bisher, obwohl der Ort im Bereich des Vorderen Schurwaldes und innerhalb des Landkreises Esslingen durch die Zahl alter Bauernhäuser und vor allem ihr Ensemble eine gewisse Sonderstellung einnimmt, dies nicht geschafft. Obwohl z. B. Kirchstraße 3 keineswegs akut vom Verfall bedroht ist und auf der Denkmalliste geführt wird, hat das Denkmalamt nach einigem Bemühen und mit Worten des Bedauerns der Zerstörung seinen Segen erteilt. Es war dem Besitzer nicht zuzumuten, dieses Haus in bewohnbarem Zustand zu halten. Drei Gründe waren dafür ausschlaggebend: Erstens habe die originale Substanz bereits 1968 bei einem Umbau erhebliche Einbußen erlitten, zweitens hätten die Renovierungskosten die eines Neubaus erheblich überschritten und drittens sei die dann zu erwartende Wohnqualität – z. B. wegen einer zu geringen Höhe der Räume – einem modernen Menschen nicht mehr zuzumuten gewesen.

In einem einstmals nicht besonders reichen Dorf wie Aichschieß läßt eine solche Beurteilung für den Be-

stand an alten Gebäuden Schlimmes befürchten. Welches Haus besitzt noch vollständig seine «Originalsubstanz»? Ich fürchte keines. Zumindest für ein bäuerliches Denkmal-Ensemble kann dies auch kein Kriterium sein. Die Häuser wurden je nach Notwendigkeit im Laufe der Zeit erweitert, ausgebessert, verkleidet. Jedes Haus ist, was auch in diesem Aufsatz deutlich wurde, ein Nutzbau und daher ein Sammelsurium an Materialien, Techniken, Spuren geänderter Ansprüche und Wünsche. Und wenn es nicht möglich war, Kirchstraße 3 bewohnbar zu erhalten, bei welchem Aichschießer Haus sollte dies dann möglich sein?

Aber man sollte sich über die Möglichkeiten der staatlichen Denkmalpflege keinen Illusionen hingeben: Wenn jemand etwas retten könnte, dann wären es die Besitzer. Was kann man ihnen jedoch vorwerfen, wenn sie sich den neuen ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen am Ende des 20. Jahrhunderts anpassen, d. h. lieber einen «nutzlosen» und oft nicht einmal als schön empfundenen Altbau preisgeben, um an seine Stelle das zweckmäßigere, vielleicht bequemer scheinende, profitlichere Gebäude zu setzen?

Vielleicht bleibt bei einigen ein Gefühl der Trauer über den Verlust von so viel kulturellem Wissen und Können, über den oft trostlosen und pedantisch strukturierten Zustand unserer gebauten Umwelt. Aber statt etwas mehr Wildwuchs oder Unordnung zu gestatten, bezahlen wir teure Rustikal-Pflasterungen und nutzlose Pavillons, im Glauben, so das verlorene «Paradies» wenigstens optisch wiederherzustellen. Gestehen wir es ein: Die Zeit der Dörfer ist vorbei. Wer sie in natura sehen will, dem sind die Reservate der Freilichtmuseen letzte Zuflucht.

#### LITERATUR:

Der Kreis Esslingen. Hrsg. vom Landkreis Esslingen. Stuttgart 1978

Manfred Langhans: Der Schurwald. 1. Aufl. Stuttgart 1978

Max Lohss: Vom Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten. Heidelberg 1932

Rose Schilling-Aichele, August Kiesel: Chronik der Gemeinde Aichschieß-Krummhardt. Ludwigsburg 1968

Für ihre freundliche Unterstützung bei der Materialsuche danke ich besonders den alten Aichschießern: Wilhelm Bäder, Klara Brändle, Frau Kallinger, Immanuel Kiesel, Freia Link, Frau Schmid, Heidi Schwarz und Manfred Seifried.



MAUREEN CAROLL-SPILLECKE (Hrsg.): **Der Garten von der Antike bis zum Mittelalter** (Kulturgeschichte der antiken Welt, Band 57). Verlag Philipp von Zabern Mainz am Rhein 1992. 293 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Halbleinen DM 78,-

Gärten bilden schon seit Jahrtausenden einen Teil der menschlichen Kultur. In der Literatur, der Epigraphik, der Architektur, der Reliefskulptur, der Malerei und in der archäologischen Forschung liegen eine Fülle von Belegen für das Bestehen von Gärten seit der Antike vor. Vor allem die Kulturzeugnisse der Ägypter, der Römer und der Byzantiner deuten auf eine reiche Gartenbautätigkeit hin.

In Ägypten spielten Nutz-, Lust- und Palastgärten eine große Rolle mit je unterschiedlichen Funktionen. Mit der großen ökonomischen war immer zugleich eine symbolische Bedeutung als Garten der Götter verbunden, in dem die Ägypter selbst nach dem Tode weiterleben wollten. Im heißen Wüstenklima des Vorderen Orients stand dagegen der Nutzwert der Gärten im Vordergrund. Die Perser trotzten dem Klima sogar Bauparks um Städte und Gärten mit Baumanlagen ab, die dem König und seinem Gefolge zur Jagd dienten. Auf Zypern wurde in Gärten, die hier vor allem Verehrungsstätten von Fruchtbarkeitsgottheiten umgaben, die göttliche Kraft der Natur zum Ausdruck gebracht. In Griechenland hatten Nutzgärten wie auch Haine und Gärten um Tempel und Heiligtümer, die man bei archäologischen Ausgrabungen fand, sicher eine ähnliche Funktion. Ausgrabungen in Pompeji haben das Bild von römischen Gartenanlagen ergänzt, das durch schriftliche Quellen, zum Beispiel von Plinius, und archäologische Forschungen schon vorgeformt war. Fast alle Häuser hatten Gärten oder zumindest bepflanzte Blumenkästen. Die Gärten waren Bestandteil des privaten, offiziellen und religiösen Lebens. Die Byzantiner haben diese Tradition fortgeführt.

In Mitteleuropa übernahmen im frühen Mittelalter zunächst die Klöster die römische Gartenbautradition in Form von Nutzgärten. In der Folge wurden bei Burgen und Schlössern terrassenförmige Gärten angelegt, die im wesentlichen ebenfalls ökonomischen Zwecken dienten. Die hier beschriebenen Lustgärten der Renaissance- und Barockzeit, die am Anfang der Neuzeit entwickelt wurden, haben mit der mittelalterlichen Gartentradition allerdings nichts mehr zu tun und tragen somit nichts zu diesem Kapitel bei.

Ein 1985/86 gebildeter Arbeitskreis von Altertumswissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen sowie Forschern, die sich mit der Gartenbaukunst beschäftigen, hat hier in Einzelstudien Gartenanlagen der verschiedenen

Kulturen und Zeitepochen dargestellt. Die Studien werden jeweils durch Literaturangaben am Ende ergänzt. Allerdings wird die Quellenlage von den Forschern selbst immer wieder als noch unsicher beschrieben und durch viele Fragezeichen in den Texten und vor allem in den Abbildungen dokumentiert. Im ganzen ist ein vielseitiges und interessantes Buch entstanden, das die Gärten der Vergangenheit wieder lebendig macht.

*Sibylle Setzler*

MEINRAD SCHAAB: **Geschichte der Kurpfalz. Band 2: Neuzeit.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. 322 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Leinen DM 64,-

Nachdem der erste Band von M. Schaabs Kurpfalz-Geschichte die Entwicklung von den Anfängen der Pfalzgrafschaft bei Rhein bis zur Katastrophe des Landshuter Krieges 1504 behandelt hat, erzählt der jetzt erschienene zweite Band die neuzeitliche Historie dieses bedeutenden, allerdings dem modernen Blickfeld etwas verschwundenen Fürstentums des Alten Reichs vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zu seinem Ende mit dem Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803.

Klar werden die «Leitlinien», die das Geschick der pfälzischen Lande prägten, herausgearbeitet. Einmal verhinderte die relativ späte Einführung der Reformation – endgültig erst unter Ottheinrich 1556/57 – eine frühzeitige dogmatische Festlegung, so daß wohl kein anderes deutsches Territorium eine ähnlich erratische Konfessionsentwicklung durchmachte. Fünfmal wechselten die Pfälzer Regenten bis 1690 ihre Glaubensrichtung. Nach der Einführung des Luthertums durch Ottheinrich trat die Linie Pfalz-Simmern kurze Zeit später zum reformierten Calvinismus über. Diese sehr viel aktivere Richtung des Protestantismus sah zunehmend ihre Aufgabe darin, die Pfalz nicht nur zu einer Hilfs- und Zufluchtsstätte für die westeuropäischen Glaubensgenossen zu machen, sondern auch eine Einigung der protestantischen Reichsstände gegen den Kaiser unter Pfälzer Führung in die Wege zu leiten. Diese Tendenz, gepaart mit einem fatalen Hang zur Selbstüberschätzung, führte direkt in die Katastrophe des 30jährigen Kriegs, der um ein Haar die staatliche Existenz der Kurpfalz beendet hätte.

Nach 1648 trat dann die zweite «Leitlinie» der Pfälzer Politik in den Vordergrund, nämlich der immer stärker werdende Einfluß Frankreichs und der Versuch, zwischen Habsburg/Reich und dem übermächtigen westlichen Nachbarn die Balance zu wahren. Um so tragischer, daß diese Politik des Ausgleichs direkt in die Katastrophe des



Pfälzischen Erbfolgekriegs und die völlige Zerstörung des Landes mündete.

Erst das 18. Jahrhundert brachte glücklichere Zeiten. Die katholischen Kurfürsten aus dem Haus Pfalz-Neuburg leiteten, auch mit Hilfe ihrer wohlhabenden Lande Jülich und Berg, einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg ein, der in der Regierungszeit Karl Theodors Mannheim zu einer der kulturell führenden europäischen Residenzen werden ließ. Diese hoffnungsvollen Perspektiven wurden aber bald durch den Umzug des Kurfürsten nach München und dann endgültig durch die Französische Revolution zunichte gemacht. Das traurige Ende: Die napoleonische Neuordnung Süddeutschlands radierte die Kurpfalz von der europäischen Landkarte.

Meinrad Schaab zieht diese komplexen Entwicklungen voller Risse und Sprünge in einer klaren und übersichtlichen Form nach. Wertvoll wird das Buch dadurch, daß der Autor neben der politischen und der Konfessionsgeschichte auch einen gründlichen und doch konzisen Abriss der Herausbildung einer neuzeitlichen Verwaltungs- und Regierungsstruktur auf der Ebene eines wichtigen deutschen Territoriums liefert. Darüber hinaus erlauben Kapitel über Finanz- und Steuerorganisation, über Wirtschaftsentwicklung, Demographie sowie Kulturgeschichte dem Benutzer, zusammen mit einem reichhaltigen wissenschaftlichen Apparat sowie einer Literaturliste, das Buch als Ausgangspunkt weiterer Studien zu benutzen, womit es quasi fast «Handbuchqualitäten» bekommt.

*Michael Bayer*

RAINER EWALD, CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER und JÖRG KÖNEKAMP: **Stadthaus-Architektur und Alltag in Esslingen seit dem 14. Jahrhundert: Hafemarkt 8 und 10.** Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1992. 104 Seiten mit 90 Abbildungen. Pappband DM 56,-

Nach Inhalt und Ausstattung ist das angezeigte Buch gleichermaßen außergewöhnlich. Es handelt von einer Häuserzeile im Herzen der ehemaligen Reichsstadt Esslingen zwischen dem Alten Rathaus und dem Hafemarkt. Sie sollte vor einem Jahrzehnt Haus um Haus abgebrochen werden, und das erste Haus war schon gefallen. Da zeigte sich beim Anblick des zweiten Hauses, eigentlich der zweiten Haushälfte, ein sehr altertümliches Fachwerk. Unter den vielen interessierten Fachleuten, die es in Augenschein nahmen, war auch der Holzforscher B. Lohrum. Seine dendrochronologischen Untersuchungen ergaben als Fälljahr der Stämme für die Balken 1327/28 für das Haus Nr. 4 und 1330/31 für die Häuser Nr. 8 und 10. Das heißt, es wurde die älteste geschlossene Häuserzeile in ganz Deutschland entdeckt! Von Abbruch konnte nun keine Rede mehr sein.

Daraufhin erfolgte eine sorgfältige Bauaufnahme der Häuser Nr. 8 und 10. Es zeigte sich, daß die Akten des Stadtarchivs Esslingen jeden Besitzerwechsel und jede

bauliche Veränderung enthielten, so daß jeder einzelne Befund zeitlich exakt einzuordnen war. In der dargestellten Geschichte der beiden zusammengehörigen Häuser spiegeln sich somit die Entwicklung des Hausbaus in 660 Jahren und die Wohnkultur der Bewohner eindrucksvoll wider.

Den baugeschichtlichen Teil von Rainer Ewald rundet der Aufsatz *Leben in einer mittelalterlichen Stadt* von Christel Köhle-Hezinger ab. Verständlicherweise ist über das Alltagsleben der Menschen, über das Verhältnis der Geschlechter der Menschen untereinander in den Archiven nichts zu finden; spärlich genug sind Kulturgüter aus jener Zeit erhalten geblieben. Deshalb unternimmt es die Verfasserin, von den überlieferten geistigen Strömungen her den Begriff des «finsternen Mittelalters» zu widerlegen. Aus aktenkundigen Ordnungen – z.B. zur Totschlagssühne, aus Spital- und Hygieneordnungen, Kleider-, Zunft- und Feuerordnungen – gelingt es, die Umrisse einer uns fremden ständischen Ordnung zu zeichnen. Wobei für das ausgehende Mittelalter, die Zeit, in der die im Mittelpunkt stehenden Häuser errichtet wurden, die Bürger in fast möbelfreien, nicht heizbaren Räumen «hausten», deren Fenster mit Läden, Schiebern oder Tierhäuten zu verschließen waren, während gleichzeitig in den Kirchen der Stadt vielbewunderte Glasmalereien entstanden. Mit dem Beginn der Neuzeit, die auch in Esslingen durch eine Reihe von schriftlichen Zeugnissen dokumentiert ist, kommt dann ein neues Lebensgefühl auf. Verbunden mit einem auch im privaten Bereich zunehmenden Luxus, in den beschriebenen Häusern z. B. durch kostspielige Bemalungen nachweisbar. Es gelingt der Verfasserin, im Leser eine Vorstellung vom Leben der Menschen in den zurückliegenden Jahrhunderten zu erwecken.

Dem Herausgeber Jörg Könekamp gebührt Dank für seine Bemühungen um das Zustandekommen des Buches. Er ist vor einigen Jahren mit dem Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes für seinen Einsatz um die Häuser ausgezeichnet worden.

*Hans Binder*

HORST BOXLER: **Die Herren von Entringen und die Frühgeschichte der Grafen zu Königsegg.** Selbstverlag Bannholz 1993. 320 Seiten mit einigen Abbildungen und Stammtafeln. Halbleinen DM 69,-

Dieses Buch macht es einem nicht leicht. Der Autor, ein 1972 über thermographische Meßmethoden promovierter Mediziner, holt zu seinem Thema weit aus, auch dort, wo es nicht notwendig gewesen wäre. So meint er etwa, *die Genealogie der Etichonen ist hinreichend beschrieben worden. Es erübrigt sich daher, noch einmal näher darauf einzugehen*, referiert dann aber doch die bisherigen Forschungsergebnisse.

Das Werk ist eine überaus fleißige Arbeit, die den Leser aber schon nach wenigen Seiten mit ihrer Datenfülle er-



schlägt. Deshalb sei den Interessierten geraten, dieses Buch als Adelslexikon zu benutzen. Unermüdlich wird Generation für Generation der Herren von Entringen und der Grafen von Königsegg oder anderer mit ihnen verwandter Adelsfamilien aufgerufen, werden die Familienmitglieder benannt, und wird alles, was über sie aus Urkunden, Chroniken und Archivalien bekannt ist, in Kurzregesten wiedergegeben. Etwa so: *Vier Söhne und zwei Töchter, erstere sich teils nach Winzeln, teils nach Entringen oder nach beiden Orten nennend, zeugte Landolt I. v. Winzeln. Von den Töchtern haben wir bereits erfahren, daß sie 1119 nicht mehr am Leben waren. Eine von ihnen war wahrscheinlich Irmengard (Name der Tante!), die am 15. Dezember 1094 eine Stiftung in «Bukilsberg» (Bickelsberg bei Rosenfeld) für Kloster St. Georgen machte. Den Taufnamen der zweiten Tochter kennen wir nicht. Sie war jedoch mit Hartmann v. Thalhausen (bei Herrenzimmern) verheiratet, der am 8. Februar 1095 mit Einwilligung seines einzigen Sohnes Güter zu Stockenhaußen von Schwiegervater und Vater an St. Georgen übergab.*

Leider unterscheidet der Autor nicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem; nur selten geht er auf größere Zusammenhänge ein oder versucht, über die Datenfülle zu Aussagen zur Wirtschafts-, Sozial- oder Rechtsgeschichte zu kommen. Manche genealogische Zusammenhänge bleiben auch nach dem zweiten Lesen schwer verständlich: *Ihre mutmaßliche Schwester, jedoch gesicherte Tochter ihrer Eltern war . . .* – Ein großes Literaturverzeichnis und zuverlässige Personen- und Ortsregister schließen den Band. Was bleibt, ist ein Nachschlagewerk zu den Adelsfamilien von Entringen, Fronhofen, Königsegg, Reute, Tobel, Berg und einigen mehr.

Sibylle Wrobbel

MAX MÜLLER, RUDOLF REINHARDT und WILFRIED SCHÖNTAG (Hrsg.): **Marchtal. Prämonstratenserabtei. Fürstliches Schloß. Kirchliche Akademie.** Festgabe zum 300jährigen Bestehen der Stiftskirche St. Peter und Paul (1692 bis 1992). Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1992. 480 Seiten mit 337 Abbildungen, davon 66 in Farbe. Pappband DM 56,-

Eine Aufarbeitung der Geschichte des ehemaligen Reichsklosters Obermarchtal ist seit langem überfällig. Die beste und umfangreichste Gesamtdarstellung ist noch immer die 1835 (!) erschienene, 231 Seiten umfassende «Kurze Geschichte von dem Prämonstratenserstifte», die der letzte Abt Friedrich von Walter verfaßt hat. Auch der vorliegende Band schließt diese Forschungslücke nicht, doch er verkleinert sie beträchtlich.

Als Festgabe zum 300jährigen Bestehen der Stiftskirche erschienen, steht im Mittelpunkt dieses Werks die Epoche des Barock. Die meisten der 19 Beiträge sind diesem Zeitabschnitt gewidmet: Herbert Karl Kraft beschreibt das «Barock jubelnde» Kloster; Wolfgang Urban beschäftigt sich mit Abt Nikolaus Wierth, dem «zweiten Gründer» Marchtals, der den Anstoß zum Neubau gegeben

hat; Peter Rummel untersucht die Beziehungen der Abtei zur Universität Dillingen; Heribert Hummel schreibt zur Buchdruckerei des Klosters 1692 bis 1712; Andrea Polonyi zeigt die barocke Reliquienverehrung am Beispiel der «Übertragung des heiligsten Kreuzpartikels von Rom nach Marchtal» auf; Ludwig Walter, Konstantin Maier und Karl Butscher zeichnen das Leben und Wirken des «schwäbischen Mundartdichters», «Meisters der geistlichen Wohlredenheit» und «Chorherrn auf einer Klosterpfarre» Sebastian Sailer (1714 bis 1777) nach. Gertrud Beck erinnert schließlich an die beiden Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts, an Isfrid Kayser und Sixtus Bachmann, sowie an deren Elternhäuser und verwandtschaftlichen Bindungen.

Zwei diesem «barocken» Hauptteil vorgeschaltete Aufsätze berichten über die Entstehung, die Besonderheiten und die Ausbreitung des Prämonstratenserordens im 12. Jahrhundert sowie über die Geschichte des Klosters Marchtal bis zum Neubau der Abteikirche. Verdeutlicht wird die Entwicklung der 1171 von Pfalzgraf Hugo von Tübingen und seiner Gemahlin Gräfin Elisabeth von Bregenz gestifteten Propstei, die 1440 zur Abtei erhoben wird, hin zum Mitglied im Schwäbischen Reichsprälatenkollegium, das seine vollwertige Reichsstandschaft der ihm 1518 von Kaiser Maximilian verliehenen Hochgerichtsbarkeit verdankt.

Fünf abschließende Aufsätze befassen sich mit dem Schicksal des Klosters nach der Säkularisation 1802 und der Übernahme durch die Fürsten von Thurn und Taxis. Diese nutzten die Anlage – außer der Kirche, die Pfarrkirche der Gemeinde wurde – zunächst als Sommerschloß und Verwaltungssitz. 1919 überließen sie dem böhmischen Nonnenkonvent von Chotieschau, der dem Orden der Heimsuchung Mariae angehört, Räume, in dem die Salesianerinnen und die von ihnen geführte Schule eine Heimat fanden. 1973 schließlich verkaufte der Fürst von Thurn und Taxis die gesamte ehemalige Klosteranlage mit allen dazugehörenden Grundstücken von über neun Hektar an die Diözese Rottenburg-Stuttgart, die in dem ehemaligen Konventsgebäude eine Kirchliche Akademie der Lehrerfortbildung einrichtete.

Die Beiträge, die – abgesehen davon, daß auf Seite 38 zwei Siegel auf dem Kopf stehen – ausgezeichnet bebildert sind, wenden sich an den interessierten Laien wie an den Wissenschaftler, sind fast alle gut lesbar. Sie betreiben keine Nabelschau, sondern ordnen die Geschichte des Klosters in größere geistige, politische und überregionale Zusammenhänge. Das einzige, was diesem Band fehlt, ist ein zentrales Literaturverzeichnis, das wenigstens zusammenfaßt, was an Literatur zur Marchtaler Kloster-, Bau-, Kunst- und Geistesgeschichte bisher erschienen ist.

Wilfried Setzler



WALTER MÜNCH: **Wege zu Hans Multscher von Reichenhofen. Maler und Bildhauer in Ulm 1400–1467.** (Kunst am See, Band 22). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1991. 100 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 38,-

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine Reihe bedeutender Kunsthistoriker mit dem Werk Multschers auseinandergesetzt, so zum Beispiel Julius Baum, Alfred Schädler, Wilhelm Vöge und Walter Paatz. Nicolo Rasmus (1936), Manfred Tripps (1969) und Ulrich Söding (1989) haben sich mit einzelnen Werken, vor allem mit dem Karg-Altar im Ulmer Münster, dem sogenannten Wurzacher Altar und dem Sterzinger Altar beschäftigt. Die im Frühjahr in Leutkirch gezeigte Ausstellung verdeutlichte das große allgemeine Interesse am Werk des Begründers der «Ulmer Kunst» im 15. Jahrhundert. Mit dem vorliegenden Buch bietet Walter Münch eine Übersicht über eigenhändige Arbeiten Multschers sowie über Skulpturen und Gemälde, die in seiner Werkstatt entstanden sind.

Münch zeichnet zunächst Multschers Lebensweg nach – von der Geburt, wohl in Reichenhofen bei Leutkirch im Allgäu (ca. 1400), bis zu seinem Tod in der Reichsstadt Ulm (ca. 1467). Nur wenige Daten sind belegt, die meisten sind von den genannten Kunsthistorikern aufgrund von Archivalien und vor allem durch Stilanalysen rekonstruiert.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit Multschers frühen Bildwerken in Stein und Holz bis 1437, ganz besonders mit der «Magdalenengruppe», heute in Berlin. Der ursprüngliche Standort der Gruppe ist nicht gesichert. Münch versucht auf dreizehn Seiten (!), sie dem «Magdalenenaltar» in Tiefenbronn mit nicht immer nachvollziehbaren Argumenten zuzuordnen.

Den Tafelbildern (1437) des sogenannten Wurzacher Altars, der heute eher als das «Landsberger Retabel» bezeichnet wird, ist das dritte Kapitel gewidmet. Die eigenhändige Ausführung dieser Gemälde durch Multscher selbst ist allerdings umstritten, wie auch Münch anmerkt. Als Werke aus der reifen Schaffensperiode Multschers von 1437–1467 sind erhaltene Altarfragmente, das Grabmal Gräfin Mechthilds in der Tübinger Stiftskirche sowie Werke im Ulmer Museum, im Diözesanmuseum Rottenburg und im Liebighaus in Frankfurt beschrieben. Auch bei diesen Werken ist, wie Münch wieder richtig schreibt, die Zuordnung der Gemälde umstritten. Sie werden in der Regel der «Werkstatt Multschers» zugeschrieben, und als Notname wird meist ein «Meister der Sterzinger Altarflügel» angegeben. Dem «Sterzinger Altar» (1456–58) selbst widmet Münch einen eigenen Abschnitt. Neben Figuren sind auch hier wieder Flügelbilder erhalten, deren Ausführung nicht Multscher, sondern dem vorher genannten Meister zugerechnet wird.

Wie wenig der Autor bei Multscher zwischen sicher nachweisbarem Werk und dem unsicheren unterscheidet, macht auch der Umschlag des Buches deutlich. Die Titelseite zeigt nämlich erstaunlicherweise eines dieser Multscher nicht sicher zuzuschreibenden Gemälde statt einer seiner hervorragenden Skulpturen.

Fotos illustrieren die Ausführungen Walter Münchs, die neben den Beschreibungen der Kunstwerke auch Kriegs- und Lebenserfahrungen des Autors widerspiegeln. Anmerkungen und ein nach dem Erscheinungsjahr geordnetes Literaturverzeichnis vervollständigen das Bändchen.

*Sibylle Setzler*

EDUARD MÖRIKE: **«Der alte Turmhahn», geschrieben und illustriert von Otto Zondler.** Verlag Senner-Druck Nürtingen 1991. 50 Seiten mit 24 Illustrationen. Pappband DM 29,80

Nimmt man den schmalen Band zur Hand und vertieft sich in die Worte Eduard Mörikes, dann spürt man bald die große Intimität, die den Illustrator mit dem Autor verbindet. Otto Zondler, inzwischen fast legendärer Zeichenlehrer zunächst am Künzelsauer Seminar und später in Nürtingen, hat den gesamten Text eigenhändig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und dann mit Aquarellen illustriert. Dies läßt Bild und Schrift zu einer unerwarteten, ja beinahe idealen Einheit werden.

Aber wie kommt ein Mann im Alter von 91 Jahren dazu, den «Turmhahn» auswendig zu lernen? Er hatte davon gehört, daß Iwan Turgenjew einst vor Mörike den «Turmhahn» ohne Manuskript hergesagt habe, und dies war für Otto Zondler, den immer noch Neugierigen und Kritischen, Herausforderung genug. Vers um Vers prägte er sich bei seinen wöchentlichen Busfahrten zu einem Freund nach Stuttgart-Degerloch ein und näherte sich so behutsam und ganz langsam dem Mörike-Text. Diese «Verinnerlichung» ließ ihm Bilder vor Augen treten, die er mit Farbe und Pinsel zu Papier brachte und die das Wesen des einfühlsamen Künstlers widerspiegeln.

Oft werden bei Publikationen Zeichnungen und Abbildungen zu einem gedruckten Text gestellt; daß aber beides aus einer Hand fließt, das ist ein äußerst seltener Fall. Otto Zondlers «Turmhahn» ist daher etwas Besonderes, fast möchte man sagen, eine bibliophile Kostbarkeit. Das Erlebnis ihrer Betrachtung und die Lektüre sei jedem Mörike-Sammler und darüber hinaus vielen Freunden der Dichtkunst empfohlen.

*Harald Schukraft*

HERBERT SCHNIELE-LUTZ: **Literaturreisen. Auf den Spuren Hermann Hesses von Calw nach Montagnola.** Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung Stuttgart/Dresden 1991. 272 Seiten mit 52 Abbildungen und 9 Karten. Broschiert DM 37,-

Das Muster der *Literaturreisen* aus dem Klett-Verlag ist mittlerweile erprobt. Sei es auf den Spuren Fontanes, Mörikes oder Storms – immer werden Wege, Orte und Texte eines Autors zu literarischen Reiseführern ver-



knüpft; seltener ist es eine Landschaft wie der Bodensee oder der Thüringer Wald, die in ihrer Einbindung in die Literatur und in ihrer Wirkung auf dieselbe erschlossen wird.

Für die «klassische» Literaturreise bieten sich Leben und Werk Hermann Hesses geradezu an. Es gibt nur wenige Autoren, die sich derart oft und ausführlich in literarischen und autobiographischen Texten mit den topographischen Stationen ihres Lebens beschäftigt haben bzw. in fiktionalen Texten die geographischen Orte ihrer Biographie aufscheinen lassen, wie dieser fernwehgeplagte und doch in der Heimat verwurzelte Vagabundierer. Und so führt der neue Band aus der bewährten Reihe von Calw im Schwarzwald über das Kloster Maulbronn, Tübingen, Basel, Gaienhofen am Bodensee und Bern in das Tessin, wo Hesse in Montagnola, oberhalb von Lugano, die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens verbrachte.

Entlang dieser biographischen Stationen erschließen kenntnisreich kommentierte Rundgänge die Wohnorte Hermann Hesses. Ausführlich zitierte Passagen aus dem umfangreichen Werk verknüpfen den literarischen Schauplatz jeweils mit dem biographischen Ort und stellen ihn in der anschaulichen und genauen Beschreibung des Autors vor Augen. Allerdings muß der Bearbeiter oft auf die Zerstörungen der Zeit hinweisen: *Von dieser Atmosphäre ist heute freilich im Spalenring nur noch sehr wenig zu finden. Die Straße ist über weite Strecken mit gesichtslosen neuzeitlichen Häusern überbaut, so daß man hier nicht allzu viel Zeit verlieren sollte.*

Ausführlich wird der Reisende geführt, sei es durch das enge Calw der *Gerbersauer Erzählungen*, das novembernächtlich-düstere Tübingen *Hermann Lauschers* oder die Basler Kneipe des *Steppenwolfs* und das Tessiner Domizil des *Klingsor*. Meist verhelfen Auszüge aus der reichen Korrespondenz des eifrigen Briefeschreibers dem Reisenden zu den genaueren Vorstellungen, auch wenn an der einen oder anderen Stelle der Autor des Bandes in seiner fleißigen Spurensuche übers Ziel hinausschießt, er hätte dem Hesse-Freund ruhig diese oder jene Erkenntnis selber zutrauen sollen.

Manchmal macht es einem das Buch auch schwer, unter der Fülle der literarischen Bezüge, Abstecher und alternativen Spaziergänge überhaupt noch einen gangbaren Weg zu finden. Doch wer sich – mit dem notwendigen Zeitaufwand – auf solche Literaturreisen einläßt, dem bietet der Band von Herbert Schnierle-Lutz mit seiner liebevollen wie nützlichen Ausstattung – Kartenskizzen, Öffnungszeiten, zahlreiche historische Abbildungen, farblich abgesetzte literarische Texte – einen ebenso verlässlichen wie anregenden Führer durch das Leben und Werk Hermann Hesses.

*Benigna Schönhagen*

SUSANNE ULRICI (Bearb.): **Oft habe ich Ihnen schon in Gedanken geschrieben. Briefe von und an Thaddäus Troll.** Silberburg Verlag Stuttgart 1992. 259 Seiten. Gebunden DM 29,80

Thaddäus Troll, dessen Lebensdaten und dessen schriftstellerischen Erzeugnisse sich durchaus auflisten lassen und dabei eine Unmenge an Zahlen und Fakten ergeben, war eine so beliebte und unermüdlich arbeitende Persönlichkeit, daß es allemal unbefriedigend sein würde, allein den Versuch einer angemessenen Biographie unternehmen zu wollen. Umso wohler fühlt man sich aber bei der Annäherung an den – wie Walter Jens ihn nannte – *letzten großen Impressionisten deutscher Sprache*, wählt man den Weg über dessen Korrespondenz. Es ist ein großes Verdienst von Trolls Ehefrau Susanne Ulrici, aus rund 20 prall gefüllten Ordnern eine Auswahl von 250 Briefen getroffen und sie als Opus der Öffentlichkeit übergeben zu haben. Die faszinierende Fülle dieser Zusammenstellung zeigt, vergleichbar einem aus abertausend Steinchen gefertigten Mosaik, ein Bild des Feuilletonisten, des Schriftstellers, des politisch Aktiven, des Vaters und Ehemannes – die Reihe ließe sich beliebig lange fortsetzen –; ein Bild, das noch viele Zwischenräume hat und nichts Endgültiges oder Abgeschlossenes ist.

Läßt man die Tatsache der Auswahl beiseite, so wird dieses Buch zum objektiven Portrait und Selbstportrait. Es sind Verleger, Regisseure und Schauspieler, Intendanten, Wissenschaftler und Maler, Leser und Hörer, Prominente und ganz Unbekannte, und nicht zuletzt die zahlreichen Freunde, die an Troll schrieben. Und er selbst war es, der die Feder unzählige Male in die Hand genommen hat, um zu berichten, sich zu beschweren, zu gratulieren, Vorschläge zu machen, sich zu bedanken oder zu erkundigen und seine ihn nicht in Ruhe lassenden Gedanken loszuwerden. Sachlich, nachdenklich und einfühlsam schrieb er. Sein Wesen und sein Denken werden ebenso widergespiegelt wie die Zeit, in der die Briefe entstanden.

In der Zeitspanne vom 8. August 1932 bis zum 26. Juni 1980 gelangt man vom Erstsemester bis zum gefragten Schriftsteller in dessen letzten Lebenstagen. Chronologisch aneinandergereiht durchschreitet man alle Lebenslagen: die Sorgen und Nöte des freischaffenden Journalisten, die Kämpfe des liberalen Geistes und der Frohsinn des herzlichen Freundes. Die beigefügte tabellarische Biographie und Bibliographie ermöglicht bei der Lektüre einzelner Briefe eine rasche Orientierung der jeweiligen Umstände.

Mit Heiterkeit und Kopfschütteln, mit Staunen und Entzücken verschlingt man aber nicht nur den Inhalt. Nein! Und das macht es ja gerade so unterhaltend, das Lesen Thaddäus Trolls Briefe: Die Sprache, der Stil und der Adressat sind es. Sie wechseln ständig, und auf Schritt und Tritt ist die hohe Kunst des Wortkünstlers zu entdecken. Dabei meint man mitunter, Troll säße einem direkt gegenüber. Doch auch diejenigen, die ihm schrieben, ließen sich zu manchem Wort-Schabernack verleiten, ob sie nun Martin Walser oder Günter Grass, Manfred Rommel oder Siegfried Lenz heißen.



Weil es ihm ja doch keiner nachmachen kann und jeder weitere Versuch einer absolut treffenden Beschreibung schon im voraus zum Scheitern verurteilt ist, bleibt nur die wärmste Empfehlung dieses Buches an alle Troll-Freunde oder an solche, die es noch nicht sind.

*Gabriela Rothmund-Gaul*

RUDOLF BREUNLIN (Hrsg.): **Streuobstwiesen – Alte Halde Korntal**. Eine Dokumentation zum Schutz und zur Erhaltung einer Kulturlandschaft. Richard Doring Verlag Schorndorf 1990. 128 Seiten mit einem Baumbestandsplan. Broschiert DM 15,-

Aus Sorge um den Verlust des letzten großen zusammenhängenden Streuobstgebiets in Korntal, der Alten Halde, – ca. 6 ha des insgesamt 14 ha umfassenden Areals sind im Flächennutzungsplan als Wohnbebauungsbereich ausgewiesen – entschloß sich die Ortsgruppe des BUND Korntal-Münchingen, eine detaillierte Untersuchung des gesamten Gebietes vorzunehmen. Das Ergebnis wird in der vorliegenden Dokumentation der Öffentlichkeit vorgelegt. Die Autoren beschränken sich dabei aber nicht auf das trockene Aufzählen von Daten, sondern stellen die Streuobstwiesen samt ihrer tierischen Bewohner liebevoll in Wort und Bild vor. Ein Kapitel über die historische Entwicklung des Streuobstbaus in Württemberg und in Korntal weckt das Verständnis für diese alte Form unserer Kulturlandschaft, auch wenn man die ökologische Seite außer Betracht läßt. So hat sich die Alte Halde im Laufe der Jahrhunderte von den ehemaligen Weinbergen zu reinen Streuobstwiesen gewandelt, die auch heute noch ihre Hauptfunktion als Obstproduzenten beibehalten haben. Das Gebiet gewinnt jedoch zunehmend an Bedeutung für Erholungssuchende und als Rückzugsort für viele heimische Tier- und Pflanzenarten, die auf intensiv bewirtschafteten landwirtschaftlichen Flächen und intensiv gepflegten Gärten keine geeigneten Lebensbedingungen mehr finden.

Die Erhaltung dieses Streuobstgebiets durch gezielte Pflegemaßnahmen und Obstbaumnachpflanzungen, eine Änderung des Flächennutzungsplanes, die eine Rückführung von potentiell Bauland in landwirtschaftliche Flächen beinhaltet, sowie eine Unterschutzstellung des gesamten Bereichs als Landschaftsschutzgebiet sind somit die wichtigsten Zielsetzungen für die weitere Entwicklung der Alten Halde. Die vorliegende Studie stellt eine wertvolle Argumentationsgrundlage zur Erreichung dieser Ziele dar.

*Astrid Waibel*

STADT FILDERSTADT und GESCHICHTSWERKSTATT FILDERSTADT (Hrsg.): **Der Flughafen Stuttgart 1937–1992**. (Filderstädter Schriftenreihe zur Heimat- und Landeskunde, Band 7). Stadtarchiv Filderstadt 1992. 192 Seiten mit 225 Abbildungen. Broschiert DM 20,-

Die beschriebene Zeit umfaßt die Jahre von der ersten Planung des den Flughafen Stuttgart-Böblingen ablösenden Flughafens Stuttgart-Echterdingen – er liegt zum größten Teil auf der Markung Bernhausen, heute ein Stadtteil von Filderstadt – bis zur Einweihung des neuen Empfangsgebäudes nach der letzten Erweiterung. Davon standen die Jahre nach 1966 ganz im Zeichen der Auseinandersetzung um die Frage des Ausbaus des Flughafens. Es ist den Autoren der Geschichtswerkstatt gelungen, den verschiedenen Interessengruppen und ihren berechtigten Anliegen gerecht zu werden. In der Diskussion spiegeln sich die Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung dieses Vierteljahrhunderts wider. Es standen sich u. a. gegenüber: die Planungseuphorie der 60er Jahre, der Kampf der Anwohner um Lebensqualität, die nicht allein die Nachteile des Wirtschaftswachstums erleiden wollten (Lärmbelästigung!), die in ihrer Existenz bedrohten Landwirte auf dem ererbten Boden, der zu den besten des Landes zählt, die Interessen der exportorientierten Wirtschaft und die Sicherheit des Luftverkehrs, die jeder Gutachter anders beurteilt.

Eine vielbeachtete Form des Protestes gegen den Echterdinger Flughafenausbau artikuliert sich in der über drei Jahre andauernden „LandArt gegen Landraub“. Bei dieser Aktion waren auf 230 ha betroffener Fläche 30 Skulpturen einheimischer Künstler als Zeichen gegen die Landschaftszerstörung aufgestellt.

Mit der Planung und dem Bau der Flughafengebäude im Stil des Dritten Reiches war der Architekt des Reichsluftfahrtministeriums in Berlin, der Flughäfen Berlin-Tempelhof und München-Riem, Ernst Sagebiel, beauftragt worden. Aus dem Wettbewerb um den Neubau des Empfangsgebäudes ging das Hamburger Büro von Gerkan, Marg und Partner als Sieger hervor; Meinhard von Gerkan beschreibt das neue Fluggastgebäude. Die Geschichte des Flughafens im Zweiten Weltkrieg, zunächst Ausgangspunkt für deutsche, dann Ziel alliierter Luftangriffe, der Einsatz von Fremdarbeitern, die Verbindung mit der Forschungsanstalt Ruit und dem Flugplatz Nellingen werden dargestellt.

Vorausgeschickt ist ein Beitrag über den aus Plattenhardt stammenden Jacob Brodbeck, der in Amerika ein berühmter Flugpionier wurde.

Durch Artikel über den Flughafen als Arbeitsplatz für 4500 Menschen, über die Luftpost in Stuttgart, über die Flugzeuge, die im Laufe der Jahre in Echterdingen gelandet und die auf den Namen „Stuttgart“ getauft sind, wird die Geschichte des Landesflughafens abgerundet. Sie ist nicht nur für die auf den Fildern wohnenden Mitbürger von Interesse.

*Hans Binder*



GERHARD HERGENRÖDER: **Wendlingen am Neckar. Auf dem Weg zu einer Stadt.** Die Geschichte von Wendlingen, Unterboihingen und Bodelshofen. Herausgegeben von der Stadt Wendlingen am Neckar 1992. 528 Seiten, mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 78,-

Mit diesem umfangreichen, reich illustrierten Buch legt der Verfasser eine Stadtgeschichte vor, die man ungeachtet ihres großen Umfangs, von dem allerdings ein Zehntel auf die Erläuterungen und das Stichwortregister entfällt, mit Vergnügen liest. Auch daß zwei Fünftel dem 19. und 20. Jahrhundert gewidmet sind, darf hervorgehoben werden. Gerade das halbe Jahrhundert, das seit der im Dritten Reich verfügbaren Zwangsvereinigung von Wendlingen mit Bodelshofen und Unterboihingen verfloßen ist und das dank des starken Neubürgeranteils und der Verwirklichung einer neuen Stadtmitte zu «einer Stadt» führte, ist zuvor noch nie umfassend dargestellt worden. In diesem Zusammenhang gibt die Schilderung mancher Alltagsergebnisse und Vorgänge aus der Zeit des Dritten Reichs all denen, die jene Zeit nicht selbst erlebt haben, Verständnishilfen.

Der Verfasser beginnt wie üblich mit der Vor- und Frühgeschichte des Raumes, verharret da, wo auf den drei Markungen Funde gemacht worden sind, z. B. in der Römerzeit, um über fundleere Zeiten nur in großen Zusammenhängen zu berichten. Die ersten (unsicheren) Nennungen der drei Orte und die Namensdeutungen lassen nur Vermutungen zu. Aus dem 13. Jahrhundert liegen dann Urkunden vor, die von G. Hergenröder jeweils geschickt in einen landes- und religionsgeschichtlichen Zusammenhang – Kloster Salem, Kloster Zwiefalten – gebracht werden. Diese Einbindung in das größere Geschehen, ohne dabei die lokalen Einzelheiten zu vernachlässigen, belebt das ganze Buch. Ob es sich um die Kirchen handelt, deren Patrozinien Anlaß zu interessanten Ausführungen geben, ob es die frühen Herrschaftsverhältnisse sind, der Übergang Wendlingens an Württemberg 1545, der die Reformation zur Folge hatte, ob es die Herkunft und die Bedeutung der Familie Thumb von Neuburg sind, stets wird vermieden, den Blick nur auf die örtlichen Vorgänge zu richten. Unterboihingen, das im 15. Jahrhundert von den Thumb von Neuburg an die Schilling von Cannstatt, danach an die Herren von Wernau kam, blieb beim alten Glauben, was manche Besonderheit bis in unsere Zeit erklärt. Die Industrialisierung von Unterboihingen und Wendlingen, verbunden vor allem mit den Namen Otto und Behr, wird ausführlich dargestellt. Sie ist schließlich auch der Anlaß, daß die beiden Gemeinden aufeinander zu gewachsen sind. Der Gang durch die Jahrhunderte wird mit dem Untertitel *Auf dem Weg zu einer Stadt* zutreffend beschrieben.

Hans Binder

## IN EINEM SATZ

GÜNTER SCHMITT: **Burgenführer Schwäbische Alb, Band 5: Westalb.** Wandern und entdecken zwischen Reutlingen und Spaichingen. Biberacher Verlagsdruckerei 1993. 416 Seiten mit einer Karte und 336 Abbildungen, Skizzen, Lageplänen, Grundrissen, davon 56 in Farbe. Pappband DM 49,-

Dieser Band einer auf sechs Bände geplanten Reihe schließt geographisch die Lücke zwischen den vorliegenden Bänden 3 und 4, indem er flächendeckend 60 Burgen, Ruinen, Burgstellen und Schlösser beschreibt, die sich westlich von Lauchert und Fehla sowie nördlich der Donau bis Spaichingen, Balingen und Mössingen befinden, darunter so bekannte wie den Hohenzollern, die Schalksburg oder den Lichtenstein, daneben aber auch wohl viele unbekanntere wie die Burg Hasenfratz, Hustneck oder Azulin: unentbehrlich für jeden Burgenfreund und für jeden, der beim Wandern was sehen und lernen will.

**Vaihingen an der Enz. Alte Stadt mit großer Zukunft.** Mit Aufnahmen von Gary Duszynski. Silberburg-Verlag Stuttgart 1991. 96 Seiten, Großformat mit vielen Farbabildungen. Pappband DM 49,80

Dieser ausgezeichnete bebilderte Band, dessen begleitende Texte im Anhang auf englisch, französisch und ungarisch (!) übersetzt sind, fängt das Leben, die Landschaft, Wirtschaft, die Geschichte und Gegenwart der Großen Kreisstadt und ihrer Teilorte anschaulich ein.

EUGEN BELLON: **Zur Siedlungs- und Weinbaugeschichte im Raum Waiblingen-Winterbach.** Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1992. 428 Seiten mit 145 Abbildungen und Skizzen. Pappband DM 49,-

Das vorliegende Buch ist nicht leicht zu lesen, aber es enthält viele profunde Informationen zur Besiedlung, Geschichte, Landwirtschaft, Weinbau, Kultur, gegenwärtiges Leben und Arbeiten der Gegend um Waiblingen, Rommelshausen, Beinstein, Stetten, Endersbach, Strümpfelbach, Beutelsbach, Schnait, Korb, Buoch, Grunbach, Geradstetten, Winterbach, Schorndorf und Winnenden.

LUTZ REICHARDT: **Ortsnamenbuch des Rems-Murr-Kreises.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 128. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1993. 466 Seiten und eine Übersichtskarte als Beilage. Kartonierte DM 64,-



In bewährter Weise publiziert der Verfasser die Erstnennungen der Siedlungen des Kreises, auch der inzwischen abgegangenen, gibt die verschiedenen Schreibweisen wieder und erklärt sprach-wissenschaftlich die Bedeutung der Ortsnamen in allen ihren Variationen.

**Reutlinger Geschichtsblätter, Jahrgang 1992.** Neue Folge Nr. 31. Reutlinger Geschichtsverein 1992. 311 Seiten mit 99 Abbildungen, davon 23 in Farbe. Kartoniert DM 35,-  
Von den acht Aufsätzen des Jahrbuchs greifen zwei vor allem weit über den Reutlinger Raum hinaus: Der Beitrag von Martin Fimpel über die Beziehungen zwischen dem Schwäbischen Kreis und Habsburg 1740–1745 im Spiegel der Reutlinger Kreistagsakten sowie der Beitrag von Ulrich Mohl über die Lebensfreundschaft zwischen Isolde Kurz und Ernst von Mohl.

IMMO EBERL (Bearb.): **Flucht. Vertreibung. Eingliederung. Baden-Württemberg als neue Heimat.** Begleitband zur Ausstellung. Herausgegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 296 Seiten mit 91 Abbildungen, davon 17 in Farbe. Pappband DM 44,-  
Entsprechend der Wanderausstellung spannt der außerordentlich informative Katalog einen weiten Bogen von der deutschen Ostkolonisation im Mittelalter über die neuzeitliche deutsche Siedlung in Südosteuropa und Rußland sowie die Nachkriegsentwicklung Südwestdeutschlands bis zur Öffnung Osteuropas und zum neuerlichen Aussiedlerstrom, wobei der Schwerpunkt auf der Eingliederung der über eine Million deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in Baden-Württemberg während der Zeit von 1945 bis 1959 liegt.

WINFRIED WAGNER: **Mai lieaber Fraind!** Band 2. Die heiteren Briefe des Eugen Emberle. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1993. 157 Seiten mit einigen Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Pappband DM 17,80

Wer die Familie Emberle aus der Samstagabend-Sendung des Süddeutschen Rundfunks noch nicht kennt, sollte und kann nun diese Bildungs-, Unterhaltungs- und Wissenslücke schnell schließen und sich diese köstlichen, tiefgründigen und humorvollen Briefe lesend aneignen.

ROGER RIBLET-BUCHMANN: **Unerwartete Begegnung. Als junger «Fremdarbeiter» in Pforzheim 1944/45.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 116 Seiten mit 13 Abbildungen. Pappband DM 28,-

Dieser vom Pforzheimer Archivar Hans-Peter Becht kommentierte Bericht eines ehemaligen «Westarbeiters» aus den Vogesen, der als Fünfzehnjähriger zur Zwangsarbeit in die Rüstungsindustrie abgeführt wurde, ist ein außerordentlich beredtes Zeitdokument, das ein bis heute weitgehend verdrängtes Thema aufgreift.

SIEGFRIED HEINZMANN: **Wegspuren einer Wäldersippe. Die Vor- und Nachfahren des Tennenbronner Stabsvogtes Johannes Heinzmann (1700 bis 1783).** Posthalter und Wirt auf dem «Grünen Baum» in Kruppen Schiltach. Hermann Kuhn Verlag Villingen-Schwenningen 1992. 320 Seiten mit einigen Federzeichnungen von Bertold Conradi. Halbleinen DM 58,-

Von den Sorgen und Nöten seines Vorfahren, des Thurn und Taxischen Posthalters Johannes Heinzmann, sowie von denen seiner Nachkommen – er hatte sieben Söhne – erzählt der Autor, wobei es ihm gelingt, die Familiengeschichte in die regionale und überregionale Geschichte einzubetten und eine geradezu spannende Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des einstmals württembergischen Schwarzwalds um St. Georgen und Hornberg zu schreiben.

**Die «Hirsch»-Katastrophe in Nagold vom 5. April 1906.** Zusammengestellt und bearbeitet von HERMANN SCHEURER. Geiger Verlag Horb am Neckar 1992. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 34,80  
Anschaulich, mit vielen Abbildungen – Fotos, Dokumenten, Plänen, Protokollen – zeichnet Hermann Scheurer die Anhebung des Gasthofs Hirsch in Nagold und dessen dabei geschehenen Einsturzes nach, der 52 Tote und 93 Verletzte zur Folge hatte, was damals weit über die Grenzen Württembergs hinaus Aufsehen erregte.

HELMUTH ALBRECHT (Hrsg.): **Schwäbische Forscher und Gelehrte. Lebensbilder aus sechs Jahrhunderten.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1992. 133 Seiten mit 144 Abbildungen, davon 41 in Farbe. Pappband DM 59,-

Von sachkundigen Autoren werden in diesem Band 22 schwäbische Naturforscher vorgestellt, darunter so bekannte wie Johannes Kepler, Wilhelm Schickard oder Albert Einstein, darunter aber auch viele, die es verdienen, bekannt zu werden, wie Rudolf Jacob Camerarius, der die Sexualität der Pflanzen – entdeckte, oder Julius Robert Mayer, dem der Satz von der Erhaltung der Energie zu verdanken ist, oder Hermann Frasch, der Schwefelkönig von Louisiana.

GERHARD TADDEY: **Hermersberg. Die Geschichte von Schloß und Wildfuhr.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 41). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. 204 Seiten mit 81 Abbildungen, davon 36 in Farbe. Leinen DM 48,-

Abseits der Touristenstraßen liegt das ehemals hohelohische Schloß Hermersberg unweit von Niedernhall oberhalb des Kochertals, dessen Geschichte als Jagdschloß – Mittelpunkt eines geschlossenen Jagdbezirks – von Gerhard Taddey so anschaulich, interessant und einladend beschrieben wird, daß man kaum noch anders kann, als sich vom Reiz des Schlosses und seiner Umgebung, vom Flair seiner Vergangenheit mit eigenen Augen zu überzeugen.



## WEITERE TITEL

UDO DICKENBERGER, WALTRAUD und FRIEDRICH PFÄFFLIN: **Der Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof als literarisches Denkmal.** (Marbacher Magazin 59/1991.) Schiller-Nationalmuseum, Deutsches Literaturarchiv Marbach 1992. 296 Seiten mit 75 Abbildungen und einem Plan des Friedhofs als Beilage. Broschiert DM 20,-

PAULA RIEDE: **Weinprobe in Fellbach.** Daco-Verlag Günter Bläse Stuttgart 1992. 49 Seiten mit einigen Abbildungen in Farbe. Pappband DM 58,80

JÖRG BALDENHOFER (Hrsg.): **Badische Tüftler und Erfinder.** DRW-Verlag Stuttgart 1992. 120 Seiten mit 138 meist farbigen Abbildungen. Kunstleinen DM 59,-

... da laß Dich fröhlich nieder. 90 Wirtshausschilder fotografiert und vorgestellt von FRIEDRICH-W. KLEMME. DRW-Verlag Stuttgart 1992. 60 Seiten mit 91 Farbfotos. Pappband DM 24,80

EGON BOSHOF: **Die Salier.** (Urban Taschenbücher, Band 387.) 2., verbesserte und ergänzte Auflage, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. 343 Seiten mit zwei Stammtafeln. Kartonierte DM 26,-

HEINZ RAINER REINHARDT: **Wie die Schwaben Schwaben wurden.** Wer und wie und was sie sind. DRW-Verlag Stuttgart 1992. 189 Seiten mit 54 Abbildungen. Kunstleinen DM 29,80

URSULA ELIXHAUSER und HELMUT KRAJICEK: **Kochen und Konservieren.** (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern Nr. 19.) Großweil 1992. 68 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 8,-

**Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg.** Band 4. Herausgegeben von der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, von der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart und vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 319 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 30,-

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und JOACHIM B. SCHULTIS (Hrsg.): **Wald, Garten und Park. Vom Funktionswandel der Natur für die Stadt.** (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 18). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 160 Seiten mit 22 Abbildungen. Kartonierte DM 42,-

**Wegweiser für die Landeshauptstadt Stuttgart.** Bearbeitet vom Statistischen Amt der Stadt Stuttgart. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 356 Seiten. Kunststoffeinband DM 26,80

WOLFGANG WALKER: **Die Welt ist voller Regenbogen, Gedichte von früher – wiederentdeckt in UAWg.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1993. 180 Seiten. Pappband DM 19,80

ANNI WILLMANN: **Der gelernte König. Wilhelm II. von Württemberg.** Ein Porträt in Geschichten. DRW-Verlag Stuttgart 1993. 160 Seiten mit 38 Abbildungen. Kunstleinen DM 29,-

**Gustav Schwab. 1792–1850. Aus seinem Leben und Schaffen.** Bearbeitet von BRIGITTE SCHILLBACH und EVA DAMBACHER. (Marbacher Magazin 61/1992.) Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1992. 96 Seiten mit 70 teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 10,-

NORBERT FEINÄUGLE und HERMANN FISCHER: **Merk dr's no. Schwäbische Sprüche und Redensarten.** DRW-Verlag Stuttgart 1992. 96 Seiten mit 26 Zeichnungen von Christoph Brudi. Pappband DM 14,-

UDO DICKENBERGER: **Der Tod und die Dichter. Scherzgedichte in den Musenalmanachen um 1800.** Eine Sammlung von 220 Spottgrabschriften. Olms Verlag Hildesheim 1991. 118 Seiten. Broschiert DM 24,80

FRITZ PETER SEITZ: **Gottfried Fingerles schwäbische Lebensphilosophie.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 77 Seiten mit 12 Zeichnungen von Sepp Buchegger. Pappband DM 19,80

PETER LÖFFELAD: **Flurnamen der Stadt Ulm und deren Bedeutung. Gemarkungen Ulm, Söflingen und Grimmlingen.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Band 8). Stadtarchiv Ulm 1992. 175 Seiten mit 26 Abbildungen und einer Übersichtskarte in Kartentasche. Broschiert DM 36,-



## Natur- und Umweltschutz in Baden-Württemberg – Brief an Ministerpräsident Teufel

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,  
die Verlautbarungen aus der Regierungskommission für Verwaltungsreform über die Verlagerung der Zuständigkeit für die Ausweisung von Naturschutzgebieten auf die Land- und Stadtkreise lassen uns aufhorchen. Kein Landrat mit kommunalfreundlichem Kreistag und kein Oberbürgermeister mit Gemeinderat wird so erfolgreich in der Lage sein, Naturschutzgebiete auszuweisen, wie die Regierungspräsidien mit den Bezirksstellen für Naturschutz- und Landschaftspflege in den vergangenen Jahren. Das werden Sie als langjähriger Bürgermeister am besten beurteilen können.

Wir bedauern sehr, daß die Zuschüsse des Landes für den Erwerb von naturschutzwichtigen Grundstücken eingefroren wurden; erhoffen wir doch eine baldige Wiederaufnahme dieser Hilfen an die Vereine. Wir leisten mit dem Erwerb und der Finanzierung aus Landeszuschüssen und Spenden einen wichtigen landespolitischen Beitrag zur Erhaltung der Artenvielfalt. Bedenken Sie dabei, daß der Schwäbische Heimatbund einen Grundbesitz von 220 ha in Naturschutzgebieten hat. Wir haben mehr Fläche als das Fürstentum von Monaco.

Wir meinen, daß die abrupte Streichung von Zuschüssen zu bereits vereinbarten Grunderwerben aber nicht allein mit der Finanzlage des Landes zusammenhängt, sondern einen anderen Hintergrund hat. Das Land will sich aus dieser Aufgabe zurückziehen und diese Förderung den Stadt- und Landkreisen überlassen. Dies würde das Aus der bisher erfolgreichen Bemühungen des Schwäbischen Heimatbundes bedeuten, denn kein Kreis- oder Gemeinderat wird die Notwendigkeit des Grunderwerbs so nachhaltig unterstützen wie die Regierungspräsidien und die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege.

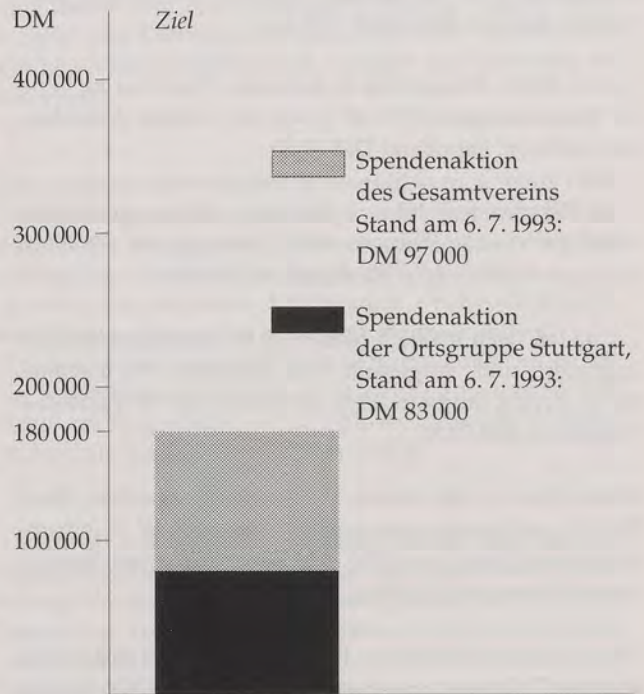
Bereits im Dezember vergangenen Jahres haben wir uns gegen die Eingliederung der Wasserwirtschaftsämter in die Land- und Stadtkreise gewandt (siehe Leitartikel «Zur Sache», Seite 329 in Heft 1992/4 der Zeitschrift «Schwäbische Heimat»).

Aus all dem ziehen wir nunmehr den Schluß, daß die Landesregierung den Natur- und Umweltschutz um alle Welt kommunalisieren will. Wir hoffen nicht, daß Sie sich damit auch aus der Verantwortung ziehen will.

Mit freundlichen Grüßen

Martin Blümcke, Vorsitzender

## Spendenbarometer für die Rettung der Altstadthäuser in Stuttgart



## Altstadthäuser im Leonhardsviertel gerettet

**Schwäbischer Heimatbund  
und Verschönerungsverein sanieren gemeinsam**

Das Projekt Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 im Leonhardsviertel in Stuttgart ist gesichert. Schwäbischer Heimatbund und Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart sind auf der Zielgeraden. Zwar sind formal noch nicht alle Unterschriften auf die Formulare gesetzt, aber es zeichnet sich ab, daß der Erbbaurechtsvertrag und die Modernisierungsvereinbarung mit der Stadt Stuttgart bis Ende August unter Dach und Fach sind. Auch der zwischen den Vereinen ausgehandelte Vertrag über die Nutzung des Objektes dürfte bis zu diesem Zeitpunkt soweit sein, denn alle wesentlichen Aspekte sind besprochen und abgeklärt, daß Martin Blümcke für den Schwäbischen Heimatbund und Manfred Schempp für den Verschönerungsverein unterzeichnen können.



Die Arbeiten an der Planung gingen weiter, und die Abstimmungen mit dem Landesdenkmalamt und der Städtischen Branddirektion sind abgeschlossen. Die genauen Pläne im Maßstab 1:50 liegen nunmehr dem Baurechtsamt der Stadt Stuttgart zur Genehmigung vor. Dieser steht sicher aufgrund der Vorabklärungen nichts im Wege, so daß mit einer baldigen Entscheidung gerechnet werden kann. Der bereits vor Jahresfrist eingegangene Bauvorbescheid signalisierte ja Genehmigungsfähigkeit. Zwischenzeitlich sind die ersten Ausschreibungen für einzelne Gewerke erfolgt, die ca. 60 % der Kosten ausmachen werden. Die derzeitige Baukonjunktur läßt hoffen, daß sich die Preise nicht erhöhen und so der Kostenvoranschlag eingehalten werden kann.

Unter diesen Voraussetzungen wird am 4. Oktober 1993 mit dem Bau begonnen. Am **Samstag, den 16. Oktober um 11 Uhr**, werden die Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes und des Verschönerungsvereins **einen «neuen» Grundstein** für eine gute Zusammenarbeit in diesen Häusern legen. Die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes wird dieses Ereignis mit einem kleinen Fest in der Weberstraße ausschmücken, wo zugunsten des Objektes Essen und Trinken angeboten werden.

Was uns lediglich noch fehlt, sind Spenden, die die Finanzierung für den Schwäbischen Heimatbund sicherstellen. Es ist eine ungeheure und dankbare Leistung, daß bereits vor Baubeginn ca. 180 000,- DM Spenden eingegangen sind. Wir danken all denen, die gespendet haben, und all denen, die sich um Spender bemüht haben. Wir brauchen aber noch mindestens 220 000,- DM, um eine solide Finanzierung zu bekommen. Helfen Sie weiterhin mit, Vorstandschaft und Geschäftsführung danken im voraus.

## Raum und Regale gesucht

50 laufende Meter Bücher, bisher privat untergestellt, müssen weichen, dazu noch etwa 50 laufende Meter Zeitschriften, die in einem Abstellraum in der Geschäftsstelle abgestellt sind und geordnet werden sollten.

Dazu benötigt die Geschäftsstelle einen trockenen Raum, der möglichst in Stuttgart liegen sollte und für zwei Jahre benutzt werden kann, bis wir in unsere neue Geschäftsstelle einziehen können.

Wer hat gebrauchte Regale, die für diesen Zweck benutzt werden können?

Wer hat einen Raum?

Bitte rufen Sie uns an:

**Schwäbischer Heimatbund**  
**Charlottenplatz 17 · 70173 Stuttgart**  
**Tel.: 07 11/22 16 38**

## Chor des Schwäbischen Heimatbundes – Ehemaliger Chor der Volkshochschule Stuttgart 1946

Ein neues Dach hat der Chor der Volkshochschule Stuttgart gefunden. Der Schwäbische Heimatbund ist bereit, diesem Chor «Heimat» zu gewähren.

Dieser Chor entstand aus einem Singkurs der Volkshochschule Stuttgart im Jahre 1946 unter Leitung von Gustav Wirsching, Pädagoge und einer der Großen in der Singbewegung. Als Kurs begonnen, wurde von ihm ein über Jahrzehnte hinaus lebensfähiger Chor geschaffen. Nach dem Tode von Gustav Wirsching im Jahre 1961 übernahm der bekannte Komponist und Kirchenmusikdirektor Emil Kübler die Leitung des Chores. Regelmäßig war der Chor im Rahmen der «Offenen Singen» im Gustav-Siegle-Haus in Stuttgart und im Süddeutschen Rundfunk zu hören. Mit der «Schwäbischen Sauerkraut-Kantate» von Emil Kübler und unter dessen Leitung wurde das Cannstatter Volksfest 1962 eröffnet. Als sozial engagierter Chor wurden Singen in Alten-, Ferien- und Kurheimen sowie Krankenhäusern durchgeführt.

Ein geselliges Chorsingen im kurmainzischen Schloß und ein öffentliches Singen auf dem Schloßplatz in Tauberbischofsheim mit Gerhard Birkholz als neuem Dirigenten wurden im Oktober 1979 neue Aufgaben angegangen. Auch hier waren offenes Volkslieder-Singen im Landespavillon in Stuttgart, Kirchenkonzerte in Stuttgart, Bad Cannstatt, Winnenden und anderen Orten abgehalten worden. Zum 40jährigen Bestehen des Chores wurde in der Leonhardskirche ein anspruchsvolles Programm eingeübt, so die Kirchenkantate Nr. 14 von Johann Rudolf Zumsteeg (1760–1802) und das Lied von der Glocke (Schiller) von Andreas Romberg (1767–1821).

Das Dach der Volkshochschule für diesen Chor wurde durchlässig, so daß die begeisterten Mitglieder ein neues Dach suchten. Ein Chorleiterwechsel und dadurch auch die Gefahr der Auflösung waren der Grund für die zielstrebige Hinwendung zum Schwäbischen Heimatbund. Ortrun-Erdmute Lotz als Vorstand des Chores führte die Verhandlungen mit großem Engagement und Zielstrebigkeit.

Vorsitzender Martin Blümcke des Schwäbischen Heimatbundes konnte deshalb auch Einstimmigkeit in der Vorstandssitzung feststellen, daß diesem renommierten Chor aus Stuttgart die Möglichkeit gegeben werden muß, in einem größeren Verein zum kulturellen Leben beizutragen. Deshalb freue man sich, so Martin Blümcke, über die Bereicherung der Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes durch neue Mitglieder, die engagiert anspruchsvolles Liedgut auch bei öffentlichen Veranstaltungen des Heimatbundes präsentieren wollen.

Nach den Sommerferien finden vom 7. September 1993 an **wöchentlich Chorproben**, dienstags von 18.30 bis 20.30 Uhr im Treffpunkt «Senior», Rotebühlplatz 28 in Stuttgart statt. Frau Lotz lädt Sangesfreudige allen Alters und in allen Stimmlagen herzlich ein.



## Tag des Offenen Denkmals im Kalkofen Untermarchtal am 12. September 1993

Seit 1990 feiern jährlich hunderttausende Besucher in 15 europäischen Ländern den «Tag des Offenen Denkmals». Ein überwältigendes Echo, das das lebhafteste Interesse der Bürger an ihrer Vergangenheit beweist. Dasselbe Interesse besteht auch in Deutschland. Das zeigen einzelne, äußerst erfolgreiche regionale Versuche wie in Hessen, im Saarland oder in Halle an der Saale.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz regt dieses Jahr bundesweit an, einen «Tag des Offenen Denkmals» am 12. September 1993 zu begehen. Im Mittelpunkt steht dabei die Idee, die Vergangenheit als lebendigen Teil der Gegenwart kennenzulernen, als eine Bereicherung und auch Verschönerung des Alltags. Wohnhäuser, Schlösser, Burgen, Klosteranlagen sind für eine solche Aktion prädestiniert.

Der Schwäbische Heimatbund kann als seinen Beitrag aber etwas Besonderes bieten, nämlich ein technisches Denkmal wie den Kalkofen in Untermarchtal. Am «Tag des Offenen Denkmals» am 12. September 1993 steht der Kalkofen allen Besuchern **offen** und zwar **von 10 bis 17 Uhr**.

Die Aktiven der Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes freuen sich auf recht zahlreichen Besuch, insbesondere auch deshalb, weil dieses technische Denkmal bundesweit bekannt gemacht wird.

## Neue Postleitzahl unserer Geschäftsstelle

Die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart hat die neue Postleitzahl

**70173**

Unsere Sprech- und Telefonzeiten sind:

montags bis donnerstags: von 9.00–12.00 Uhr  
von 14.00–16.00 Uhr

freitags: von 9.00–12.00 Uhr  
von 14.00–15.30 Uhr

## Termine

Der Wunsch, allen Ortsgruppen des Schwäbischen Heimatbundes einen Besuch abzustatten, steht weiter in der Terminplanung des Vorsitzenden und des Geschäftsführers. Am Freitag, den **3. September 1993**, treffen sich die Mitglieder der **Ortsgruppe Leutkirch** um 20 Uhr im Hotel Post in Leutkirch. Vorsitzender Martin Blümcke wird über den Schwäbischen Heimatbund referieren, und Geschäftsführer Dieter Dziellak wird das Sanierungsprojekt in der Stuttgarter Altstadt mit dem Einbau einer Geschäftsstelle für den Schwäbischen Heimatbund vorstellen. Ortsgruppenvorsitzender Paul Zorn wird zu allgemeinen denkmalpflegerischen Fragen in Leutkirch Stellung nehmen.

Der **Denkmalschutzpreis** des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo wird am **17. September 1993** im Haus der Begegnung in **Ulm** durch Staatssekretär Rainer Brechtken vom Wirtschaftsministerium des Landes Baden-Württemberg verliehen. Am gleichen Tag findet um 20 Uhr in Ulm im Haus der Begegnung, Clubraum, eine **Versammlung der Ortsgruppe Ulm** statt. Diese Ortsgruppe ist durch den Tod des langjährigen Vorsitzenden Karl Reutter im Dezember vergangenen Jahres verwaist, und es bedarf neuer Anstöße, um die Arbeit in dieser Ortsgruppe fortzusetzen. Alle Mitglieder aus Ulm und um Ulm herum sind dazu herzlich eingeladen.

Vom **21. bis 23. Oktober 1993** findet in **Tübingen** eine Sitzung des Präsidiums des Deutschen Heimatbundes statt. Neben wichtigen Themen des gesamten Verbandes stehen auch eine Stadtbesichtigung in Tübingen, ein Empfang durch Oberbürgermeister Schmid und eine Besichtigungsfahrt zum Spitzberg und zum Albrauf (Grundbesitz des Schwäbischen Heimatbundes) statt.

Der **Kulturlandschaftspreis 1993** wird am Donnerstag, den **28. Oktober 1993**, durch Umweltminister Harald B. Schäfer verliehen. Der Ort steht noch nicht fest. Dieses Jahr sind 39 Bewerbungen eingegangen, so daß es die Jury sehr schwer hat, unter hervorragenden Bewerbungen vier Preisträger auszuwählen.

Eine Naturschutzaktion in **Herrenberg-Kayh** findet am **6. November 1993** am Grafenberg statt. Es werden Bäume wie Elsbeere, Speierling u. a. als Ersatz für die im vergangenen Winter gefällten Akazien gepflanzt. Die Akazie stellt am Schönbuchrand eine eingeschleppte Baumart dar, die sich sehr rasch verbreitet und andere dort natürlich vorkommende Holzarten unterdrückt. Die Aktion beginnt um 9.30 Uhr; Helfer, die mit Spaten und Haue umgehen können, sind herzlich eingeladen. Am Schluß krönt ein Vesper diese Aktion.

Die **nächste Mitgliederversammlung 1994** findet im Heinrich-Fabri-Institut in **Blaubeuren** statt. Sie ist eingebettet in eine Tagung des Schwäbischen Heimatbundes am **7. und 8. Mai 1994**. Das Programm wird sehr vielfältig sein, und schon heute machen wir auf diesen Termin aufmerksam und hoffen, daß diese neue Form der Begegnung im Schwäbischen Heimatbund auf große Resonanz stoßen wird.



Unsere große Herbstreise führt in diesem Jahr in die **italienische Partnerregion Baden-Württembergs**, in die **Emilia-Romagna**. Vom 24. September bis 3. Oktober 1993 wird der Historiker Sven Gormsen diese noch weitgehend unbekannte Landschaft zwischen Po und Apennin vorstellen. Die Zentren wie Parma, Ferrara, Bologna, Ravenna und Rimini sind sicherlich Höhepunkte der Reise. Daneben sollen aber auch Themen wie «die Landschaft», «die Städtchen», «die Antike», «die Politik» und nicht zuletzt «die Küche» dazu beitragen, das Verbindende, das die Emilia-Romagna zu einer einheitlichen Region macht, zu entdecken.

Eine Wochenendreise (24.–26. September 1993) führt unter der Führung von Manfred Akermann in den **Raum Ansbach**. Unter dem Titel «**Zollern, Deutschorden und Reichsstädte**» werden die kulturellen Kostbarkeiten dieser reichen fränkischen Landschaft besucht.

Zu den Themen «**Schwäbische Turmuhren**» und «**Die Nachfolger Mélacs – Der Dauphin und Marschall Lorge im Feldzug 1693 in Württemberg**» am 18. September bzw. 2. Oktober 1993 empfehlen wir Ihnen zwei interessante Tagesexkursionen.

Nähere Informationen zu diesen und allen anderen Exkursionen des Schwäbischen Heimatbundes entnehmen Sie bitte unserem ausführlichen Reiseprogramm, das wir Ihnen auch gerne zusenden, Anruf genügt (Tel. 0711/221638).

## Ausstellungssonderfahrten Herbst 1993

Die **Landesausstellung «Herzöge und Heilige» im oberbayrischen Kloster Andechs** ist das Ziel einer Exkursion am **Samstag, 16. Oktober 1993**. Die Ausstellung ist der Familie der Andechs-Merianer gewidmet, die im 12. und 13. Jahrhundert zu den führenden Adelsgeschlechtern im Alpenraum gehörte. Aus dieser Familie gingen über 20 selig- oder heiliggesprochene Personen hervor, darunter zwei herausragende Frauengestalten, Herzogin Hedwig (Patronin von Schlesien) und ihre Nichte Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

**Meisterwerke des französischen Impressionismus und Nachimpressionismus aus russischen Museen** (darunter Werke von Monet und Renoir, van Gogh und Gauguin,

Matisse und Cézanne) sind in einer wohl einzigartigen Ausstellung im **Essener Folkwang-Museum** zu sehen. Wir organisieren eine Wochenendfahrt mit fachkundiger Führung (**23. und 24. Oktober 1993**).

Zur großen **Ägyptenausstellung in Speyer** organisieren wir eine Halbtagesfahrt am Sonntag, **12. September 1993**. Die Ausstellung läßt 3500 Jahre altägyptischer Kultur mit ihren Göttern, Menschen und Pharaonen lebendig werden.

Weitere Ausstellungsfahrten sind der **Kunststadt Zürich (31. Oktober 1993)** sowie dem **Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (20. November 1993)** gewidmet.

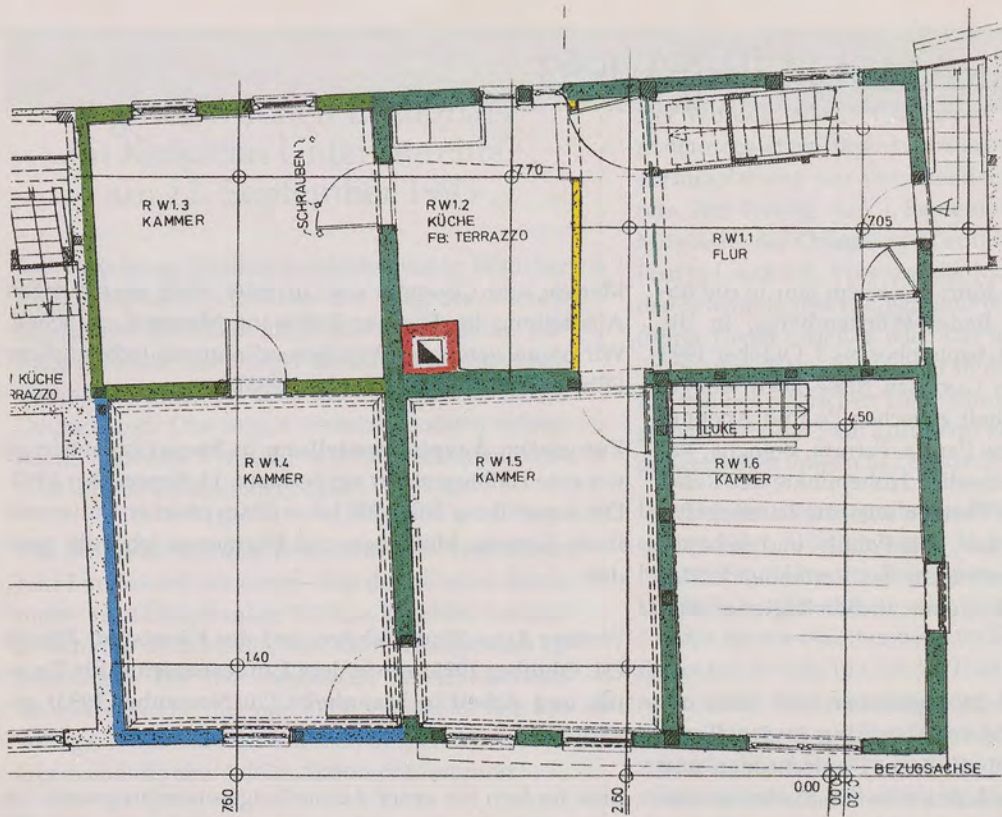
Bitte fordern Sie unser Ausstellungssonderprogramm an beim Schwäbischen Heimatbund, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Tel. 0711/221638, Fax Nr. 0711/293484.

## Mitgliedsbeitrag 1993







Die meisten Mitglieder haben ihren Beitrag sofort nach der Aufforderung im April 1993 geleistet. Für diese prompte Bezahlung danken wir. Nach der Satzung des Schwäbischen Heimatbundes wird der Mitgliedsbeitrag am 1. Januar eines jeden Jahres fällig. Dies hat seinen guten Grund darin, weil der Schwäbische Heimatbund erhebliche Verpflichtungen eingegangen ist bzw. einget, sei es durch die Herausgabe der Zeitschrift **SCHWÄBISCHE HEIMAT** oder durch den Ankauf von Grundstücken in Naturschutzgebieten. Deshalb sind wir auch für jeden Betrag dankbar, der den Mitgliedsbeitrag übersteigt.

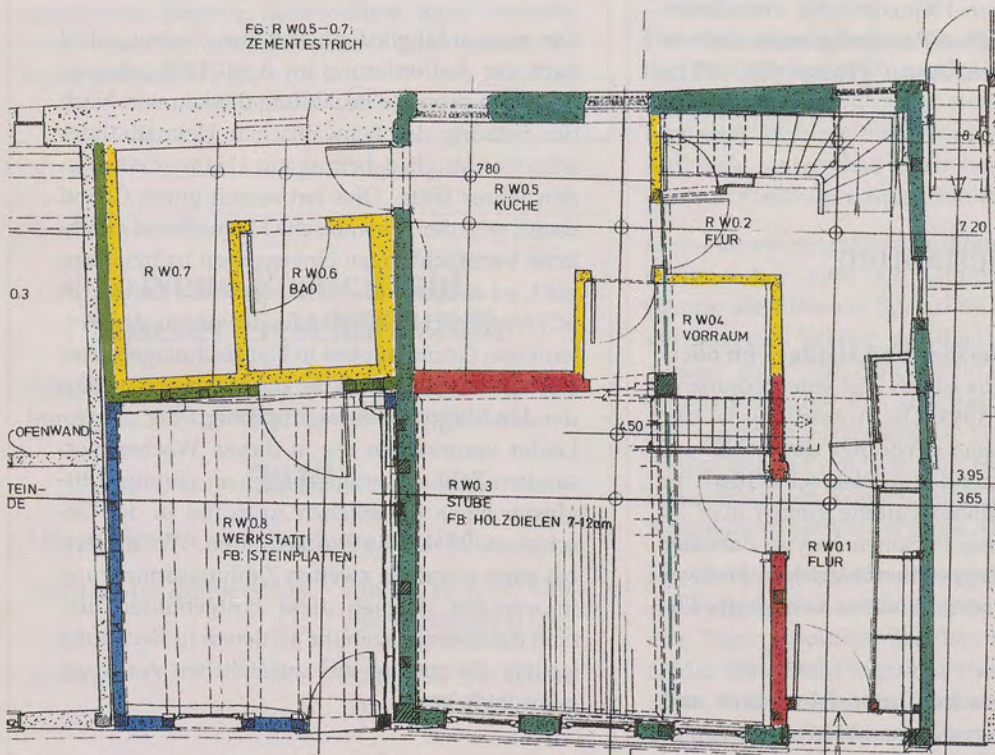
Leider verursachen die in diesen Wochen versandten Zahlungserinnerungen an säumige Mitglieder einen erheblichen Aufwand in der Geschäftsstelle und an Postgebühren. Wir müssen bei einer etwaigen zweiten Zahlungserinnerung in wenigen Wochen diese Postgebühren und eine Bearbeitungsgebühr all denen in Rechnung stellen, die uns so viel zusätzlichen Aufwand gemacht haben.





Schematischer Bauperiodenplan des Hauses Weberstraße 2, Obergeschoß (nachträgliche Veränderungen an den einzelnen Wänden sind nicht berücksichtigt), Nord = unten. Grundlage: Verkleinerter Ausschnitt der zeichnerischen Bauaufnahme von Armin Seidel, Denkkendorf.

- |  |                                       |   |                               |
|--|---------------------------------------|---|-------------------------------|
|    | Haupthaus von 1705                    |    | Aufstockung des Stalles, 1790 |
|   | Anbau, wohl 1. Hälfte 18. Jahrhundert |   | Umbauten des 19. Jahrhunderts |
|  | Stall, wohl 2. Hälfte 18. Jahrhundert |  | Umbauten des 20. Jahrhunderts |



Schematischer Bauperiodenplan des Hauses Weberstraße 2, Erdgeschoß (nachträgliche Veränderungen an den einzelnen Wänden sind nicht berücksichtigt), Nord = unten.



# Bauhistorische Untersuchungen an den Häusern in der Stuttgarter Leonhardsvorstadt – Ein Zwischenbericht

Weberstraße 2, Haupthaus

Die Umfassungsmauern des Kellers stehen ringsum im Verband, wurden also in einem Zuge aufgeführt. Die starken, in Querrichtung verlegten Deckenbalken sind in der nördlichen Hälfte mitsamt den Einschubbrettern erhalten. Sie liegen auf einem Längsunterzug, der etwas südlich der Mitte von einem Quaderpfeiler getragen wird. Südlich des Pfeilers ist die Decke in der östlichen Hälfte durch preußische Kappen ersetzt, in der westlichen Hälfte besitzt sie eine von Wechselbalken begrenzte große Öffnung, möglicherweise zum Herablassen von Weinfässern.

Das Erdgeschoß enthielt ursprünglich einen einzigen ungeteilten Raum. Die Deckenbalken wurden von einem Mittellängsunterzug getragen, dessen Freistütze, die annähernd über dem Pfeiler im Keller steht, erhalten ist. Die südliche, westliche und nördliche Außenwand wurden später so stark verändert, daß beim derzeitigen Kenntnisstand keine Aussagen zu den ursprünglichen Öffnungen möglich sind. Nur die östliche, heute zum Nebenhaus gerichtete Außenwand besitzt noch ihr originales Gefüge, das aber seltsamerweise keinen Bezug zur Stellung der Mittelstütze – Querbund! – erkennen läßt.

Die heutige Grundrißaufteilung mit schmalen Flur, breiterem Treppenhaus, Stube und Küche stammt wohl aus dem 19., eventuell noch aus dem späten 18. Jahrhundert. Seit 1874 ist sie durch Pläne in den Bauakten sicher nachzuweisen (s. den Vorbericht von Harald Schukraft, Stuttgart). Die Unterteilung des Erdgeschosses muß aber bereits vor 1843 erfolgt sein, da damals zwei Eigentümer im Haus wohnten, von denen einer fast alle Räume des Obergeschosses besaß; 1790 war das Haus noch in einer Hand.

Das Obergeschoß zeigt noch annähernd seinen ursprünglichen Grundriß, der durch eine Quaderwand – über der Freistütze im Erdgeschoß – in zwei unterschiedlich breite Zonen geteilt wird. Die rückwärtige Zone enthielt ehemals eine Flurküche, in die erst sehr spät eine Trennwand (Gipsdielen) eingezogen wurde; noch in einer Teilungsliste von 1843 wird die «offene Küche» genannt. Die straßenseitige Zone nahm Stube (östlich) und Kammer auf, die durch eine Tür miteinander verbunden waren. Vor 1843 wurde die Tür vermauert und die Kammer durch eine Treppe von der Erdgeschoßstube aus zugänglich gemacht.

Außer einigen Veränderungen an den Fassaden ist im Obergeschoß die originale Bausubstanz nahezu unverändert erhalten. Die Stube besaß zur Straße anstatt der beiden jetzigen Einzelfenster sicher einen Fenstererker.

Wie das Obergeschoß stammt auch das Dach fast vollständig aus der Erbauungszeit. Die Raumaufteilung im ersten Dachgeschoß entspricht der des Obergeschosses.

Beim Abbund der Dachwerkshölzer waren zwar noch keine Zwischenwände vorgesehen, doch wurden sie bereits beim Aufschlagen des Hauses eingefügt. Bemerkenswert ist der besteigbare, zweizügige Kamin – aus dem Erd- bzw. Obergeschoß –, der vermutlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand.

Datierung: Durch vier Bohrkerne aus Dach und Obergeschoß konnte das Haus dendrochronologisch sicher in das Jahr 1705 datiert werden.

Weberstraße 2, Nebenhaus

Das Nebenhaus entstand in drei Perioden. Zunächst erhielt das Haupthaus einen Anbau, der in der rückwärtigen Hälfte von Erd- und Obergeschoß erhalten ist und im Obergeschoß Fenster zu dem verbleibenden kleinen Hofraum besaß. Wahrscheinlich nahm das Erdgeschoß einen Stall, das Obergeschoß einen Wohnraum auf (hier gefügebetonende Farbfassung). Die nächste Baumaßnahme umfaßte die Errichtung eines eingeschossigen Stalles auf dem restlichen Hofraum, der zum Haupthaus und zum Anbau hin keine eigenen Wände erhielt. Die Gefügemerkmale weisen in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.



Weberstraße 2, Keller, nordwestliches Viertel, nach Norden. Am rechten Rand angeschnitten der Pfeiler für den Längsunterzug unter der wahrscheinlich originalen Balkendecke (mit Einschubbrettern).





Weberstraße 2, Haupt-  
haus, 1. Dachgeschoß,  
östliche Hälfte der Quer-  
wand, von Norden.  
Die Wand gehört nicht  
zum einheitlich abgebun-  
denen Dachwerk, wurde  
aber bereits beim Auf-  
schlagen des Hauses ein-  
gebaut.



Weberstraße 2, Neben-  
haus, Blick von der Straße  
in das Erdgeschoß.  
Der ehemalige Stall ist  
ohne eigene Wände in den  
Winkel von Haupthaus  
(rechts) und ursprüng-  
lichem Anbau (hinten)  
gestellt; die Decke wird  
von Unterzügen auf Frei-  
stützen getragen.

Im Jahre 1790 wurde der Stall aufgestockt und die Aufstockung mit dem älteren Anbau unter ein gemeinsames Dach gebracht. Neben der dendrochronologischen Datierung des Dachwerkes belegt diesen Vorgang das erhaltene Baugesuch; es besagt, daß der Eigentümer auf seinen eingeschossigen Stall *noch einen Stock seinem Hauß gleich 9 Schuh hoch darauf setzen will, der 16 Schuh lang biß an sein hinter Anbauten reichen soll*. Seitdem erfuhr das Nebenhau – außer einem Badeinbau im Erdgeschoß – keine nennenswerten Veränderungen mehr.

### Richtstraße 3

Wegen Unzugänglichkeit der Vollgeschoße am 4. November 1992 war nur eine Außenuntersuchung möglich. Erd- und erstes Obergeschoß sind in Geschosbauweise konstruktiv zusammengefaßt und sehr niedrig, während das zweite Obergeschoß als selbständig abgezimmerte Einheit aufgesetzt ist und normale Raumhöhen besitzt. Dies weist darauf hin, daß es sich ursprünglich um ein Ackerbürgerhaus mit hallenähnlich hohem Wirtschafts-





*Weberstraße 2, Haupthaus; mittlerer Bundständer in der Nordwand des Erdgeschosses, von Süden. Die beiden Zapfenlöcher in Ständer und Unterzug (für die aussteifende Kopfstrebe) belegen, daß im Erdgeschoß nie eine Mittellängswand bestand.*

geschoß und aufgestocktem Wohngeschoß gehandelt hat. Der gleiche Haustyp konnte 1989 in der Wagnerstraße (Nr. 44) festgestellt werden, hier dendrochronologisch in das Jahr 1700 datiert. Das Einziehen der Zwischendecke und der Ausbau des neu gewonnenen ersten Obergeschosses zu Wohnräumen dürfte im 19. Jahrhundert erfolgt sein. Im zweiten Obergeschoß scheint die heutige Raumaufteilung in Flurküche, Stube und Kammer auf den ursprünglichen Bauzustand zurückzugehen.

Das Mansarddach wurde vermutlich um 1800 anstelle des ursprünglichen Satteldaches aufgesetzt und im späten 19. Jahrhundert auf seiner Westseite verändert: vertikale Wand statt der Dachschräge im ersten Dachgeschoß, Anhebung der Dachfläche im zweiten Dachgeschoß.

#### Ergebnis und Empfehlungen zum weiteren Vorgehen

Die Voruntersuchung hat ergeben, daß Richtstraße 3 und das Haupthaus von Weberstraße 2 der auch in anderen Teilen des Stuttgarter Bohnenviertels (Wagnerstraße) belegten Neubebauung um 1700 angehören. Beide Häuser waren anfangs recht großzügig aufgeteilt und wahrscheinlich von Ackerbürgern bzw. Weingärtnern genutzt

(Erdgeschoß – Wirtschaften; Obergeschoß – Wohnen); zwischen ihnen bestand eine kleine Freifläche. Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts wurde der Wohnraum ständig erweitert, teils durch Zurückdrängen der landwirtschaftlichen/gewerblichen Nutzung, teils durch Vergrößerung des Bauvolumens, so durch Überbauung der Freifläche und Aufsetzen des Mansarddaches. In den letzten hundert Jahren wurden zumindest im Haus Weberstraße 2 keine Grundrißänderungen mehr vorgenommen.

Beide Häuser stellen folglich Zeugnisse sowohl für die landwirtschaftlich geprägte Bebauung des Bohnenviertels um 1700 als auch für den mit der zunehmenden Bevölkerung im 18. und 19. Jahrhundert steigenden Wohnraumbedarf dar. Eine Rückführung auf den «Urzustand» kann deshalb nicht empfohlen werden. Für die bauhistorische Bewertung der Substanz im einzelnen sind noch eingehendere Untersuchungen erforderlich, die sich bei Weberstraße 2 auf Teilbereiche beschränken können, bei Richtstraße 3 aber den gesamten Bestand umfassen müssen.

Dr. Hans-Hermann Reck,  
Büro für bauhistorische Gutachten,  
65183 Wiesbaden

## Bauhistorische Beobachtungen am Gebäude Weberstraße 2

Wer in die Weberstraße tritt und das windschiefe Haus Nr. 2 betrachtet, mag auf den ersten Blick dessen Standfestigkeit bezweifeln und möglicherweise einen Abbruch befürworten. Wie sehr sich jedoch der laienhafte Blick in der Beurteilung irren kann, dürfte eine Beobachtung beweisen, die die Unterzeichner kürzlich gemacht haben.

Bei der Untersuchung der Baunaht zwischen dem Gebäude Weberstraße 2 und dem links anschließenden ehemaligen Schuppen auf dem als Richtstraße 1 bezeichneten Platz ist aufgefallen, daß der rechte Ständerbalken exakt der Schräglage der Erdgeschoßkonstruktion von Weberstraße 2 angefügt wurde, jedoch nicht durch eigene Schräglage sondern durch entsprechende Zusägung im unteren Bereich. Der Ständer verjüngt sich also nach unten in der Weise, wie der Eckbalken von Weberstraße 2 schräg liegt. Er steht selbst senkrecht und liegt in wesentlichen Teilen auf dem benachbarten geneigten Balken auf. Nur so war eine unmittelbare Anfügung des Schuppens an das Hauptgebäude gewährleistet.

Die bauhistorische Untersuchung von Dr. Reck hat nun ergeben, daß die gesamte Erdgeschoßkonstruktion des Schuppens aus der Zeit vor 1794 stammt. Dies läßt den Schluß zu, daß das Erdgeschoß von Weberstraße 2 sich mindestens seit dieser Zeit, also seit über 200 Jahren, in seiner windschiefen Lage befindet. Dieser Zustand ist demnach nicht – wie vielfach vermutet – eine Folge des





Die Baunaht zwischen Richtstraße 1 (links) und Weberstraße 2 (rechts).



Der ehemalige Kapitellaufsatz als jetziger Sockelstein.

Zweiten Weltkriegs oder des fortschreitenden Verfalls der jüngsten Zeit. Insofern liegt eine Instabilität der Konstruktion ebenfalls nicht vor, denn die zwei Jahrhunderte währende Standfestigkeit beweist das Gegenteil.

Eine weitere Beobachtung war im Kellergeschoß zu machen, die möglicherweise ein neues Licht auf die von Restaurator Lutz Walter festgestellte Verblattung am linken Stützbalken der Erdgeschoßfassade werfen könnte. Diese Verblattung läßt nämlich die Vermutung zu, daß wenigstens Teile der Erdgeschoßkonstruktion aus dem 16. Jahrhundert stammen könnten. Ob die Balken erst später an diese Stelle versetzt und wiederverwendet wurden oder ob sie tatsächlich von Anfang an hier standen, läßt sich derzeit nicht endgültig klären.

Die Holzdecke über dem annähernd quadratischen Keller ruht auf einem zentralen Pfeiler, der aus wohlbehauenen Quadersteinen mit der Grundfläche  $43 \times 43$  cm besteht. Auf diesem Pfeiler sitzt derzeit ein sich nach oben verjüngendes «Kapitell» auf, das einen kräftigen Deckenbalken sowie, darauf aufgestützt, die gesamte innere Konstruktion des Hauses trägt. Nur etwa einen Meter davon entfernt stützt ein Balken Teile der Treppe. Nicht er selbst verdient unser Interesse, sondern sein Sockel, denn dieser ist aus demselben Stein wie der soeben erwähnte Pfeiler, und er zeigt sogar dieselben Bearbeitungsspuren. Ein Vergleich der Abmessungen des jetzt als Sockel benutzten Steins mit dem «Kapitell» des Pfeilers brachte ein überraschendes Ergebnis: der 28 cm hohe Sockelstein paßt exakt auf das «Kapitell». Demnach müßte die Decke früher mindestens um diesen Wert höher gewesen sein. Diese Vermutung wird unterstützt durch die Höhe der Fundamentmauer an der Weberstraße, die im Innern des Erdgeschosses etwa 40 cm über das Fußbodenniveau hinaufragt. Der darin eingebaute Kellerhals ist heute unbenutzbar, weil er so hoch ansetzt, daß er vom jetzigen Fußboden geteilt wird.

Diese Beobachtungen könnten darauf schließen lassen, daß vor dem Bau der heutigen Obergeschosse im Jahre 1705 das Niveau der Erdgeschoßräume um etwa 30–40 cm höher lag. Um wieviel älter der Keller und das Erdgeschoß sind, läßt sich bis jetzt noch nicht genau sagen. Auch ist völlig unsicher, ob es einen Zusammenhang zwischen der Verblattung des 16. Jahrhunderts und dem Bau des Kellers gibt. Ob die geschilderten Vermutungen zutreffen, wird sich möglicherweise erst während der bevorstehenden Renovierung klären lassen.

Die vorgenannten Beispiele zeigen jedoch, daß uns auch ein unscheinbares Haus durch genaue Beobachtung Einblicke in sein inneres Wesen und in seine Vergangenheit gewähren kann. Bei der künftigen Renovierung des Gebäudes ist deshalb ein behutsames Vorgehen vonnöten, damit durch die moderne Nutzung als Geschäftsstelle nicht zu viel seines Charakters verloren geht.

✎ Klaus Sackenreuther und Harald Schukraft



## Rettet den Alten Friedhof! – Bürgerentscheid in Kirchheim u. T. am 24. Oktober 1993!

Im Heft 1992/3 der Schwäbischen Heimat informierten wir ausführlich über den «Alten Friedhof» in Kirchheim u. T., über seine kultur- und kunsthistorisch bedeutsamen Denkmäler, seine durch die Kirchheimer Stadtplaner gefährdete Zukunft und über die Rettungsbemühungen der Kirchheimer Ortsgruppe.

Dem langen Rechtsstreit mit der Stadtverwaltung hat nun der Verwaltungsgerichtshof Mannheim am 13. April 1993 (Az. 1 S 1076/92) ein Ende gesetzt. Er entschied, daß ein vom «Freundeskreis Alter Friedhof» und der Ortsgruppe Kirchheim des Schwäbischen Heimatbunds getragenes Bürgerbegehren zulässig ist. Ziel dieser Bürgerinitiative war, daß der Alte Friedhof nicht – wie 1991 vom Gemeinderat beschlossen – allmählich stillgelegt wird, sondern daß er erneut für die allgemeine Wiederbelegung freigegeben wird. Dafür sollte auf die ebenfalls 1991 vom Gemeinderat beschlossene Erweiterung des Waldfriedhofs auf dem «Hohen Reisach» verzichtet werden.

Unter dem Druck des VGH-Urteils beschloß nun der Kirchheimer Gemeinderat am 30. 6., daß am 24. Oktober 1993 in Kirchheim ein Bürgerentscheid stattfinden soll über die Fragestellung: Sind Sie dafür, daß der Alte Friedhof im Stadtteil Kirchheim erneut für den allgemeinen Bestattungsbetrieb eingerichtet wird?

Die Konfrontation zwischen der in der Bürgerinitiative zusammengeschlossenen Bürgerschaft und dem Rathaus ging auch nach dem Urteil des Verwaltungsgerichtshof vom 13. 4. 1993 in unverminderter Schärfe weiter. Trotz der klaren und eindeutigen Gerichtsentscheidung versuchten Stadtverwaltung und Gemeinderatsmehrheit weiterhin, das Bürgerbegehren zu Fall zu bringen, bzw. es zu unterlaufen.

Im Mai 1993 wurde von der Stadtverwaltung eines der renommiertesten Rechtsanwaltsbüros in Deutschland damit beauftragt, ein Rechtsgutachten zu dem VGH-Urteil vom 13. 4. zu erstellen und zu prüfen, ob es nicht doch noch irgendeine Revisionsmöglichkeit gäbe. Die viele Seiten umfassende Antwort des Büros lautete kurz zusammengefaßt: «Nein».

Gleichzeitig wurde die 1991 beschlossene Vergrößerung des Waldfriedhofs weiterbetrieben. 270 Bäume waren nach einer Zählung des BUND schon im Februar 1993 für den ersten Bauabschnitt im «Hohen Reisach» gefällt worden, in vollem Bewußtsein, daß in wenigen Wochen das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs zu erwarten war! Nach dem 13. 4. liefen die städtischen Vorbereitungen für die Erweiterung ungebrems weiter, obwohl das VGH-Urteil die enge Verbindung zwischen der Frage nach der Wiederbelegung des Alten Friedhofs und der Waldfriedhoferweiterung hervorhob. Geradezu in letzter Sekunde – die öffentliche Ausschreibung der Tiefbauarbeiten war bereits erfolgt – konnte mit Hilfe einer vom SHB beantragten einstweiligen Anordnung die Vergabe und die Ausführung der Arbeiten am Waldfriedhof bis

zur Durchführung eines Bürgerentscheids gestoppt werden. Nach Auffassung des Verwaltungsgerichtshofs Stuttgart (Beschluß vom 28. 6. 1993 Az.: 9 K 1371/93) wären sonst die Erfolgsaussichten des Bürgerbegehrens beim Bürgerentscheid am 24. 10. 1993 nachhaltig und in anfechtbarer Weise in Frage gestellt gewesen. Es bleibt abzuwarten, ob die Stadt Kirchheim den Beschwerdeweg einschlägt.

Weiter wurde vom SHB die Rechtsaufsichtsbehörde wegen der Textfassung auf den Stimmzetteln für den Bürgerentscheid eingeschaltet. Nach einem Beschluß des Gemeinderats vom 30. 6. 1993 sollen darin außer der zur Entscheidung zu bringenden Frage noch sogenannte «Vorbemerkungen» zu lesen sein, in denen einseitig auf die Haltung der Gemeinderatsmehrheit hingewiesen wird. Da die Grundsätze der Kommunalwahlordnung auch für einen Bürgerentscheid gelten, ist davon auszugehen, daß derartige Zusätze unzulässig sind. Das Ergebnis des Rechtsprüfungsverfahrens steht noch aus.

Der Bürgerentscheid ist angesichts der Härte und Entschiedenheit der politischen Gegner also noch lange nicht im Sinne des SHB gelaufen und entschieden. Es ist notwendig, daß jeder in Kirchheim mitkämpft, der für die Wiederbelegung des Alten Friedhofs und die Erhaltung des «Hohen Reisachs» eintritt. Nach der Gemeindeordnung genügt bei einem Bürgerentscheid nicht nur eine Stimmenmehrheit, um das Anliegen des Bürgerbegehrens durchzusetzen; mindestens 30 % aller stimmberechtigten Bürger einer Gemeinde müssen ihr Ja auf den Stimmzettel setzen! Bei geschätzten 27000 stimmberechtigten Bürgern in Kirchheim ergeben sich dann etwa 9000 Ja-Stimmen, die es zu mobilisieren gilt! Dazu benötigten wir in Kirchheim dringend noch viele engagierte Mitarbeiter, die unsere Informationsblätter in den 20 Stimmbezirken austeilen und auf unsere Sache aufmerksam machen. Auch sollte die Spalte mit den Leserbriefen in der Kirchheimer Lokalzeitung fleißig gefüllt werden.

### **Argumente für die Wiederbelegung des Alten Friedhofs in Kirchheim u. T.**

Um das große Engagement des SHB in dieser Sache zu erläutern, sollten die wichtigsten Argumente für eine Wiederbelegung des Alten Friedhofs als Ersatz für die Waldfriedhoferweiterung auf dem «Hohen Reisach» aufgezählt werden:

1. Pietät und jahrhundertealte Friedhofstradition sollten eigentlich jeden heimatbewußten Bürger Kirchheims veranlassen, sich für einen Erhalt des Alten Friedhofs einzusetzen.
2. Die verkehrsgünstige Lage des Alten Friedhofs am Rande der Innenstadt macht es möglich, daß er unabhängig vom Auto zu Fuß und mit dem Fahrrad von einem Großteil der Bevölkerung erreicht werden kann. Gerade ältere Leute wissen dies zu schätzen, wenn sie die Gräber ihrer Angehörigen aufsuchen. Der Waldfriedhof dagegen liegt weit außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe.



3. Die Kulturdenkmäler und die historisch überlieferten Anlagen des Alten Friedhofs werden vor Zerstörung am besten durch eine Fortführung des Friedhofsbetriebs geschützt, wie das Gutachten des Landesdenkmalamts darlegt.

4. Der Friedhofsbetrieb garantiert am besten, daß auch unsere Kinder und Enkel im Alten Friedhof einen ruhigen Park inmitten des Kernbereichs von Kirchheim finden können. Nach der derzeitigen Beschlußlage des Gemeinderats ist nur garantiert, daß im Jahre 2031 der Alte Friedhof endgültig aufgelöst wird, wenn die gesetzlich vorgeschriebene Ruhezeit abgelaufen ist. Ob daraus dann ein Park wird, wie viele unserer Gegner uns einreden wollen, oder ob das Gelände einmal überbaut oder durchschnitten wird, das kann jetzt nicht vorausgesagt werden. Fest steht nur, daß nach der jetzigen Beschlußlage der Gemeinderat ab dem Jahr 2031 frei und ungebunden über das Gelände des Alten Friedhofs verfügen kann. Auch der Europapark in Rust wurde auf einem alten aufgelassenen Friedhof angelegt!

5. Der Alte Friedhof bildet mit seinem dichten Pflanzenwuchs eine unersetzliche ökologische Oase inmitten der dicht bebauten Innenstadt (Gutachten des DBV). Werden in Zukunft weiterhin die Gräber mit Büschen und Stauden großflächig abgeräumt, verlieren viele Tiere ihren gewohnten Lebensraum. Artenarmut und Bestandsreduzierung werden die Folge sein.

6. Geologische Gutachten und praktische Erfahrung bestätigen die hervorragenden Verwesungsbedingungen auf dem Alten Friedhof, da lockerer Kalkschotter im Untergrund vorhanden ist.

7. Nach den Zahlen der Gemeinderatsvorlage 16/90 kommt eine Wiederbelegung des Alten Friedhofs mit seinen 4500 Grabstellen billiger als eine Erschließung von Waldfriedhof «Nord» mit nur 1800 Grabstellen. In der genannten GR-Vorlage wird auch bewiesen, daß bei einer Wiederbelegung des Alten Friedhofs derzeit keine Waldfriedhoferweiterung notwendig ist.

8. Da bei einer vollen Wiederbelegung des Alten Friedhofs der «Ziegelwasen» Friedhofsparkplatz werden soll (GR 16/90), können die Parkplätze in der Herdfeldstraße in Kurzzeitparkplätze umgewandelt oder gar reduziert werden; u. U. werden so die Friedhofsanlieger dann weniger vom Verkehr belästigt sein als heute.

9. Das Waldgebiet «Hohen Reisach» stellt eines der beliebtesten Naherholungsgebiete Kirchheims dar. Es sollte nicht durch unnötige Eingriffe zerstört werden.

10. Bei dem großen Flächenverbrauch im Mittleren Neckarraum ist der Schutz des Waldes eigentlich eine vorrangige Pflicht für jedermann.

11. Die Verwesungsbedingungen auf dem Waldfriedhof sind «äußerst ungünstig» (Stellungnahme des Gesundheitsamts); statt 20 Ruhejahren im Alten Friedhof müssen auf dem Waldfriedhof je nach Tiefenlage 25–30 Jahre verstrichen sein, bis ein Grab wiederbelegt werden kann

(Hinweise des Geologischen Landesamts und Auflagen des Gesundheitsamts vom Dezember 1992). Deshalb reduziert sich auf dem Waldfriedhof bei Wiederbelegung die Friedhofskapazität gegenüber den seither von der Stadtverwaltung veröffentlichten Kapazitätsberechnungen um ein Drittel, da man bei allen bisherigen Planungen von einem nur 20jährigen Wiederbelegungsrythmus ausgegangen war. Waldfriedhof «Heute» und Waldfriedhof «Nord» haben nach den derzeitigen städtischen Unterlagen zusammen zwar 5100 Grabstellen, diese Zahl reduziert sich aber, wie eben angeführt, wegen der verlängerten Ruhezeiten um ein Drittel. So ergibt sich, daß bei Wiederbelegung des erweiterten Waldfriedhofs tatsächlich nur 3400 Gräber in einem 20jährigen Zeitraum zur Verfügung stehen! Deshalb wurde von der Verwaltung auch schon öffentlich auf die «Möglichkeit» einer zusätzlichen Erweiterung Waldfriedhof «Ost» hingewiesen. Daß es sich dabei nicht nur um eine «Möglichkeit», sondern um eine «Notwendigkeit» handeln wird, beweist die Tatsache, daß 1972 die 4500 Gräber des Alten Friedhofs nicht ausreichten, um die ständig wachsende Zahl von Bestattungen in Kirchheim aufnehmen zu können. Wie sollen dann die 3400 Gräber des erweiterten Waldfriedhofs im Jahre 2011, wenn der Alte Friedhof für Belegungen ganz gesperrt sein wird, genügen?

Ein um Waldfriedhof «Ost» noch zusätzlich vergrößertes Friedhofsgelände würde dann mit etwa 20 ha den gesamten Wald im «Hohen Reisach» zwischen Notzinger Straße und Auerbacher Steige umfassen, sofern es über die gleiche Kapazität wie Alter Friedhof plus Waldfriedhof «Heute» – zusammen 9 ha – verfügen sollte.

12. In dem vom Waldfriedhof 1000 Meter entfernten Notzinger Friedhof herrschen ähnliche geologische Verhältnisse wie auf dem Hohen Reisach. Hier wurden in der Vergangenheit in verschiedenen Gräbern erhebliche Probleme bei den Verwesungsprozessen beobachtet. Die entsprechenden Grabfelder werden inzwischen für Urnenbestattungen genutzt. Auf dem Waldfriedhof konnten bis heute noch keine Gräber wiederbelegt werden, so daß gesicherte praktische Erkenntnisse über die Eignung des Geländes als Friedhof fehlen. Verschiedene Beobachtungen deuten aber darauf hin, daß es auch hier Probleme gibt. Deshalb sollte vor einer Erweiterung des Waldfriedhofs unbedingt die Wiederbelegungsfähigkeit getestet werden. Es müßte doch eigentlich genügen, daß man auf dem bestehenden Waldfriedhof aufgrund eines inzwischen widerlegten Bodengutachtens aus dem Jahre 1955 ein nicht unerhebliches Risiko eingegangen ist. Bei einer Schließung der Anlage durch das Gesundheitsamt anläßlich einer gescheiterten Wiederbelegung könnte sich nämlich der Waldfriedhof als gewaltige Fehlinvestition erweisen!

Fritz Heinzelmann,

Vorsitzender der Ortsgruppe Kirchheim u. T.  
im Schwäbischen Heimatbund



# Aufregend soll Ihr Zuhause sein. Und nicht die Finanzierung.



## LBS

Bausparkasse der Sparkassen

*Classic*  
&  
**V**  
**a**  
**r**  
**i**  
**o**

Ob Sie bauen oder kaufen wollen, mit LBS *Classic* und *Vario* sind Sie gut beraten. Denn über die Finanzierung zerbrechen wir uns den Kopf, nicht Sie. Dauerhaft feste und niedrige Zinsen für's Bauspardarlehen können wir jetzt schon versprechen.

LBS und Sparkasse:  
Unternehmen der  
Finanzgruppe.

---

**Wir geben Ihrer  
Zukunft ein Zuhause.**



## Brautpaare sichern Obstbaumnachwuchs

(STZ) Neuerdings fragt der Standesbeamte im Pfullinger Rathaus jedes Brautpaar, ob es bereit sei, auch einen Baum für die Pfullinger Obstwiesen zu stiften. Pfullingen, die Hauptstadt im «Schnitzgäu» zu Füßen des Georgenbergs zwischen Reutlingen und Schwäbischer Alb, sorgt damit vor für eine blühende und ertragreiche Zukunft im Obstbau. «Das ist Umweltschutz im besten Sinne», findet Bürgermeister Rudolf Heß. Die Stadt betreibe so systematisch die Verjüngung der Obstgärten. «Schnitzgäu» heißt die Gegend, weil der Obstanbau («Schnitz») ist schwäbisch für Dörrobst) früher wirtschaftlich bedeutend war.

Obstbäume werden in der Regel nicht älter als 80 bis 100 Jahre. Ohne Nachpflanzung junger Bäume wäre das Obstparadies in einigen Jahrzehnten zu Ende. Die Pfullinger haben den Obstbau nicht mehr so nötig wie früher, so daß es schon heute nicht mehr so viele Obstbäume auf Pfullinger Markung gibt wie noch vor dem Krieg. War der Obstanbau einst wirtschaftlich in dem armen Land lebensnotwendig und wurde aus gutem Grund von der Obrigkeit regelrecht verordnet, so haben heute weder Frischobst noch Schnitz eine besondere ökonomische Bedeutung. Statt zu Dörrobst oder zu Most lassen die meisten Obsterzeuger ihre Früchte in einer der beiden privaten Pfullinger Keltern verarbeiten – zu Apfelsaft oder in der Brennerei zu Obstwasser.

35000 Obstbäume stehen auf Pfullinger Markung, und 8000 davon gehören der Stadt, die in ihrem Haushalt jährlich 45000 Mark für Neuanpflanzungen bereithält. Weitere 50000 Mark gibt sie für die Pflege der Obstbäume aus. So hat sie

in den zurückliegenden Jahren 2000 Apfel- und Birnbäume, aber auch Kirsch- und Nußbäume durch Arbeiter des Städtischen Bauhofs pflanzen lassen. Die neue freiwillige Pflanzaktion soll die Einwohner der Stadt sensibilisieren für die Schönheit und Fruchtbarkeit ihrer Umgebung.

Auf die Idee kam der Pfullinger Bürgermeister durch Hinweise in einer alten Ortsbeschreibung von 1790. Damals herrschte die Pflicht zur Bepflanzung von Chausseerändern mit Obstbäumen und die amtliche Auflage für Neubürger, beim Zuzug nach Pfullingen einen Baum setzen zu müssen. Verpflichten kann der Bürgermeister von heute niemanden, sondern nur werben. Er wendet sich mit seiner Einladung zur Obstbaumspende zunächst an die Brautpaare, aber ebenso auch an glückliche Eltern, die bei der Geburt eines Kindes ein Bäumle für 35 Mark stiften könnten. Auch Jubilare lädt die Stadt ein, einen Beitrag zum Pfullinger Obstbaumbestand zu leisten, und jeden Neuzugezogenen auch.

Bei 1300 Neubürgern im Jahr und immerhin im Durchschnitt jährlich hundert Trauungen rechnet sich der Pfullinger Bürgermeister aus, daß doch einige hundert bereit sein werden, mit ihrer Spende zu helfen, daß ein junger Obstbaum in Pfullingen nachwächst. Mit der Quittung erwirbt der Spender das Recht zur eigenen Obsternte von dem Baum, den ihm der Feldschütz zur Ernte anweist, seien es nun Äpfel, Birnen oder Kirschen. Und im Frühling dürfen sich die Spender mit allen Pfullingern freuen an dem herrlichen Obstgarten, wie er seit Generationen rings um die Stadt im Frühjahr blüht.

## «Wiedergutmachung» an der Donau

(STZ) Nach 16 Monaten Bauzeit fand die Umleitung der Donau in ein erneuertes Altarm-Flußbett statt. Die Donau streckt sich dadurch um 400 Meter, verliert entsprechend an Gefälle und fließt langsamer. Ein Stück Wiedergutmachung an der Natur nannte Regierungspräsident Max Gögler diesen nicht eben billigen Versuch des Landes, im Rahmen des Integrierten Donauprogramms die Donau zu renaturieren. Der Fluß war im Jahre 1820 nach Hungersnöten begradigt worden, um in der Donauaue Land zu gewinnen. Zwei Millionen Mark kostet die Wiederherstellung der S-förmigen Donau-Mäander bei Blochingen, deren erster Teil jetzt fertig ist.

Anfangs waren die Mengener dagegen, den Altarm der Donau im Blochinger Sandwinkel wieder als Bett für die Donau herzurichten. Sie fürchteten Hochwasser und andere Plagen von der staatlichen Wasserbaumaßnahme. Als sie aber an der Universität Karlsruhe die Hochwasserspiele im Modell der Blochinger Landschaft gesehen hatten, fuhren sie bekehrt wieder nach Hause und stimmten dem Vorhaben zu. Bürgermeister Herbert Fuss von Mengen hofft jetzt, daß die Donau sich nach Plan verhält. Für zwei Millionen Mark hat das Land das Altarm-Bett für die Donau auslöffeln lassen. Jetzt ordnete Regierungspräsident Max Gögler im Beisein vieler Gäste den Durchstich an: Zwei Bagger räumten den Erddamm weg. Die Donau ließ sich sofort in das neue Bett umlenken und kann sich nun ihr künftiges Bett mäandrierend selbst gestalten. Der seitherige gerade Lauf bleibt unterhalb einer Kiesbank geschwächt erhalten.

Gelände für die natürliche Entwick-



lung des neuen Donaulaufs hat das Land gekauft, und ein Konzept für die weitere Umgestaltung der Donau haben die Wasserbauer beim Regierungspräsidium entwickelt, aber auf die hoffnungsvollen Projekte fällt jetzt der Reif der Finanzknappheit. Nach den ersten fünf von insgesamt 165 Millionen Mark für das auf zwei Jahrzehnte berechnete «Integrierte Donauprogramm» von der Quelle bis zur Landesgrenze sieht es derzeit düster aus. Die geplante fünfköpfige ständige Projektgruppe in Riedlingen kann sich zunächst nicht etablieren. «Aber wir stecken die Donaupläne nicht in den Reißwolf», beteuerte der Tübinger Regierungspräsident. Das Blochinger «S» im Altarm der Donau bei Blochingen wird jedenfalls weitergebaut.

Durch die Baumaßnahmen entstanden zwei Inseln als wertvolle Lebensräume für Pflanzen und Tiere, die sich hier ungestört entwickeln können sollen. Der Regenpfeifer ist schon da, freuen sich die Naturschützer. Das einzige Exemplar beim feierlichen Dammdurchstich war allerdings ein ausgestopftes Präparat aus den naturkundlichen Beständen der Universität Tübingen, aber es ist zu hoffen, daß es bald wieder eine quicklebende Kolonie gibt.

## Arbeitsheft zum Römermuseum Stein

(lsw) Der römische Gutshof in Hechingen-Stein, einer der größten und besterhaltenen nördlich der Alpen, soll stärker zum Unterrichtsthema werden. Das Oberschulamt Tübingen hat dazu ein Arbeits- und Materialheft für Lehrer und Schüler vorgestellt. Die Broschüre soll ganzheitliches Lernen, «entdeckenden, handlungsorientierten und fächerübergreifenden Geschichtsunterricht» und Landeskunde in der Schule fördern. Das Tübinger Amt ist das einzige in Baden-Württemberg, das Materialhefte zur Landesgeschichte und -kunde erarbeitet. Die Hefte mit Erstauflagen von 2000 Exemplaren sind auch in anderen Bundesländern bis Siegen (Nordrhein-Westfalen) und Berlin gefragt.

## Wertheimer Burgruine gehört nun zwei «Herren»

(HT) Mit dem Erwerb eines 47,5prozentigen Anteils an der Wertheimer Burgruine sichert sich die Stadt nach langjährigem Streit mit dem Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim-Freudenberg ein Mitspracherecht bei der Nutzung des Wahrzeichens am Zusammenfluß von Tauber und Main. Für 495000 Mark trat der katholische Fürst Alois-Konstantin zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg 95 Prozent seiner Hälfte an der 1634 ruinierten Burg ab. Für den restlichen Anteil des Fürsten sicherte sich Oberbürgermeister Stefan Gläser eine Option. Die Stadtverwaltung kann damit als gleichberechtigter Partner der evangelischen Linie des Fürsten Alfred-Ernst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg – er residiert auf der gegenüberliegenden bayerischen Mainseite in Kreuzwertheim – auftreten. Das Verhältnis zwischen Fürst und Rathaus ist seit Jahren sehr gespannt.

Zum kommunalpolitischen Dauerbrenner entwickelten sich fürstliche Geldforderungen, mit denen sich die Stadt an den Kosten für die Unterhaltung der stadtbildbeherrschenden Ruine beteiligen sollte. Zuletzt wurde über 30000 Mark diskutiert. Die Wertheimer Bevölkerung, die schon Anfang der 80er Jahre rund 30000 Mark sammelte für den Erhalt der Burgreste, wurde immer mal wieder düpiert durch verschlossene Tore und durch Zugangsdrehkreuze, die sich erst nach Münzeinwurf bewegten.

Im Rathaus hat sich der Fürst schon lange einen Ruf als knallharter Geschäftsmann gesichert. Beim Bau der mit einem gigantischen Bunker kombinierten Tiefgarage wurde eine Entschädigung verlangt, weil dafür der Schloßberg durchlöchert wurde. Die Stadt sei damals erpreßt worden, sagte OB Gläser, vor allem weil sie unter Termindruck gestanden habe. Auf der Burg will Wertheim vor allem den Hof als Schauplatz kultureller Veranstaltungen nutzen.

## Neue Gesellschaft für Musikgeschichte

(lsw) In Tübingen ist eine Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg gegründet worden. Die Gesellschaft will in enger Zusammenarbeit mit dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität die Geschichte der Musik im Land erforschen, die landeskundlichen Quellen wissenschaftlich erfassen und die musikalischen Denkmale des Landes sammeln, erhalten und erschließen.

Der gewählte Präsident Prof. Rolf Keller, Stuttgart, erklärte, die Gesellschaft werde Sammlungskataloge veröffentlichen und Musikwerke von Komponisten mit Landesbezug herausgeben. Ferner werde derzeit bereits eine Zeitschrift «Musik in Baden-Württemberg» vorbereitet, die jährlich erscheinen und Studien zur Musikgeschichte im Land koordinieren und publizieren soll. Die Initiative für die jedermann offene Einrichtung sei vom Direktor des Tübinger Musikinstituts, Prof. Manfred Hermann Schmid, ausgegangen und vom stellvertretenden Landrat im Hohenlohekreis, Albert Rothmund, entscheidend gefördert worden, sagte Keller.

In dem Institut lagert das Landesmusikarchiv, dessen Bestände völlig unerschlossen sind. Universitätsmusikdirektor Alexander Sumski begann nach 1980, die 1806 in der Säkularisation vergessene Barockmusik an oberschwäbischen Klöstern zu suchen, zu bearbeiten, herauszugeben und aufzuführen. Dabei wurde deren hohe Qualität und Bedeutung im damaligen Vorderösterreich und ihre Verbindungen zu den Musikzentren wie Salzburg und Wien belegt. Sumskis wichtigste Entdeckung war Nikolaus Betscher. Die Werke des Haydn-Zeitgenossen gehören heute zum internationalen Musikrepertoire. Sumski forderte stets die Erschließung des Landesmusikarchivs, hielt sie aber für eine ihn allein überfordernde mühsame Langzeitaufgabe und beklagte die mangelnde Förderung der Aufarbeitung der Landesmusikgeschichte.



## Sieg nach Punkten für den Naturschutz

(STZ) In Roßwag, dem Vorzeige-Weindorf der 25 000 Einwohner zählenden Großen Kreisstadt Vaihingen an der Enz, ist etwas zu Ende gegangen, das OB Heinz Kälberer vor Jahren schon als «langen Leidensweg» bezeichnet hat. Anderthalb Jahrzehnte nach den ersten Gesprächen, dem ein heftiges, schon unendlich scheinendes Hickhack zwischen Wengertern und Naturschützern folgte, sind die heißumkämpften «Wolfsheulen» nun tatsächlich flurbereinigt. Allerdings: Wenn die Besitzer der rund fünf Hektar großen Rebfläche innerhalb des 16 Hektar umfassenden Gebietes an der Markungsgrenze zu Mühlhausen künftig am Lemberger, Riesling oder Müller-Thurgau aus den «Wolfsheulen» nippen, dürfte ihnen die Kreszenz stets etwas sauer aufstoßen. Aufgrund des Vetos der amtlichen Naturschützer, die in Roßwag einen klaren Punktesieg erkämpft haben, ist es in Sachen Flurbereinigung oberhalb der Enzschleife nur zu einer Minimallösung praktisch ohne Planierung gekommen – im Grunde genommen handelt es sich um eine rund eine Million Mark teure Erschließungsmaßnahme.

Beim Übergabetermin, an dem pikanterweise weder die Untere Naturschutzbehörde im Ludwigsburger Landratsamt noch die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege beim Stuttgarter Regierungspräsidium vertreten waren, machten die Roßwager Weingärtner denn auch kein Hehl daraus, daß das jetzt Geschaffene für sie allenfalls einen Kompromiß auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner darstellt. «Wir haben jetzt optimale Wege, aber in den Grundstücken selbst müssen wir weiterhin arbeiten wie vor 50 Jahren», monierte Ulrich Allmendinger, Vorsitzender der 60köpfigen Teilnehmergemeinschaft. Der Einsatz von Maschinen sei nicht möglich, und der Anblick von in der Folge immer mehr brachliegenden Weinberg-Trassen entspreche auch nicht unbedingt dem gewachsenen Charakter der Kulturlandschaft im Enztal.

Umgekehrt empfinden Leute wie der ehrenamtliche Vaihinger Naturschutzbeauftragte Frieder Schwarz («Wir können gut damit leben») und der verantwortliche Flurbereinigungs-Ingenieur Gerhard Eisele (Besigheim) ob der Rücksichtnahme auf Belange der Landschaftspflege und der Ökologie durchaus Zufriedenheit. Rasengittersteine am Übergang in die Talau, 265 Quadratmeter neu errichteter Trockenmauern, 285 Quadratmeter ebenfalls naturnaher Gabionen-Stützmauern, 440 Meter Schotter- und 60 Meter Erdwege im Anschluß an ein 580 Meter langes Bitumenband, Wassergräben ohne Beton, alte Kirschbäume sowie in die Reblandschaft eingestreute Gräser und Blumenwiesen belegen das gewandelte Bewußtsein auch bei den Flurbereinigern – und zollen der Tatsache Respekt, daß die «Wolfsheulen» komplett im Landschaftsschutzgebiet liegen und direkt an das Naturschutzgebiet «Roter Rain» angrenzen.

Rund eine Million Mark haben – wie bereits erwähnt – die Verbesserungen am Wegenetz und der Entwässerung gekostet. Dank einer Sonderzusage von Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser übernimmt das Land nicht nur, wie sonst üblich, 60 Prozent davon, sondern 75 Prozent. 200 000 Mark entfallen auf die Stadt Vaihingen, die restlichen 50 000 Mark bleiben an den 60 Teilnehmern der Roßwager Rebflurbereinigung hängen. Zumindest auf Vaihinger Markung, so OB Kälberer, dürfte es ohnehin die letzte gewesen sein.

## Neues Konzept für Schloß Rosenstein

(lsw) Das Naturkundemuseum Schloß Rosenstein in Stuttgart erstrahlt in neuem Glanz. Das Konzept der Ausstellung von Pflanzen- und Tiergruppen ist brandneu. Das Gebäude wurde umgebaut und völlig renoviert. Das Schloß Rosenstein ist ein Überbleibsel aus dem königlichen Stuttgart: Es entstand in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Plänen des Hofbaumeisters Giovanni Salucci im Auftrag

von König Wilhelm I. als «Landhaus». Nach dem Zweiten Weltkrieg als Denkmal wieder errichtet, enthielt es seit 1956 Exponate aus dem Stuttgarter Naturkundemuseum im Schloß. Das alte Museumsgebäude in der Neckarstraße war 1944 zerstört worden.

«Obwohl die Defizite der früheren Konzeption schon spätestens Mitte der sechziger Jahre überdeutlich wurden, hat die endgültige und völlige Neugestaltung bis heute gedauert», so Museumsdirektor Bernhard Ziegler in einem Gespräch. In den siebziger Jahren habe Geld bereitgestellt, doch habe man es nur zu unzureichenden Teiländerungen genutzt. In den achtziger Jahren sei zunächst der Neubau in der Nordbahnhofstraße – das 1985 eröffnete Museum am Löwentor – in Angriff genommen worden. So habe es bis jetzt gedauert, eine zeitgemäße naturkundliche Ausstellung im Schloß Rosenstein anzulegen. Ohne die IGA wäre sie wohl schon wegen Geldmangels überhaupt nicht zustande gekommen, meint Ziegler. Die Schloßrenovierung und die neukonzipierte, erweiterte Ausstellung kosteten immerhin über 18 Millionen Mark.

Der Schwerpunkt der Ausstellung, die in Zusammenarbeit mit dem Designer Peter Walser eingerichtet wurde, liegt bei der Evolution, die einen Aufhänger darstellt. Daher kann der Besucher in den beiden Lichthöfen die Exponate nicht nur in klassischen Unterteilungen in Pflanzen- und Tiergruppen bestaunen. Er wird immer wieder mit sinnfälligen Beispielen auf Entwicklungslinien verwiesen. Im Vordergrund steht die menschliche Evolution. Unter den Skeletten von Hominiden in einer Altersreihe befindet sich ein drei Millionen Jahre altes Exemplar. Auch die schrittweise Tierzähmung durch den Menschen ist ein Thema der Ausstellung.

Nicht abgeschlossen worden ist allerdings der Bereich «Lebensräume der Erde». Dieser Sektor schließt Exponate aus Tiefsee und Hochgebirge, Polarkreis und Tropen ein.



## Wird «Glemswald» Landschaftsschutzgebiet?

(lsw) Das Regierungspräsidium Stuttgart will entlang der Glems ein Landschaftsschutzgebiet ausweisen. Das weit über 15000 Hektar große Gebiet erstreckt sich vom Nordwesten der baden-württembergischen Landeshauptstadt bis zum Nordrand des Schönbuchs. Nach den Worten von Regierungspräsident Udo Andriof vom 3. Juni in Stuttgart sollen bereits bestehende Schutzgebiete oder ausgewiesene Naturgebiete in das neue Schutzgebiet eingebunden werden. Die betroffenen Städte und Gemeinden sowie der Landesnaturschutzverband und die Forstverwaltung sind aufgerufen, bis zum Oktober zu dem Vorhaben Stellung zu nehmen.

Mit der geplanten Verordnung solle ein einheitlicher Schutz mit einheitlichen Schutzbestimmungen für das 20 Kilometer lange und 14 Kilometer breite Gebiet geschaffen werden, sagte Andriof. Auf die Bedürfnisse der Freizeitnutzung werde weitestmöglich Rücksicht genommen. Verbote und Einschränkungen werde es daher nur dort geben, wo dies zur Verhinderung von Schäden und zur Abwehr von Beeinträchtigungen im Sinne des Schutzgedankens notwendig sei. Gleichzeitig betonte Andriof, «wir wollen diese Region nicht unter eine Käseglocke stecken». Bereits vorhandene oder geplante Deponien, Straßen, Schießstände oder die Müllverbrennungsanlage sollen auch weiterhin Bestandteil des Gebietes bleiben. Die Ausweisung des Glemswaldes als Landschaftsschutzgebiet diene der Vorsorge: «Wir versuchen, die Gewichte für den Naturschutz auf Dauer zu verstärken».

Neben der Erholungsfunktion zeichnet sich der Glemswald nach Darstellung des Regierungspräsidiums durch seine regional bedeutsamen ökologischen Ausgleichsfunktionen aus. Die Waldflächen wirkten sich positiv auf das regionale Klima, auf das Kleinklima der angrenzenden Stadtgebiete und auf die Luftqualität im Verdichtungsraum aus. Zudem habe das Waldgebiet herausragende Bedeutung für den Biotop- und Ar-

tenschutz, da es vielfältige Lebensräume für die einheimische Pflanzen- und Tierwelt biete. Unter anderen seien in dem Gebiet der Schwarzspecht, die Waldohreule oder der Feuersalamander anzutreffen.

## Verschmutzt Weiße Flotte den Bodensee?

(lsw) Gegen Verantwortliche der «Weißen Flotte» der Deutschen Bundesbahn (DB) auf dem Bodensee läuft ein Ermittlungsverfahren wegen Gewässerverschmutzung. Grund ist, daß mindestens ein Boot der Flotte mit Waschmitteln gewaschen worden sein soll. Wie Edwin Bauer, Leiter der Wasserschutzpolizei (Wapo) in Friedrichshafen, auf Anfrage sagte, wurden deshalb Räume der «Weißen Flotte» in Konstanz durchsucht. Dabei habe man auch das inkriminierte Waschmittel beschlagnahmt sowie feststellen können, wer für die Reinigungsaktion verantwortlich ist.

Nach Bauers Worten hatte eine Wapo-Streife gesehen, wie eines der 18 DB-Schiffe mit einem Waschmittel gereinigt worden sei. Es gebe aber kein Waschmittel, das für Gewässer nicht schädlich sei. Dies gelte auch für biologisch abbaubare und angeblich umweltfreundliche Mittel. Deshalb habe man die Bundesbahn angezeigt. «Den Freizeitkapitänen predigen wir seit Jahren, daß sie für die Reinigung ihrer Boote nur Wasser nehmen dürfen», sagte Bauer dazu.

Ein DB-Sprecher erklärte in Konstanz, daß für die Reinigung der Ausflugschiffe jährlich rund 15 Kilogramm des Waschmittels benutzt worden seien. Wenn man nur noch mit Wasser reinigen dürfe, könne man wohl bald von der «Grauen Flotte» sprechen.

Die Wasserschutzpolizei wäscht ihre Boote eigenen Angaben zufolge mit Wasser und läßt sie nur alle drei Jahre, wenn sie an Land geholt werden, mit Waschmitteln säubern. Allerdings sind die Polizeiboote auch blau und nicht weiß.

## Landespreis 1993 für «Schnefler»-Forschung

(PM) Über viele Generationen hinweg prägten die «Schnefler» das Leben im Südschwarzwald. Das Handwerk der Hersteller von Bürsten und Dosen, Löffeln und Mausefallen, Dachschindeln und anderen hölzernen Gegenständen ist heute in Vergessenheit geraten. Heinrich Kaiser, Landwirt und Rentner aus Bernau bei St. Blasien, ist nun den Spuren der Holzhandwerker im Südschwarzwald nachgegangen. In einer Dokumentation über die «Schnefler» macht er die damalige Arbeit wieder lebendig. Kaisers Buch «Handwerk, Handel, Gewerbe seit Bestehen der Bernauer Talbesiedelung» ist mit dem Landespreis für Heimatforschung ausgezeichnet worden.

Der Landespreis für Heimatforschung wird gemeinsam von der Landesregierung, dem Landesauschuß Heimatpflege und den Volksbanken und Raiffeisenbanken in Baden-Württemberg gestiftet. Der Hauptpreis ist mit 10000 DM, die weiteren Preise sind mit jeweils 2500 DM dotiert. Im zwölften Jahr der Ausschreibung sind 120 Vorschläge eingegangen. Die Jury vergab neben dem Hauptpreis zwei weitere Preise und einen Jugendpreis.

Ebenfalls aus der Handwerks- und Arbeitswelt stammen die prämierten Forschungsergebnisse Karl-Heinz Wüstners aus Ilshofen. Unter dem Titel «Zirkelschlag und Vasenstrauß» erstellte der Realschullehrer das Begleitbuch zu einer Ausstellung bemalter Bauernmöbel in Untermünkheim. Der Vergangenheit und Gegenwart eines Dorfes auf der Schwäbischen Alb ist Preisträger Eugen Sauter, Lehrer im Ruhestand, nachgegangen. Der Ulmer verfaßte eine Ortschronik über Neenstetten und ergänzte das Werk durch interessantes Bildmaterial.

Der Jugendpreis geht an den Bruchsaler Studenten Thomas Adam in Anerkennung seiner Arbeit über 50 Jahre badischer Eisenbahnbau. Die feierliche Verleihung des «Landespreises für Heimatforschung» findet am 23. September in Karlsruhe statt.



## Aulendorfer Schloß wird Museums-Zweigstelle

(STZ) Das Württembergische Landesmuseum wird in Aulendorfs Schloß ein Spielzeugmuseum mit Schwerpunkt Modelleisenbahnen einrichten. Die Vorstellung ist bestechend, schließlich ist Aulendorf eine traditionsreiche Eisenbahn-Stadt. «In dem künftigen Spielzeugmuseum wollen wir den Eisenbahnknotenpunkt Aulendorf modellhaft in einem Diorama nachbilden», sagt Christian Väterlein vom Württembergischen Landesmuseum. Dessen Leiter Volker Himmelein definiert das Ziel des Hauses klar: «Wir wollen hier ein Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums einrichten!» 1995 stehen dafür Räume im restaurierten Schloß zur Verfügung.

Im Marmorsaal des Hauptgebäudes mit der Eingangsfassade des französischen Architekten Michel d'Ixnard soll kulturelles Leben blühen. In dem Seitenflügel des Renaissancebaus aber, rechts neben dem Prunktor, wird im Erdgeschoß und im Souterrain die Spielzeugsammlung des Landes etabliert werden. Den Unterhalt des Zweigmuseums sehen die Väter des Gedankens als Gemeinschaftsaufgabe von Stadt Aulendorf und Landkreis Ravensburg. Für die Belange des Schlosses plant das Landesmuseum die Darstellung der Geschichte des ehemaligen Schlosses der Grafenfamilie Königsegg. Das Württembergische Landesmuseum wird das Museum mit Mobiliar, Bildern und Plastiken aus der Zeit um die Wende des 18./19. Jahrhunderts aus landeseigenen Beständen stilgetreu ausstatten.

In dem künftigen Spielzeugmuseum werden die staatlichen Modelleisenbahnen die Mehrzahl der Ausstellungsstücke ausmachen. Doch die Bestände schließen auch andere Blechspielwaren ein; nicht zuletzt eine bedeutende Puppensammlung. Das Württembergische Landesmuseum verfügt nämlich in seinem Stuttgarter Magazin über beachtliche Bestände, die Christian Väterlein in den letzten Jahren in Richtung auf ein solches Spielzeugmuseum hin

ausgedehnt hat. Es soll nicht nur Kindern Freude machen, sondern natürlich auch älteren Besuchern ein Wiedersehen mit dem Spielzeug ihrer Kindheit ermöglichen. Zu den Schätzen der Spielzeugsammlung gehören Bestände des Landesgewerbemuseums mit einer bemerkenswerten Sammlung von Puppen aus der Zeit um die Jahrhundertwende, die «Lieblinge» der bekannten Puppensammlerin Toni Schumacher, die auch schöne Puppenhäuser gesammelt hat.

Bei Blechspielzeug fallen älteren Leuten gleich die Nürnberger Spielzeuge der erloschenen Firmen Bing, Bub und Doll ein – letztere ist aufgegangen in der Firma Fleischmann. Selbstverständlich denkt auch jeder Mann an die Märklin-Eisenbahnen. In die Göppinger Firma, die über ein eigenes Spielzeugmuseum verfügt, ist ums Jahr 1890 herum die Ellwanger Spielzeugfabrik Lutz aufgegangen. Aber es gab auch sonst im Lande noch bedeutende Spielzeughersteller, etwa Rock & Graner in Biberach, die einst ihre Bestseller auf Weltausstellungen in Paris und London präsentierten. Die wenigen erhaltenen Produkte solcher Firmen rangieren heute unter Sammlern als hoch gehandelte Kostbarkeiten. Die Biberacher Spielzeuge sind in einem Musterbuch von 1880 überliefert. Blechspielzeug verschiedener schwäbischer Hersteller, eine ursprünglich private Sammlung, bildet den Grundstock der Spielwarenbestände des Landesmuseums, das seine Spielzeugsammlung durch Zukäufe und Leihgaben noch auszubauen hofft.

Die Dokumentation der Spielzeugherstellung im württembergischen Raum ist das besondere Anliegen des Landesmuseums, die aktuelle Produktion eingeschlossen. Belegstücke aus der Produktion von Eisenbahnzubehör liefert regelmäßig ein Böblinger Spielzeughersteller ins Landesmuseum, das auch als Erinnerung an frühere Produktionen dessen alte Spielzeugkataloge verwahrt, seitdem die hauseigene Muster-sammlung bei einem Brand 1973 untergegangen ist.

## Netz von Schutzgebieten statt Nationalpark?

(STZ) Auch nach der Absage der Kabinettsmehrheit an einen «Nationalpark Nordschwarzwald» dringt Umweltminister Harald Schäfer (SPD) auf einen intensiven Schutz der Region. Gemeinsam mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Karlsruhe arbeite sein Haus derzeit an einem umfassenden Gesamtkonzept, berichtete Schäfer bei einem SPD-Forum zur «Zukunft des Nordschwarzwaldes» in Freudenstadt. Angestrebt werde ein Netz von Natur- und Landschaftsschutzgebieten als Kern- und Pufferzonen, das einen weitaus «großflächigeren und systematischeren» Schutz biete als die bisher betriebene Ausweisung einzelner Biotope. Vorliegen soll das Konzept laut Schäfer bis Anfang 1994. Danach werde es mit der Forstverwaltung abgestimmt und schließlich «mit allen Beteiligten ausführlich diskutiert», um einen breiten Konsens über die ökologische und ökonomische Entwicklung der Region zu erreichen.

«Eine gute Idee ist mit schlechten Argumenten nicht aus der Welt zu schaffen», sagte Schäfer im Blick auf den Kabinettsbeschuß, die Nationalparkpläne zu den Akten zu legen. Mit dem vorgesehenen Gutachten über die Realisierungschancen eines derartigen Reservats, das von den CDU-Ministern abgelehnt worden war, sei man «auf dem richtigen Weg» gewesen. Doch auch nach der für ihn unverständlichen Entscheidung lasse sich das Ziel eines «großflächigen und vernetzten» Naturschutzes «aus der Debatte nicht mehr wegdenken», betonte Schäfer – «unter welchem Namen auch immer». Dabei wolle er dem Nordschwarzwald ebensowenig wie beim Nationalpark eine «Käseglocke überstülpen», sondern zu einem neuen Verhältnis von Ökologie und Ökonomie kommen. Notwendig sei eine «Trendwende im Naturschutz» und ein «zukunftsweisendes Entwicklungskonzept» für die Region, unterstrich der Umweltminister.



Ein Baden-Württemberger mit der nötigen Ruhe:

# „Meine Bank hat auch eine Privatnummer.“



Als Freiberufler bin ich immer für meine Kunden da. Mit einem Höchstmaß an Flexibilität. Das ist meine Auffassung von Service, und das verlange ich auch von meiner Bank.

Mein persönlicher Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank denkt hier genau wie ich. Er genießt mein Vertrauen, kennt meine persönliche Situation und die geschäftlichen Entwicklungen. So kann er Anlagekonzepte und Finanzierungspläne entwickeln, die genau auf meine Wünsche und Ziele abgestimmt sind, die meinem Temperament entgegen-

kommen und in ihrer Laufzeit meinen Vorstellungen entsprechen. Zusammen erarbeiteten wir so eine Strategie, die meinen persönlichen Bedürfnissen entspricht. Und sie ist zukunftsicher: Sie berücksichtigt das Studium meiner Tochter genauso wie geschäftliche Pläne. Ein individuelles Konzept eben.

Wenn auch Ihr Vermögen Vertrauen und Zeit erfordert, wenden Sie sich doch an den persönlichen Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er ruft Sie zurück, wenn Sie kurz anrufen: (07 11) 20 94-6 99.



**Die Baden-Württembergische Bank.**



## Signale auf Grün für die Schönbuchbahn

(STZ) Was noch vor fünf Jahren unwahrscheinlich war, wird in absehbarer Zeit Wirklichkeit: Auf der Schönbuchbahn, der knapp 17 Kilometer langen Bahnnebenstrecke von Böblingen nach Dettenhausen (Kreis Tübingen), werden wieder Personenzüge rollen. Mit seiner mit großer Mehrheit beschlossenen Zustimmung zum Finanzierungskonzept für den laufenden Betrieb hat der Böblinger Kreistag die Signale für die Reaktivierung der im Jahr 1911 eröffneten Nebenbahnlinie auf grün gestellt und damit einen Schlußstrich unter jahrelange Diskussionen gezogen. Die Wiederbelebung der Schönbuchbahn stellt zugleich den Einstieg in die vom Nachbarschaftsverband Stuttgart als vorteilhaft beurteilte «Tangentialbahn» dar, die von Dettenhausen über Böblingen und Renningen bis in den Kreis Ludwigsburg führen soll. Noch ist diese Fortführung über Böblingen hinaus Zukunftsmusik, sie wird aber, wenn sie eines Tages kommt, die Schönbuchbahn aufwerten.

In dem von finanziellen Krisen geschüttelten Haushalt des Landkreises Böblingen ist für das neue Bahnprojekt eigentlich überhaupt kein Platz. Doch Landrat Dr. Reiner Heeb und die Kreistagsfraktionen sind der Meinung, daß die Gunst der Stunde genutzt werden müsse: Wenn sich schon die Chance biete, einen großen Teil der erforderlichen Investitionsaufwendungen von knapp zwanzig Millionen Mark, die Hälfte davon für Fahrzeuge, aus Mitteln des Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetzes ersetzt zu bekommen, müsse man auch zugreifen. Schließlich sei keineswegs sicher, ob solche Zuschüsse auch später noch zu haben sein werden. Probleme hat die Frage aufgeworfen, wie der laufende Betrieb finanziert werden soll. Der jährliche Abmangel wird einschließlich des Buszubringerverkehrs zur Schönbuchbahn auf etwa 850 000 bis eine Million Mark geschätzt. Die Lösung, auf die sich die Kreistagsfraktionen geeinigt haben, geht davon aus, daß anders als bisher die Gemeinden an den Kosten

des öffentlichen Personennahverkehrs beteiligt werden sollen. Die an der Strecke liegenden Kommunen Böblingen, Holzgerlingen, Altdorf, Weil im Schönbuch und Dettenhausen sollen finanzielle Beiträge zur Defizitdeckung leisten. Aber nicht nur sie – künftig sollen auch die Kommunen im Oberen Gäu den Buszubringerverkehr zur S-Bahn mitbezahlen, den der Kreis bisher aus der eigenen Schatulle beglichen hatte, jährlich über drei Millionen Mark immerhin. Zur Abmangeldeckung auf der Schönbuchbahn soll auch der Nachbarkreis Tübingen beitragen. Mit ihm zusammen will der Kreis Böblingen einen Zweckverband gründen, der als Verkehrsträger der Schönbuchbahn fungieren soll. Den Personenverkehr auf der Schönbuchbahn hatte die Bundesbahn zum Jahresende 1966 eingestellt. Seit Frühjahr 1988 läuft das Stilllegungsverfahren für die aus Bundesbahnsicht unrentable Strecke. Seit April 1990 verkehren auch keine Güterzüge mehr auf dem seitdem verfallenden Gleiskörper.

## Papst erhebt Wiblinger Kirche zur Basilika

(lsw) Die Pfarrkirche St. Martin in Ulm-Wiblingen ist in den Rang einer Basilika erhoben worden. Bischof Walter Kasper teilte beim Festgottesdienst zum Auftakt der Feierlichkeiten des 900-Jahre-Jubiläums des ehemaligen Klosters Wiblingen mit, daß der Apostolische Stuhl der Kirche den päpstlichen Ehrentitel einer «Basilica minor» verliehen hat. Die Auszeichnung, mit der besondere Privilegien liturgischer Art verbunden sind, wurde von der römischen Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramente in Form eines päpstlichen Breve gegeben. Den Ehrentitel einer Basilika tragen in der Rottenburger Diözese nur noch die Klosterkirche St. Martin in Weingarten (seit 1956) und die Pfarrkirche St. Vitus in Ellwangen (seit 1964). Er wird Kirchen verliehen, die durch ihre ehrwürdige Geschichte, ihre religiös-kirchliche Tradition und ihre künstlerische Ausstattung von überregio-

ner Bedeutung sind. In Wiblingen hatten die Benediktiner ihr 1093 gegründetes Kloster im Mittelalter zu einem geistigen Zentrum mit einer Akademie ausgebaut, das in seiner Blütezeit über 50 Dörfer regierte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg entwickelte sich die Abteikirche durch die Wiederentdeckung einer kostbaren Heilig-Kreuz-Reliquie zu einer bedeutenden Wallfahrtskirche.

## 900 Jahre Kloster Ochsenhausen

(lsw) Vor 900 Jahren wurde das Kloster Ochsenhausen (Kreis Biberach) gegründet. In der Blütezeit des Benediktinerordens galt es als Hort der Wissenschaft und der schönen Künste.

Mit zahlreichen Veranstaltungen feiert das rund 7300 Einwohner zählende oberschwäbische Städtchen mit der berühmten Klosteranlage seine glanzvolle Vergangenheit. Das Gründungsdatum Ochsenhausens geht zurück auf die Weihe der ersten Klosterkirche im Jahr 1093. Wie viele andere Klöster im süddeutschen Raum erlitt die einstige Benediktiner-Reichsabtei 1803 das Schicksal der Säkularisation und wurde aufgelöst. Mit einem Aufwand in Millionenhöhe hat das Land Baden-Württemberg in den beiden letzten Jahrzehnten die Klosteranlage Ochsenhausen renoviert. Heute ist dort unter anderem die Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg untergebracht.

Zur Gründung des Klosters gibt es eine Sage: Vor Zeiten soll sich ein Frauenkloster, Hohenhusen genannt, in der Gegend befunden haben, dessen Nonnen bei den Ungarneinfällen im 10. Jahrhundert nach Salzburg flüchteten, nicht ohne zuvor ihre Kostbarkeiten auf einer Anhöhe im freien Feld zu vergraben. Beim Pflügen soll nach vielen Jahren ein Ochse auf diese verborgenen Reliquien und Kirchenschätze getreten sein – der Fund wurde als Fingerzeig des Himmels gewertet und an dieser Stelle das Kloster Ochsenhausen gegründet.



# Stark mit der Stuttgarter



Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.  
Zum Beispiel die Absicherung der Familie  
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.

Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,  
die besondere Lebensversicherung von  
der Stuttgarter.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der  
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

**Stuttgarter**  
**Versicherung**

Informieren Sie mich ausführlich über die starken  
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

Ort \_\_\_\_\_

Tel. \_\_\_\_\_

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.  
Postfach 10 60 05, 70049 Stuttgart



## Welzheimer Kastell jetzt «Archäologischer Park»

(STN) In Welzheim liegen das römische Militärwesen, die Organisation des römischen Alltags und die Geisteshaltung der Römer jetzt wie ein aufgeschlagenes Buch da. Beim Ostkastell, das bereits in den siebziger Jahren teilweise rekonstruiert wurde, legte das Landesdenkmalamt zusammen mit der Stadt, dem Kreis, der Denkmalstiftung und dem Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald einen Archäologischen Park an. Diese Institutionen investierten 240 000 Mark, um die römische Vergangenheit sichtbar zu machen.

Dabei begann die Zukunft der römischen Vergangenheit in Welzheim eher schlecht. Obwohl nahezu jeder in Welzheim von den verschütteten Überresten des römischen Imperiums wußte, wurde das sogenannte Westkastell mit Wohnungen überbaut. Ein ähnliches Schicksal drohte in den 50er Jahren dem 1,6 Hektar großen Areal am Ostkastell. Courageierte Heimatforscher wie der heutige Vorsitzende des Historischen Vereins Welzheims, Dietrich Frey, kämpften zusammen mit dem Landesdenkmalamt lange um das Ostkastell. Und letztlich erfolgreich, denn das Land kaufte das Gelände.

An diesem Konzept hat sich bis heute nichts geändert. Der Archäologische Park bedeutet Stufe zwei dieses Plans. Für ihn wurden Ausschnitte der Kastellumwehrung teilweise freigelegt und konserviert. Das Westtor steht heute wieder in seiner vollen Größe da und vermittelt dem Besucher einen Eindruck, wie römische Kastelle dieses Typs – das in Welzheim wurde Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gebaut – einmal ausgesehen haben. Hecken lassen neuerdings erkennen, welche Flächen die Militäranlagen einst einnahmen. Lagerstraßen und Gebäude sind in ihren Grundrissen wieder kenntlich gemacht worden. Beschriftete Tafeln und Kunststeinabgüsse mit erläuternden Texten informieren den Besucher des Parks über die römische Gebietsverwaltung und über die religiösen Vorstellungen der römischen Bevölkerung in der Provinz.

## Wasserbauhistorischer Lehrpfad am Krummbach

(PM) Nicht nur in Ochsenhausen selbst, sondern darüber hinaus ist er für die schönsten Ufer-Wanderwege weit und breit bekannt: der Krummbach. Zu allen Jahreszeiten hat der Bach mit den jahrhundertealten Baumriesen seinen unverwechselbaren Reiz. Doch die wenigsten Spaziergänger wissen um die Geschichte und die Entstehung dieses idyllischen Wasserlaufs. Dieser Wissenslücke abhelfen will ein wasserbauhistorischer Lehrpfad, der kürzlich seiner Bestimmung übergeben wurde. Auf insgesamt sechs Schau- und Erläuterungstafeln findet der Besucher zahlreiche Informationen über die Geschichte und die Funktion des Krummbachs. Der Bach ist Teil eines technisch hochentwickelten Kanalsystems, das von den Mönchen der ehemaligen Benediktiner-Reichsabtei bereits im Mittelalter angelegt wurde. Mehrere miteinander verbundene Wasserläufe und Weiher mit dem Krummbach als Zentrum dienten der Wasserversorgung und der Entwässerung und lieferten Energie für die Klostermühlen. Und nicht zuletzt diente der Krummbach der Fischwirtschaft, um den kargen Speisezettel während der fleischlosen Fastenzeit aufzubessern. Daneben war der künstlich angelegte Bach mit seinen mächtigen Bäumen der bevorzugte Brevierweg der Mönche des nahen Klosters.

Träger des wasserbauhistorischen Lehrpfades sind das Staatliche Forstamt und die Stadt Ochsenhausen. Die wissenschaftlichen Vorarbeiten dazu leistete Dr. Lutz Dietrich Herbst aus Ummendorf, der über dieses Thema auch promovierte. Bei seinen Forschungen stellte sich heraus, daß der Krummbach eines der letzten noch erhaltenen Kanalsysteme dieser Art in der Bundesrepublik ist. Begleitend zum Lehrpfad ist eine umfangreiche Farbbroschüre erschienen, die im Ochsenhausener Rathaus und beim Staatlichen Forstamt gegen eine Schutzgebühr erhältlich ist.

Übrigens: wie der Krummbach zu seinem Namen kommt, konnte auch durch die jüngsten Forschungen

nicht geklärt werden. Wahrscheinlich verdankt er ihn schlicht und einfach den zahlreichen Kurven und Windungen, mit denen er zu Tal fließt.

## Haus Fürstenberg brachte Manuskripte auf den Markt

(lsw) Das Haus Fürstenberg hat nach Angaben der baden-württembergischen Landesregierung verschiedene Frühdrucke und Musikhandschriften ins Ausland gebracht. Es handele sich jedoch um Sammlungsbestände, an denen beim Land «zunächst kein Interesse» bestehe und deren Wert um ein vielfaches geringer sei als die für 48 Millionen Mark erworbenen Handschriften, sagte die Sprecherin des Wissenschaftsministeriums, Heike Ströle-Bühler. Man könne gegen den Transport ins Ausland nichts unternehmen, da es sich um Fürstenberg-Privateigentum handele und das Land nicht die ganze Sammlung unter Schutz stellen könne. – Die baden-württembergische Landesregierung sollte sich nach dem Vorbild von Bayern ein Vorkaufsrecht auf wichtige Privatsammlungen und Bibliotheksbestände sichern. Diese Ansicht vertraten die Republikaner auf einer Pressekonferenz in Stuttgart. Nach Meinung der Landtagsfraktion müßte dies die Konsequenz aus den negativen Erfahrungen mit dem Hause Fürstenberg sein, das Teile seiner Sammlung ins Ausland transferiert habe. Die Republikaner forderten die Landesregierung zudem auf, im Bundesrat initiativ zu werden, um eine Katalogisierung und Sicherung wichtiger privater Bibliotheksbestände durchzusetzen. Sie kritisierten, daß es seit mindestens zehn Jahren versäumt worden sei, die Fürstenberg-Sammlung unter Schutz zu stellen.

Nach Ansicht der Republikaner hat sich die Landesregierung bei dem Kauf über den Tisch ziehen lassen und sich allein auf die Schätzung eines privaten Gutachters gestützt. Vor dem Kauf hätten unabhängige Experten gefragt werden müssen.



## Welzheim koppelt sich vom Bahnverkehr ab

(STZ) Seit 1984 hat sich der Welzheimer Bürgermeister Hermann Holzner für den Erhalt der Wieslaufalbahn zwischen seiner Kommune und Rudersberg eingesetzt. Der Schriftverkehr in dieser Angelegenheit füllt ein halbes Dutzend Aktenordner, doch die jahrelangen Bemühungen Holzners und seiner Mitstreiter blieben letztlich vergebens: Der Welzheimer Gemeinderat war jetzt am Zug und hat die Signale auf rot gestellt – endgültiges Aus für die Bähnlestrecke von Rudersberg hinauf auf den Welzheimer Wald. Mit der hauchdünnen Mehrheit von zehn zu neun Stimmen lehnte es das Stadtparlament ab, Geld für Instandsetzung und Reaktivierung besagten Teilstücks lockerzumachen und dem Verkehrsverband Wieslaufalbahn beizutreten, der von 1995 an den Streckenabschnitt zwischen Schorndorf und Rudersberg betreibt. Vor zwei Jahren noch hatten die Ratsherren dafür plädiert, den Bahnanschluß nicht zu kappen.

Das Ratsgremium hatte mehr als zwei Stunden darüber diskutiert, ob aus dem Schienenstrang zwischen Rudersberg und Welzheim, auf dem wegen eines Erdbebens schon seit 1988 kein Zügle mehr fährt, unwiderruflich ein totes Gleis werden soll. Die knappe Ratsmehrheit gelangte zu der Ansicht, daß mit der Streckensanierung und Wiederaufnahme des Zugverkehrs unkalkulierbare finanzielle Risiken auf die Stadt zukämen, eine Meinung, die Ratschef Holzner nicht teilte. Um die rund 13 Kilometer lange Schienentrasse wieder auf Vordermann zu bringen – es hätten unter anderem Gleise und Viadukte repariert werden müsse –, wären auf Welzheim anteilige Investitionskosten in Höhe von mindestens 2,8 Millionen Mark zugekommen, außerdem ein jährlicher Unterhaltungsaufwand von 250 000 Mark. Nach Überzeugung Holzners hätte die Stadt diese Belastung, wenn auch mit Mühe, verkraften können.

Doch die Bähnlesgegner sahen das anders. Sie befürchteten, daß der

Stadt, finanziell ohnehin nicht auf Rosen gebettet, auf Jahre hinaus notwendige Mittel für Pflichtaufgaben gefehlt hätten, falls der Gemeinderat die Weichen für die Bähnlesrenaissance stelle. Der Fraktionsvorsitzende der Freien Wähler, Werner Buhl, sprach sogar davon, die Stadt könne an den Rand des Ruins geraten. Die Verwaltung argumentierte anders herum, gerade durch den Wegfall der Schiene werde ein «vorhandenes unschätzbare volkswirtschaftliches Vermögen zerstört». Doch nun ist das Bähnle kein Thema mehr in Welzheim, was Schultes Holzner aufs höchste bedauert, denn nun sei die Limesstadt mit ihren 11 000 Einwohnern ein für allemal vom Zugverkehr abgeschnitten. Daß dies so ist, daran können sich der Bürgermeister und die anderen Bähnlesbefürworter wohl noch lange nicht gewöhnen, vor allem wenn man daran denke, daß es einige Kommunen im Land gebe, die sich überlegten, stillgelegte Bahnlinien wieder zu beleben. Holzner läßt sich nicht von der Überzeugung abbringen, daß ein Schienentaktverkehr bis Welzheim von der Bevölkerung gut angenommen worden wäre.

Wenn für die Welzheimer und ihr Umland der Zug nun definitiv abgefahren ist und langsam aber sicher Gras über den Bahndamm und die Welzheimer Eisenbahngeschichte wachsen wird, dann sei das auch auf das Land zurückzuführen, das die Bemühungen zum Bähnleserhalt nur «halbherzig» unterstützt habe, so Bürgermeister Holzner, und auch der Landkreis habe sich für dieses Anliegen nicht gerade verkämpft. Jetzt gehe es für Welzheim darum, daß die Busverbindungen zum Mittelzentrum Schorndorf zumindest auf dem gegenwärtigen Standard erhalten blieben. Man werde die Verantwortlichen auf Kreis- und regionaler Ebene, die sich in diesem Sinne geäußert hätten, beim Wort nehmen. Was wird von der Bahnlinie zwischen Rudersberg und Welzheim, die sich in vielen Kurven durch die Landschaft schlängelt, bleiben? Der Welzheimer Stadtschef könnte sich vorstellen, daß aus der Schienentrasse vielleicht eine Radlerroute

wird. Doch auch ein solches Projekt stieße wohl auf größere Schwierigkeiten, denn die Wieslaufalbahn ist ein unter Schutz stehendes Denkmal der Technikgeschichte.

## Deutliches Ja zu Umweltfachbehörden

(lsw/SAV) Der Naturschutzbund Baden-Württemberg fordert von der Landesregierung, «endlich» eine moderne Umweltfachverwaltung aufzubauen. Indirekt unterstützt der Naturschutzbund die Pläne von Umweltminister Harald Schäfer (SPD), der sein Konzept für die Einrichtung von zwölf Umweltfachämtern statt der weitgehenden Eingliederung der staatlichen unteren Sonderbehörden vorgelegt hatte.

Der Landesvorsitzende Siegfried Schuster kritisierte in einem Schreiben an die Vorsitzenden der Landtagsfraktionen von CDU und SPD, mit der jetzt eingeleiteten Auflösung der Wasserwirtschaftsämter im Zuge der Verwaltungsreform werde eine Entwicklung gestoppt, die mit der Einrichtung eines Umweltministeriums vor fünf Jahren hoffnungsvoll begonnen habe. Schuster vermutet: «Die Große Koalition hat den Umweltschutz wohl zum Auslaufmodell erklärt.» – Der Schwäbische Albverein sagt grundsätzlich «Ja» zu einer besseren und effektiveren Umweltverwaltung. Dazu können Umweltfachämter geeignete Instrumente sein. In einer Pressemitteilung heißt es: «Auf keinen Fall dürfen aber die vier Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in diese Ämter eingegliedert werden. Die Bezirksstellen sind keine Verwaltungsbehörden im üblichen Sinne, sondern nach dem Willen des Gesetzgebers unabhängige Gutachterstellen, die sich in Jahrzehnten bewährt haben. Eine Eingliederung würde Weisungsgebundenheit bedeuten. In vielen natur- und umweltrelevanten Fragen bekäme die Verwaltung kein neutrales Bild der Sachlage.»



## Fürstenhaus Hohenzollern jetzt als Warenmarke

(lsw) Das Fürstenhaus Hohenzollern in Sigmaringen ist jetzt ein eingetragenes Warenzeichen. Wie die Verwaltung auf Anfrage bestätigte, hat die schwäbische Adelsfamilie ihren Namen für Vermarktungszwecke schützen und ihn mit Wappen und Firmenlogos als Warenzeichen eintragen lassen. Damit habe man der seit Jahren beobachteten legalen und illegalen Vermarktung des Hohenzollernnamens und -wappens vorbeugen wollen. «Es ist die logische Konsequenz, daß man die Vermarktung selber macht, auf seriöse Art und Weise.» Der Antrag auf Eintragung wurde vor über drei Jahren gestellt. Der Marken- und Namensschutz besteht nun mehr als ein Jahr. Das Haus Preußen ist davon nicht betroffen, wurde aber von dem Vorhaben informiert und hatte keine Einwände.

Das Fürstenhaus Hohenzollern steht, heißt es zur Vermarktungskonzeption des Hauses, mit seinem Namen und seiner jahrhundertealten Tradition für höchste Qualität und Genuß. Die Produkte sollen diese Assoziation beim Verbraucher wecken. Als erstes wurde in Kooperation mit dem Badischen Winzerkeller und der Gräflin von Kageneckschen Sektkellerei Breisach für das Markenkonzept «Prinz von Hohenzollern» ein Wein- und Sektsortiment mit je zehn Weinen ausgewählt, die diesen Namen tragen dürfen. Für später sollen weitere Artikel wie Gläser und Pralinen mit dem Namen «Prinz von Hohenzollern» angeboten werden.

## Naturschützer gegen Raps als Energieträger

(lsw) Den Anbau von Raps und Futtergetreide zur Nutzung als Energieträger hat der Landesnaturschutzverband «aus ökologischen und ökonomischen Gründen» entschieden abgelehnt. Damit sprach sich der Dachverband aller Naturschutzverbände im Land gegen eine entsprechende Empfehlung der Akademie für Technikfolgenabschätzung aus. In einer

Stellungnahme der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg e. V. heißt es, wenn Biomasse als Energieträger genutzt werden soll, dann müßten aus vielen Gründen eher organische Abfälle, Stroh und vor allem Holz und Restholz vorgezogen werden.

Der Vertreter des Landesnaturschutzverbandes im Kuratorium der Akademie, Hans Dölle, betonte, erneuerbare Energieträger wie Raps müßten großflächig angebaut werden, um diese Art der Bewirtschaftung überhaupt wirtschaftlich darzustellen. Ein solch großflächiger Anbau konterkarriere aber die seit wenigen Jahren laufenden Bemühungen um den Boden- und Grundwasserschutz. Rapsanbau stelle die ökologisch gewollte Extensivierung in der Landwirtschaft auf den Kopf. Dölle berief sich auf Studien des Bundesumweltamtes, nach denen beim Rapsanbau nicht nur «Treibhausgase» entstünden, sondern auch Düngemittel und Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden müßten.

Für den Landesnaturschutzverband drängen sich in Baden-Württemberg zwei Energieträger aus der Natur geradezu auf: Restholz, Durchforstungsholz, Sägerestholz und sonstige Holzabfälle, «die heute in einer unter Umweltgesichtspunkten nicht mehr akzeptablen großen Menge vorhanden sind». Der Holzmarkt habe sich derart dramatisch verändert, daß in Sachen Biomasse rasch umgedacht werden muß, heißt es in der Erklärung. Die staatlichen, kommunalen und bäuerlich-privatwirtschaftlichen Waldbesitzer säßen schon heute auf einem Holzberg. Die baden-württembergischen Wälder, so die Aktionsgemeinschaft, produzierten Holz auf Halde oder müßten das Holz teilweise verfaulen lassen.

Die Akademie Technikfolgenabschätzung müsse sich fragen, warum sie sich noch mit dem Biomasse-Thema Raps und Stroh befaßt, nachdem auf diesem Gebiet schon ausreichend viele und eher zur Vorsicht mahnende Analysen, Gutachten und Empfehlungen vorlägen, heißt es weiter.

## Kloster Wiblingen: «Der Himmel auf Erden?»

(lsw) Vor 900 Jahren gründeten die Grafen Otto und Hartmann von Kirchberg das Kloster Wiblingen. Neben Ochsenhausen, Zwiefalten und Weingarten gehört Wiblingen zu den großen benediktinischen Klostergründungen in Oberschwaben. Mit zahlreichen Veranstaltungen feiert Ulm den ganzen Sommer lang bis zum Herbst unter dem Titel «Der Himmel auf Erden?» die Klostergründung vor 900 Jahren.

Der Veranstaltungsreigen endet am 10. Oktober mit der Jahrestagung der historischen Sektion der bayerischen Benediktinerakademie. Über den ganzen Sommer zieht sich eine Vorlesungsreihe zum Thema «Kloster und Wissenschaft: Natur verstehen – Natur erkennen» hin. Dazu kommen zahlreiche Konzerte, Vorträge, Ausstellungen und Lesungen.

Das an der Mündung der Iller gelegene einstige Benediktinerkloster hat eine bewegte Geschichte. Ausgestattet mit Privilegien und Schenkungen weltlicher und geistlicher Herren entwickelte sich die junge Gründung rasch zu einem bedeutenden Kloster in Oberschwaben. Ein verheerender Klosterbrand im Jahr 1271 läutete nicht nur den wirtschaftlichen Niedergang, sondern auch den Zerfall des mönchischen Lebens ein. Nach dem Anschluß an das Kloster Melk in Österreich erfuhren Kunst und Wissenschaft im Kloster Wiblingen eine erneute Blüte.

Die Reformation und die Glaubenskriege im 16. und 17. Jahrhundert brachten schwere Not über das Kloster: Hunderte von Untertanen des Klosters starben an der Pest, die Güter wurden zerstört oder lagen brach. 1635 war das Kloster völlig verlassen. Auch das innere Leben hatte in diesen Jahrhunderten gelitten: Wiederholt mußten unfähige und verschwenderische Äbte abgesetzt werden oder traten freiwillig zurück.

Mit der Gegenreformation nach dem Dreißigjährigen Krieg erlebte Wiblingen noch einmal eine glanzvolle Epoche: In Wiblingen entstanden zwischen 1714 und 1781 der Neubau des Klostergebäudes und die neue ba-



rocke Kirche mit dem herrlichen Kapitelsaal und der reichen Bibliothek. Die nach dem Zweiten Weltkrieg in einen Dornröschenschlaf gefallene Klosteranlage wird heute als Altersheim sowie für die Universität Ulm genutzt. Das Land Baden-Württemberg hat als Beitrag zum Gründungsjubiläum den zum Klosterareal gehörenden Lustgarten neu gestaltet.

## «Leutkircher Wunder» durch Autobahnbau

(STZ) Der Autobahnbau bringt für Leutkirch und sein Naturschutzgebiet im Taufacher-Fetzacher Moos nach jahrzehntelangen vergeblichen Bemühungen den Schutz vor Hochwasser: Den Kies für die Fernstraße holen die Straßenbauer bei Urlau aus dem Grund, und aus dieser «Kiesgrube» wird ein Rückhaltebecken für die zuweilen stürmische Eschach. Unverhohlen spricht der Naturschutzbeauftragte Günter Kuon von einem «Leutkircher Wunder», weil es gelungen ist, hier mehrere Probleme zugleich zu lösen. Statt bei einer Endmoräne direkt an der Baustelle mit den dann unvermeidlichen Schäden für die Landschaft läßt der Bund 560 000 Kubikmeter Kies im Wert von anderthalb Millionen Mark über acht Kilometer Distanz aus dem Urlauer Rückhaltebecken an die Baustelle der A 96 transportieren.

Bereits im Sommer nächsten Jahres soll das Urlauer Rückhaltebecken im Rohbau fertig sein. Ist es voll, gibt es seinen Inhalt so bald wie möglich wieder ab, so daß es zwei Wochen nach einem Hochwasser wieder leer ist. Etwa zwei bis drei Monate im Jahr wird es überhaupt nur so etwas wie einen See an dieser Stelle geben. Das Urlauer Rückhaltebecken funktioniert in dem Rückhalte-System zugleich als Sandfang. Drei bis viermal im Jahr bringt die Eschach mit ihren gewaltigen Hochwassermengen von der Adelegg herunter zugleich mineralische Stoffe. Sie wären für das Hochmoor-Schutzgebiet Taufacher-Fetzacher-Moos schädlich. Dieses Moosgebiet soll deshalb künftig nur noch als letzte Rückhalte-Reserve dienen, wenn das neue Urlauer

Rückhaltebecken überläuft. Die Wasserbauer erwarten, daß in dem Rückhaltebecken bei einem Hochwasser bis zu einer Million Kubikmeter Wasser zurückgehalten werden kann und eine weitere Million versickert. Dadurch steigt der Grundwasserspiegel.

Der Grundwasserschatz unter der Leutkircher Heide kann dabei nur gewinnen, denn die mehrjährigen Untersuchungen der Eschach haben ergeben, daß ihre Wasserqualität gut ist. Damit der Autobahnbau den Grundwasserschatz unter der Leutkircher Heide nicht gefährdet, sind besondere Maßnahmen zur Abdichtung des Grundes in Arbeit.

## Protest gegen Kürzungen im Naturschutzbereich

(lsw) Baden-Württembergs Naturschützer protestieren gegen mögliche Sparpläne des Landes im Naturschutzbereich. Der Landesnaturschutzverband und der Naturschutzverband Deutschland, Landesverband Baden-Württemberg, haben sich Mitteilungen zufolge in Briefen an Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU) gegen Vorschläge der Haushaltsstrukturkommission des Landes gewandt, die Mittel für die Stiftung Naturschutzfonds um zwei Millionen Mark zu kürzen.

Der Landesvorsitzende des Naturschutzbundes, Siegfried Schuster, kritisierte zudem, daß die Landesregierung mit einem Kulturprojekt während der Leichtathletikmeisterschaft im Sommer dieses Jahres «für vier Millionen Mark Selbstdarstellung betreiben will», während sie Kürzungen beim Umwelt- und Naturschutz plane. Als «unverantwortbar» bemängelte der Vorsitzende des Landesnaturschutzverbandes, Michael Hassler, die erwogene Einsparung bei der Stiftung Naturschutzfonds, deren Gesamthaushalt 4,5 Millionen Mark umfasse. Derartige Abstriche im Naturschutzbereich stünden im krassen Widerspruch zur Koalitionsvereinbarung zwischen CDU und SPD.

## Staatsarchiv unter neuer Leitung

(STZ) Das Staatsarchiv Ludwigsburg hat einen neuen Chef: Leitender Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey tritt in Ludwigsburg die Nachfolge des im Sommer vergangenen Jahres verstorbenen Archivleiters Dr. Alois Seiler an. Dr. Taddey war viele Jahre lang Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein, der Außenstelle des Staatsarchivs Ludwigsburg, bevor er 1987 zentrale Aufgaben in der Landesarchivverwaltung übernahm. Die Ludwigsburger Sammelstätte mit ihren historischen Archivbeständen und den Behördenarchiven gehört zu den bedeutenden staatlichen Archivsammlungen im Lande. Zusätzliche Bedeutung fällt dem Ludwigsburger Institut im nächsten Jahr zu, wenn dem Staatsarchiv nach dem Umzug in den für mehr als 30 Millionen Mark umgebauten Arsenalkomplex die Zentralwerkstatt für Restaurierungen, Massenverfilmung und wissenschaftliche Fotografie, fotografische Reproduktion und Mikroverfilmung angegliedert wird.

## Kloster Lorsch Teil des Weltkulturerbes

(MM) Jetzt hat es Lorsch (Kreis Bergstraße) schriftlich. Eine Urkunde, die von der Unesco übergeben wurde, belegt die Aufnahme des Klosters in die Unesco-Liste des Weltkulturerbes. Mit einem Festakt, an dem auch Ministerpräsident Hans Eichel (SPD) teilnahm, feierte das Land Hessen die Aufwertung des Klosters. Die Königs- oder Torhalle des Gebäudes wurde ausgangs des 8. Jahrhunderts errichtet und ist heute das einzige vollständig erhaltene Baudenkmal aus der Karolingerzeit. Zu seiner Blütezeit dehnte sich der Besitz des Klosters von den heutigen Niederlanden bis in die Schweiz aus. Im Dreißigjährigen Krieg wurde es bis auf die Königshalle weitgehend zerstört. Auf der Unesco-Liste stehen unter anderem auch der Dom zu Speyer und die Würzburger Residenz.



## Zentralinstitut gegen Papierzerfall geplant

(epd) Ein Landesinstitut für die Erhaltung von Archiv- und Bibliotheksgut soll voraussichtlich im Sommer 1994 in der umgebauten und sanierten Arsenalkaserne in Ludwigsburg eingerichtet werden. Es soll über leistungsfähige Zentralwerkstätten zur Restaurierung, Konservierung und Verfilmung von Archiven und Bibliotheken verfügen, wie der baden-württembergische Wissenschaftsminister Klaus von Trotha (CDU) auf eine Parlamentsanfrage des CDU-Landtagsabgeordneten Günther H. Oettinger weiter mitteilte. Der anfangs planmäßige Auf- und Ausbau dieses Instituts sei allerdings wegen der Haushaltssituation des Landes in Frage gestellt, erklärte von Trotha. Der Minister bezeichnete eine solche zentrale Einrichtung als «Schlüssel zum Erfolg» für das 1986 beschlossene Sonderprogramm des Landes für die Erhaltung von geschädigtem und gefährdetem Archiv- und Bibliotheksgut.

Ein wirkungsvolles und wirtschaftliches Verfahren zur »Massenentsäuerung« gegen Papierzerfall ist zur Zeit in Europa nach Angaben des Wissenschaftsministers nicht verfügbar. Ende 1993 werde vermutlich eine Pilotanlage in der Deutschen Bibliothek/Deutsche Bücherei Leipzig in den Probetrieb gehen. Die Kosten würden gegenwärtig auf etwa fünf Mark pro Buch geschätzt. Es müsse daher geklärt werden, ob ein in mehreren Bibliotheken vorhandenes Exemplar mit gleichem Titel auch mehrfach entsäuert werden könne. Zudem sei die Bekämpfung des Papierzerfalls durch Massenentsäuerung nur die Teillösung eines Teilproblems; sie habe eher vorbeugenden Charakter und könne zur Beseitigung bereits eingetretener Schäden voraussichtlich wenig beitragen. Beim Schutz noch älteren Archiv- und Bibliotheksgutes setzt das Land nach Angaben von Trothas nicht nur auf ein Verfahren allein, sondern auf ein Gesamtkonzept zur Konservierung und Restaurierung von Beständen aller Art und aller Zeitepochen.

## Grundsatzpapier über Jagd und Naturschutz

(lsw) In einem Grundsatzpapier haben sich der baden-württembergische Landesnaturschutzverband und der Landesjagdverband auf Richtlinien über die «Jagd im Naturschutzgebiet» geeinigt. Dieses Papier weist auf positive und negative Auswirkungen von Jagd und Hege in Schutzgebieten hin. Naturschutz und Jagd schließen sich nach den Worten des stellvertretenden Vorsitzenden des baden-württembergischen Landesjagdverbandes, Dieter Deuschle, nicht grundsätzlich aus. In weiten Bereichen verfolgten der Naturschutz und die Jagd dieselben Ziele, sagte er bei der Vorstellung des Papiers in Stuttgart.

Grundsätzlich ist dem Papier zufolge die Jagd in Naturschutzgebieten möglich. Sie habe aber auf die Belange des Naturschutzes Rücksicht zu nehmen. Deshalb könnten Einschränkungen in der Jagdausübung erforderlich sein. Diese Einschränkungen müßten dem Schutzzweck entsprechen und verhältnismäßig sein. Zudem sollten Wildfütterungen in Schutzgebieten unterlassen werden.

## TWS: Metropol 1994 neu verpachten

(STZ) Die Technischen Werke der Stadt Stuttgart (TWS) haben ihre Verkaufspläne für das Metropol-Gebäude definitiv zu den Akten gelegt. Das versicherte TWS-Chef Günter Scheck. Wegen der Denkmalschutzauflagen ist das städtische Versorgungsunternehmen mittlerweile der Ansicht, «daß wir das Metropol nicht sinnvoll verkaufen können». Scheck: «Der Preis wird nicht stimmen können».

Jetzt wollen die Technischen Werke ein neues Nutzungskonzept ausarbeiten und das historische Bauwerk vermieten oder verpachten – möglichst langfristig, wie Vorstandsvorsitzender Scheck versicherte. Als Pächter kämen Kinobetreiber oder Einzelhandelsgeschäfte in Frage. Die jetzigen Mietverträge liefen Ende dieses Jahres aus.

## Schloß Ramsberg soll gerettet werden

(lsw) Auf Schloß Ramsberg, hoch über dem Fils- und Lautertal, steht ein Großprojekt vor der Realisierung, mit dessen Hilfe das Schloß jetzt vor dem Verfall gerettet werden soll. Der Donzdorfer Bürgermeister Albrecht Iffländer teilte mit, die behördliche Vorprüfung des Projekts, bei dem mit einem Aufwand von 30 Millionen Mark in den beiden Hauptgebäuden des Schlosses 32 Eigentumswohnungen und Appartements zwischen 30 und 200 Quadratmeter und ein Restaurant eingebaut werden soll, habe keine unausräumbaren Einwände gebracht. Schloßbesitzerin Ruth Borst will das derzeit 50 Pferde umfassende Trakehner-Gestüt auf Ramsberg in verkleinerter Form erhalten. Die Stallungen, die sich derzeit im Hauptgebäude befinden, sollen ausgelagert werden.

## VGH: Steuervorteile vor Denkmalsanierung klären

(lsw) Die Sanierung eines denkmalgeschützten Hauses muß vor Beginn der Sanierungsarbeiten mit dem Landesdenkmalamt abgesprochen werden. Sonst verliert der Eigentümer nach einem Urteil des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg (VGH) den Steuervorteil erhöhter Abschreibungen für die denkmalbedingten zusätzlichen Sanierungskosten. Das gelte ungeachtet der Frage, ob die Sanierung für den Charakter des Gebäudes als Baudenkmal tatsächlich sinnvoll sei.

Der Kläger hatte sein denkmalgeschütztes Haus in Mannheim ohne vorherige Rücksprache mit dem Landesdenkmalamt für etwa 800 000 Mark sanieren lassen. Unter anderem wurden die Türen ausgetauscht und moderne PVC-Fenster eingebaut. Daraufhin hatte die Behörde die Bescheinigung für erhöhte Abschreibungsmöglichkeiten verweigert. Der VGH ließ keine Revision gegen das Urteil zu (AZ 1 S 2237/92).





Wenn bei Sonnenuntergang diese fröhliche und dennoch gelassene Stimmung herrscht, gönnt sich Martina neuerdings etwas Besonderes. Man trifft sie dann meist bei einem kleinen, anregenden Flirt mit einem ebenso anregenden Württemberger! Sie liebt sein frisches, natürliches Temperament und findet ganz einfach, daß er gut zu ihr paßt – der frische Sommerwein aus Württemberg.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

# Unterwegs in Baden-Württemberg



Das große Bildsachbuch zum 140jährigen Jubiläum. 191 S. mit 340 meist farbigen Abb. DM 74,-. Einführungspreis DM 64,-.

## MUSEEN in Baden-Württemberg



930 Museen und Sammlungen von A bis Z. Ein reich bebildeter Führer. 480 S. mit 396 Abb. DM 39,80.

Der reich bebilderte Führer durch das Uhren- und Urlaubsland. 130 S. mit zahlr. farbigen Abb. DM 19,80.

## Deutsche Uhrenstraße



Von Anneliese Schuhholz

Theiss



Ein prächtiger Bildtextband über die alte Kulturlandschaft. 182 S. mit 118 Farbtafeln. Sonderausgabe DM 49,80.

Im Buchhandel erhältlich

**THEISS**

P. A. Bicheler

## Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen/Reutlingen



Ein Streifzug durch die Region Tübingen Reutlingen

P. A. Bicheler

## Kostbarkeiten der Natur

Das einzige Buch, das mit 130 brillanten Farbfotos die Region Tübingen/Reutlingen naturgetreu darstellt. Mit bildbegleitenden, erläuternden Texten. Ein außergewöhnliches Geschenk für jeden Naturfreund. Ein Buch, das den Leser zum Staunen bringt.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag. Format 12,5×18,5 cm, Umfang 232 Seiten, Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, Tübingen, August-Bebel-Straße 9, und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen an der Neckarbrücke



Verlag  
Tübinger  
Chronik



## Keine Chance für die Echaztal-Bahn

(STZ) Die Wiederaufnahme des Schienenverkehrs zwischen Reutlingen und Engstingen (-Münsingen) hält der Reutlinger Landrat Edgar Wais derzeit für aussichtslos. Außer Initiativen für die Wiederaufnahme des Personenverkehrs auf der Schiene im Ermstal zwischen (Reutlingen-) Metzingen und Bad Urach gibt es im Landkreis Reutlingen auch eine Bürgerinitiative für eine «Stadt-bahn». Nach Meinung dieser Bürgerinitiative könnte die Schließung der Lücke im Schienennetz auf der Strecke Reutlingen-Engstingen das Rückgrat für den öffentlichen Personennahverkehr im Rahmen eines Gesamtkonzepts für das Schienennetz zwischen Stuttgart und Sigmaringen bilden. Der Reutlinger Landrat Edgar Wais begrüßt zwar diese Bürgerinitiative, lehnt es aber ab, den Antrag ihres Vorsitzenden Winfried Maute im Kreistag zu unterstützen, weil die Voraussetzungen für die Prüfung einer Wiederaufnahme des Schienenverkehrs im Echaztal noch nicht erfüllt seien.

Der Reutlinger Kreistag habe ein Gutachten über die Kosten der Wiederaufnahme des Personenverkehrs im Ermstal in Auftrag gegeben, ehe auch die Möglichkeiten für den Schienenverkehr im Echaztal untersucht würden. Die Probleme im Ermstal seien aber bis heute nicht gelöst, obwohl das Gutachten längst vorliege. Der Reutlinger Landrat erinnerte daran, daß der Landkreis bisher gar nicht im Besitz der Linienkonzessionen sei und die Frage der Regionalisierung mangels Bundesgesetz trotz zäher Verhandlungen über die Übernahme der Regionalbusse Alb-Bodensee (RAB) noch nicht beantwortet sei. Wenn die Landkreise bei der Regionalisierung des Verkehrs zu dessen Trägern würden, müßten sie zunächst den bestehenden Bus- und Schienenverkehr aufrechterhalten, ehe sie an Verbesserungen denken könnten.

Eine Reaktivierung des Schienenverkehrs auf stillgelegten Strecken käme erst in Betracht, wenn das Land dafür genügend Mittel zur Verfü-

gung stelle. Die Verhandlungen der Landräte mit der Bundesbahn über die Übernahme der RAB-Buslinien auf einen Zweckverband der Landkreise seien nach zwei Jahren kurz vor Vertragsabschluß wieder abgebrochen und vertagt worden. Bei der derzeitigen Sachlage sei ein Gutachten für die Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs im Echaztal «rausgeschmissenes Geld».

## Eindeutiges Nein zur Umgehungsstraße

(STZ) Die Kreisgruppe Rems-Murr im Landesnaturschutzverband (LNV) hat sich dagegen ausgesprochen, die Schorndorfer Stadtteile Haubersbronn und Miedelsbach durch eine neue, rund vier Kilometer lange Umgehungsstraße zu entlasten. In einer Stellungnahme der Umweltschützer heißt es, der Eingriff in die Landschaft sei so gravierend, daß er nicht ausgeglichen werden könne, er sei demzufolge unzulässig. Nach Überzeugung der Straßengegner werde mit dem Bau einer Umgehungsstraße bei sehr hohen Kosten nur eine verhältnismäßig kleine Reduzierung der Lärmwerte erreicht. Mit einem Lkw-Verbot könne hier eine deutlichere Verbesserung erreicht werden und dies fast ohne Kosten. Der Bau einer Umgehungsstraße sei auch ein Konkurrenzprojekt zur Wieslaftalbahn, die der gleichnamige Verkehrsverband attraktiver machen will. Die beiden Vorhaben sind nach LNV-Meinung ein Beispiel dafür, wie öffentliche Investitionen doppelt ausgegeben würden und sich dabei gegenseitig neutralisierten. Gerade durch eine Verbesserung der Wieslaftalbahn und durch ihre stärkere Nutzung könne eine Entlastung der Ortsdurchfahrten von Miedelsbach und Haubersbronn erreicht werden. Die Naturschützer befürchten im übrigen, daß bei Realisierung der Umgehungsstraße der Druck immer größer werde, auch im Bereich des oberen Wieslauftals die Landesstraße 1148 auszubauen.

## Bad Wurzach bekommt Umgehungsstraße

(Isw) Der Kurort Bad Wurzach erhält nach über zehnjähriger Planung eine Umgehungsstraße. Wie das baden-württembergische Verkehrsministerium mitteilte, wurde mit dem Bau der 1,8 Kilometer langen Umgehungsstraße der L 314 begonnen. Die etwa zehn Millionen Mark teure Straße, die die Voraussetzungen für Verkehrsberuhigung und innerstädtische Sanierungsvorhaben schafft, soll in zwei bis drei Jahren fertig sein.

## Erhaltungssatzung für Aichschießer Ortskern

(EZ) Die Aichschießer haben etwas Besonderes. Der alte Ortskern zählt zu den sogenannten Haufendörfern. Eine richtige Seltenheit, da die meisten historischen Dorfkern – wie auch in den restlichen vier Ortsteilen der Gemeinde Aichwald – Straßendörfer sind.

Diese Rarität möchte die Gemeinde erhalten. Deshalb beschloß der Gemeinderat einstimmig, eine Erhaltungssatzung für den Aichschießer Dorfkern zu erlassen. «Dies verlangt von den dortigen Einwohnern zwar mehr, aber man sollte die historisch gewachsene Bausubstanz entsprechend für die Nachwelt erhalten», lautet die Ansicht von Bürgermeister Richard Hohler. Dieser Meinung schlossen sich auch die Fraktionen an.

Um die Bewohner und Eigentümer im Geltungsbereich nicht einfach zu übergehen, sollen sie durch persönliche Gespräche in die Satzungsplanung miteinbezogen werden. Denn für jedes Gebäude und Grundstück wird in Zusammenarbeit mit einem Planungsbüro eine Bestandsaufnahme gemacht.

Die Ergebnisse und Informationen sollen dann neben der Satzung in einer Broschüre veröffentlicht werden. Insgesamt entstehen für diese Maßnahmen Kosten in Höhe von rund 18 700 Mark.



## Investoren brauchen Partner mit Erfahrung

TIGGES KOMMUNIKATION



Das gilt besonders bei der Immobilienfinanzierung. Ob Bauträger-, Grundstückankaufs- oder Zwischenkredit, ob kurzfristiges Vorausdarlehen oder langfristige Festzinshypothek: Wir stehen Ihnen mit unserer umfassenden Erfahrung zur Verfügung und erarbeiten für die unterschiedlichsten Projekte fallgerechte Finanzierungsvorschläge. Rufen Sie uns an.

# Württembergischer Hypo

DIE IMMOBILIENBANK



Berlin: 030/882 39 00; Bielefeld: 05 21/6 90 10; Dresden: 03 51/4 84 11 40; Düsseldorf: 02 11/35 20 35; Frankfurt: 0 69/23 22 72;  
Freiburg: 07 61/3 55 35; Hamburg: 0 40/36 48 55; Hannover: 05 11/36 36 13; Köln: 02 21/91 28 48-0; Karlsruhe: 072 42/50 15;  
Leipzig: 03 41/2 11 44 99; Mannheim: 06 21/2 08 78; München: 0 89/22 15 34; Stuttgart: 07 11/2 09 63 53



## EVS verbrennt in Marbach Orinoco-Schlamm im Test

(lsw) Die Energieversorgung Schwaben (EVS) hat im Ölkraftwerk Marbach am Neckar den Verbrennungsversuch mit dem «Orinoco-Schlamm» positiv abgeschlossen. Der neue bitumenähnliche Brennstoff aus Venezuela könne durchaus als «wesentlich billigeres Ersatzöl» zur Stromerzeugung eingesetzt werden, berichtete die EVS in Stuttgart. Bei dem vier Millionen Mark teuren Großversuch wurde erstmals in einem deutschen Kraftwerk die im Orinoco-Becken im Osten Venezuelas aus 800 Meter Tiefe geförderte Emulsion für Energiezwecke genutzt.

Im Marbacher Kraftwerk wurden in zwei Wochen an neun Versuchstagen rund 2500 Tonnen «Orimulsion» in Frischlüfter- und im Kombibetrieb bei verschiedenen Laststufen verfeuert. Dabei seien die vom Regierungspräsidium Stuttgart festgelegten Immissionsgrenzwerte nicht überschritten worden, sagte Helmut Müh von der EVS. Nun komme es darauf an, den Bau einer voraussichtlich über 200 Millionen Mark teuren Rauchgasreinigungsanlage zu erarbeiten. Baubeginn soll den Angaben zufolge frühestens 1996 oder 1997 sein.

Für den Großversuch hatte die EVS eine Ausnahmegenehmigung des Regierungspräsidiums Stuttgart erhalten. Das EVS-Kraftwerk Marbach am Neckar war 1974 für rund 170 Millionen Mark fertiggestellt worden. Nachdem die Ölpreise schlagartig in die Höhe schnellten, war der Strom aus Marbach für die EVS zu teuer geworden.

## Ozon verursachte 1991 hohe Pflanzenschäden

(lsw) Hohe Schäden an Pflanzen durch Ozon hat die Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) Baden-Württemberg während der Sommermonate 1991 in allen Teilen Baden-Württembergs registriert. Insbesondere bei der Buschbohne sei zwischen dem 24. Juni und dem 22. Juli eine mehr als 20prozentige Blattschä-

digung aufgefallen. Bei der Brennessel traten die stärksten Schäden mit 8,7 Prozent zwischen dem 24. Juni und dem 11. Juli auf. Dies geht aus dem im Mai 1993 in Karlsruhe veröffentlichten LfU-Jahresbericht 1990/91 zum ökologischen Wirkungskataster hervor.

Ozon entsteht unter Einwirkung von Sonnenlicht aus Stickoxiden und Kohlenwasserstoffen. Es beeinträchtigt die Fotosynthese von Pflanzen und schädigt die Atemorgane von Menschen und Tieren. Im Rahmen des 160 Meßpunkte in Waldgebieten, auf Grünlandflächen und in Fließgewässern umfassenden Wirkungskatasters wird die Belastung der Vegetation mit Hilfe von standardisierten Bioindikatoren – wie Buschbohne und Brennessel – erfaßt.

Im Vergleich zu den Jahren 1985 bis 1988 ging die Bleibelastung im Blattwerk der Bäume im Berichtszeitraum zwar um 40 Prozent zurück. Dennoch müsse die Hälfte der Oberböden der Dauerbeobachtungsflächen als belastet eingestuft werden. Die Anreicherung von Blei habe zu nachweisbaren Schäden der im Boden lebenden Tiere wie Regenwürmer und Springschwänze geführt.

Eine rückläufige Tendenz wies auch die Schwefeldioxidbelastung der Luft auf, was zu einem Rückgang sogenannter säuretoleranter Flechtenarten zugunsten anderer geführt habe. Als Folge des wachsenden Verkehrsaufkommens wertet die Landesanstalt aber das vermehrte Auftreten von «stickstoffliebenden» Flechtenarten. Eine Übertragung der Ergebnisse auf die landwirtschaftliche Nutzpflanzenproduktion sei zwar nicht möglich, Ertragsminderungen könnten aber nicht ausgeschlossen werden.

(Der Jahresbericht 1990/91 zum ökologischen Wirkungskataster kann kostenlos bei der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Postfach 21 07 52, 76157 Karlsruhe, angefordert werden.)

## Neues Projekt: Schafe und Heiden

(lsw) Die Erhaltung einer gefährdeten Kulturlandschaft im Enzkreis steht im Mittelpunkt des Projektes «Schafe und Heiden», das der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) in der Gemarckung Neuhausen begonnen hat. Nach Angaben vom 6. Mai sollen damit Schutzinitiativen für charakteristische Heideflächen gestärkt werden.

Ohne Beweidung durch Schafe würden die Heideflächen in wenigen Jahren verbuschen und dadurch die Leitpflanzen der Heiden verdrängt werden, betonte BUND-Regionalvorsitzender Fritz Gerhard Link. Die Organisation will auch die Erhaltung alter Haustierrassen mit der Sicherung kleinbäuerlicher Familienbetriebe koppeln. Zudem sollen die Vermarktung heimischer Schaferzeugnisse wie Wolle und Fleisch wieder verstärkt ins Bewußtsein gerückt und dem Schäferberuf neue Perspektiven gegeben werden. Derzeit gibt es im Enzkreis nur noch zwei Schäfer.

## Biomüllkompostwerk im Landschaftsschutzgebiet?

(STZ) Das geplante Biomüllkompostwerk auf Kirchheimer Markung bereitet dem Landkreis Esslingen zunehmend Ärger – nicht nur wegen der Kosten, die mittlerweile auf 100 Millionen Mark zulaufen, sondern inzwischen auch wegen des Standorts im Landschaftsschutzgebiet, genaugenommen wegen einer neuen Grenzziehung der Schutzflächen. Dies wurde im Gemeinderat der Teckstadt mit sichtlicher Verärgerung zur Kenntnis genommen, wie mittlerweile auch Landrat Dr. Hans Peter Braun weiß. Dem Kreischef liegt ein Protestschreiben von OB Peter Jakob auf dem Tisch.

Was Jakob in dem Brief als «völliges Unverständnis» des Gemeinderats wiedergab, hörte sich im Originalton des Gremiums drastischer an. Die Bürgerschaftsvertretung in der 36000 Einwohner großen Stadt, die sich



durch die Untere Naturschutzbehörde im Landratsamt «vergackert» fühlt, hätte dem Behördenchef am Neckar am liebsten eine «Verdienstmedaille für Schlitzohrigkeit» verliehen. Der Gemeinderat will nämlich nicht einsehen, daß für den Bau der Biomüllkompostanlage zwölf Hektar aus dem Landschaftsschutzgebiet herausgenommen werden und gleichzeitig 47 Hektar südlich und östlich des Stadtteils Lindorf neu als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen werden sollen.

Wenn schon eine Änderung der Schutzflächen, dann bitte auch in diesem Fall zwölf Hektar weniger – so die Forderung der Stadt. Kirchheim benötigt schließlich auch noch Ausgleichsflächen für eigene Vorhaben in Außenbereichen. Als sich OB Jakob schon vor einem halben Jahr in dieser Sache ans Landratsamt gewandt hatte, wurde ihm beschieden, daß die Neuverordnung des Landschaftsschutzgebiets in Kirchheim gar nichts mit Ausgleichsflächen zu tun habe, also auch nicht mit der geplanten Kompostanlage. Dies sei nur zufällig zeitlich zusammengefallen, hieß es. Die Neufestlegung des Landschaftsschutzgebiets wurde von der Unteren Naturschutzbehörde vielmehr damit begründet, daß es sich dabei um erhaltenswerte Streuobstwiesen handele.

Diese Erklärung hat nun erst recht den Gemeinderat von Kirchheim auf die Palme gebracht. Verwunderung hatte das neue Schutzgebiet bei Lindorf im Gremium auch deswegen ausgelöst, weil das Gelände möglicherweise für die Heimerl-Trasse der Bundesbahn in Frage kommen könnte.

Was überhaupt aus dem Kompostwerk wird, ist noch völlig offen. Wegen der Kostenexplosion ist die Planung vorerst auf Eis gelegt worden – mit der Folge allerdings, daß sich die Verzögerung mit einer halben Million Mark monatlich zu Lasten der Kreiskasse auswirkt.

## Fliegerhorst Hessental wird «entmilitarisiert»

(lsw) Der ehemalige Militärflugplatz Schwäbisch Hall-Hessental kann für Zivilflugbetrieb weiter genutzt werden. Wie das Regierungspräsidium Stuttgart mitteilte, sei der Schwäbisch Haller Flugplatzgesellschaft die erforderliche Genehmigung erteilt worden. Die Genehmigung beziehe sich vorläufig jedoch nur auf den Sichtflugbetrieb bei Tag, Nacht- und Instrumentenflüge seien davon nicht erfaßt.

Den Angaben zufolge war das Fluggelände bei Schwäbisch Hall vor 1945 angelegt worden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sei der Flugplatz von den amerikanischen Stationierungskräften genutzt worden. Ziviler Flugverkehr war seit 1965 im Rahmen einer Mitbenutzungsgenehmigung möglich.

## OLG Düsseldorf: Rankwein unschädlich für den Putz

(LNV) «Es kann heute als allgemein bekannt festgestellt werden, daß Wilder Wein intakten Putz nicht beschädigt!» Zu diesem Schluß kam das OLG Düsseldorf und wies somit eine entsprechende Klage auf Schadenersatz ab. Wilder Wein ranke an glatten Wänden hoch, indem er mit kleinen Näpfchen an der Wand klebe. Es handele sich also nicht um Wurzeln, die in Unebenheiten der Oberfläche der Wand eindringen und dort Risse hervorrufen könnten.

Dieses Urteil wird von Naturschützern begrüßt, da begrünte Fassaden eine wertvolle ökologisch wirksame Ergänzung zu Gärten, Alleen, Parkanlagen etc. sind. Vor allem in dichtbesiedelten Citybereichen lassen sich mit Hilfe der Kletterpflanzen Brandmauern, langegezogene Fassaden von Wohn- und Verwaltungsgebäuden, langweilige Industrieanlagen und mehrgeschossige Parkhäuser begrünen. Der Lebensraum für zahlreiche Lebewesen wie Vögel, Schmetterlinge, Spinnen, Käfer, Ameisen und Bienen wird dadurch erweitert. Ebenso wird das Stadtklima verbessert und das Stadtbild belebt.

## Klostermuseum Hirsau: Unendliche Geschichte

(SchB) Über zwei Jahre, nachdem mit einer mehrmonatigen Veranstaltungsreihe an den Neubau der Peter- und Pauls-Kirche im ehemaligen Kloster Hirsau 900 Jahre vorher erinnert wurde, ist das damals konzipierte Klostermuseum immer noch nicht fertig. In dem teuer erworbenen und dann durchgreifend umgestalteten Gebäude unmittelbar neben der Aureliuskirche gibt es unverändert leere Räume.

Auch warten muß man daher noch auf den seit Jahren angekündigten ausführlichen Führer für das Museum. Auch das «klösterliche Kräutergärtlein», das schon vor zwei Jahren fertig angelegt sein sollte, existiert bis jetzt nur auf dem Papier, es soll nach Angaben aus der Ortsschaftsverwaltung Hirsau aber im Herbst dieses Jahres angelegt und im Frühjahr 1994 eingesät werden. Als Grund für die anhaltenden Verzögerungen nannte man dort personelle Veränderungen beim Badischen Landesmuseum und damit verbundene immer neue Abänderungen am Ausstellungskonzept. Terminverschiebungen gab es in Hirsau von Anfang an. So war ursprünglich geplant, das komplett eingerichtete neue Klostermuseum zum Beginn der Jubiläumstestreihe am 1. Mai 1991 zu präsentieren. Das zerschlug sich aber ebenso wie später angekündigte Teileröffnungen. Gezeigt wurde schließlich nur das leere Haus.

Das «Klostermuseum Hirsau» befindet sich in einem früheren Wirtschaftsgebäude des Aureliusklosters. Die Stadt Calw erwarb dieses älteste Profangebäude des Stadtteils Hirsau für 700 000 Mark. Im Erd- und Obergeschoß sind Exponate zu sehen, die das Kloster betreffen. Sie stammen aus Landesmuseen in Stuttgart und Karlsruhe, aus der Altertümersammlung im Dachgeschoß der Marienkapelle Hirsau und der Ausstellung im früheren Kloster-Fruchtkasten. Der ortsgeschichtliche Teil der Ausstellung im zweiten Ober- und im Dachgeschoß ist dagegen noch nicht eingerichtet.



## Denkmalstiftung förderte im Vorjahr 54 Projekte

(lsw) Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg hat im vergangenen Jahr 54 Projekte zur Rettung von Kulturdenkmälern mit 4,2 Millionen DM unterstützt. Dabei wurden 1,5 Millionen Mark für die «Anschubfinanzierung» von ausgewählten Projekten im Partnerland Sachsen geleistet. Dies geht aus dem veröffentlichten Jahresbericht der Stiftung hervor.

In den acht Jahren ihres Bestehens förderte die Stiftung damit insgesamt 332 Vorhaben mit 26,9 Millionen DM. Für dieses Jahr sind Zuschüsse von fünf Millionen DM bereitgestellt. In einer Mitteilung der Stiftung wird die Unterstützung durch Initiativen, Vereine und engagierte Bürgergruppen besonders hervorgehoben: sie brachten seit 1985 mehr als 17 Millionen DM in die Förderkasse ein.

Zu den Förderprojekten des vergangenen Jahres gehörte die Götzenburg bei Jagsthausen, die mit 150 000 DM für die Instandsetzung des Museumturms bezuschußt wurde. An den Förderverein Alt-Stuttgart gingen 625 000 DM für die Sicherung des Marmorsaals im Park der Villa Weißenburg in Stuttgart.

## Naturschutzverbände und Kletterer weiter im Zwist

(lsw/LNV) Gegen die geplanten Felsperrungen im Naturpark Obere Donau haben im Mai rund 1500 Menschen in Sigmaringen demonstriert. Auf der Abschlußkundgebung sprachen sich Heiner Geißler (CDU), Vorsitzender des Kuratoriums Sport und Natur, sowie Vertreter des Deutschen Alpenvereins (DAV) und der örtlichen Klettererverbände gegen die Pläne des Landratsamts Sigmaringen aus, an weiteren 30 der 45 dort bekletterten Felsen künftig das Klettern zu verbieten. Insgesamt beläuft sich die Anzahl der Felsen im betroffenen Gebiet auf 506 Massive. «Alibi für eine verfehlte Umweltpolitik» nannte Geißler die Verbote der Behörden. Das Obere Donautal gilt als eines der bedeutendsten Mittelgebirgs-Klettergebiete

in Deutschland und kann auf eine 60jährige Klettertradition zurückblicken. Schon die Erstbesteiger der Eigernordwand trainierten für ihre spektakuläre Tat an den Felsen zwischen Sigmaringen und dem Kloster Beuron. Bereits Mitte der 70er Jahre hatten die Kletterer, die auch maßgeblich an der Wiedereinbürgerung des Wanderfalken im Donautal beteiligt waren, aus Gründen des Naturschutzes freiwillig auf einen großen Teil der Kletterfelsen verzichtet. An neun Prozent der Felsen ist das Klettern heute noch gestattet.

Kletterer und DAV betonten, daß auch ohne radikale Sperrung der restlichen Felsen eine umweltverträgliche Ausübung des Klettersports möglich sei, und äußerten die Befürchtung, daß bei der Umsetzung der vom Landratsamt geplanten Kletterverbote das Donautal seinen Reiz für die Sportler verliere.

Statt unter dem Motto «rettet das Donautal» zu Aktionstagen im Donautal aufzurufen, sollten die Kletterverbände ihrem Bekenntnis zum Naturschutz Taten folgen lassen. Dies fordern der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg (LNV), Dachverband der Naturschutzverbände im Land, sowie die Landesverbände des BUND und des Naturschutzbunds Deutschlands (NABU). Felsen stehen als Sonderbiotope von besonderem Wert unter dem Schutz des Biotopschutzgesetzes von Baden-Württemberg. Die «letzte Urlandschaft Fels» mit Relikten, Verbreitungsinseln und großer Artenvielfalt ist ein Allgemeingut, das erhalten werden muß. Dennoch sind diese Lebensgemeinschaften in letzter Zeit akut gefährdet. Felsen, an denen über Jahrtausende seltene Pflanzen- und Tiergesellschaften überleben konnten, sind von einer rücksichtslosen Erschließung für Freizeitaktivitäten betroffen.

Landesweit besonders herausragend sind die Felsen im Oberen Donautal. Klettern hat in diesem Tal Tradition, dies wird von den Naturschutzverbänden respektiert. Die Naturschutzverbände wenden sich aber entschieden gegen die ungebremste Zunahme der Kletteraktivität in den letzten Jahren. Bis dato ungestörte

Felswände wurden in kurzer Zeit erschlossen, die Routen verdichtet. «Ausputzen» heißt im Kletterjargon die Zerstörung der wertvollen Felsritzenvegetation samt Humusauf-lage. Mit Bohrmaschinen und Bauklebern wird der Fels präpariert. Der wertvolle und einzigartige Lebensraum Fels gerät zum kostenlosen, optimierten Übungsgelände für Sportkletterer und zum Kommerzobjekt der Sportartikelbranche.

## EVS: Durch Energiesparen Kohlendioxyd vermeiden

(lsw) Energiesparen entlastet die Umwelt von Tausenden von Tonnen Kohlendioxyd. Fünf Jahre nach dem Start ihres «Energieprogramms 2000» hat die Energieversorgung Schwaben (EVS) im April in Biberach eine positive Bilanz ihrer Kundenberatung gezogen. Bei über 11 000 Einzelberatungen hätten sich Einsparmöglichkeiten von jeweils fünf Millionen Kilowattstunden Strom und fünf Millionen Liter Heizöl pro Jahr ergeben. Wenn man den bestehenden Erzeugungsmix aus Kohle und Kernkraft zugrunde lege, bedeute dies allein im Bereich der EVS zugleich eine jährliche Umweltentlastung von 17 000 Tonnen Kohlendioxyd, sagte EVS-Vorstandsvorsitzender Wilfried Steuer.

Große Energiesparmöglichkeiten gibt es nach Steuers Aussagen noch in öffentlichen Gebäuden. Bei den bislang untersuchten 80 öffentlichen Objekten wie Schulen, Krankenhäuser und Rathäuser habe man eine durchschnittliche Einsparungsmöglichkeit von über 22 000 Liter Heizöl und von knapp 15 000 Kilowattstunden Strom pro Jahr und Gebäude festgestellt. Hochgerechnet auf alle 175 bisher von den Kommunen zur Energieanalyse angemeldeten Objekte bedeute dies ein Einsparungspotential von jährlich weiteren vier Millionen Liter Heizöl, 2,6 Millionen Kilowattstunden Strom und 15 000 Tonnen Kohlendioxyd.



## Anschriften der Autoren

Barbara Happe, Dr., Burgholzweg 94, 72070 Tübingen  
Markus Hörsch, M. A., Spitalstraße 1 b, 96052 Bamberg  
Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart  
Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz und  
Landschaftspflege, Kienestraße 41, 70174 Stuttgart  
Jörg-Uwe Meineke, Dr., Stammlerstraße 30,  
72108 Rottenburg a. N.  
Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 72074 Tübingen  
Martin Wissner, Eichholzweg 27, 74595 Langenburg  
Udo Zindel, Schwarzenbergstraße 142, 70188 Stuttgart

## Bildnachweis

Titelbild: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmal-  
pflege; S. 219: Regierungspräsidium Tübingen; S. 221–223:

Dr. Barbara Happe, Tübingen; S. 225: Thomas Kölbl,  
Reutlingen; S. 227 und 232: Gerold Koch, Bad Liebenzell-  
Möttlingen; S. 228–231: Dieter Ising; Johann Christoph  
Blumhardt. Ein Begleitbuch zur Blumhardt-Gedenkaus-  
stellung im Gottlieb-Dittus-Haus Möttlingen. Metz-  
zingen, 2. Auflage 1992; S. 235 oben und 239: Manfred Stein-  
metz; S. 235 unten, 236 und 241: Reinhard Wolf;  
S. 242–256: Landesdenkmalamt, Archäologische Denk-  
malpflege; S. 257: Dieter Kapff, Stuttgart; S. 258–260: Mar-  
tin Wissner, Langenburg; S. 261: Eberhard Weller, Schwä-  
bisch Hall; S. 262 und 263: Udo Zindel, Stuttgart; S. 265:  
Luftaufnahme Strähle, Schorndorf; S. 266, 268, 270–277:  
Sammlung Markus Hörsch, Bamberg und Aichschieß;  
S. 267 oben: Original im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Lan-  
desbildstelle Württemberg Nr. 29036; S. 269: Landesbild-  
stelle Württemberg Nr. 27740; S. 292–294: Dr. Hans-Her-  
mann Reck, Wiesbaden; S. 296: Harald Schukraft, Stuttgart.

## Neue Postleitzahlen – Ergänzung der Mitgliederkartei – Erhaltung alter Ortsnamen

Sehr geehrte Mitglieder,

die Resonanz in der Presse auf den bei der Mitgliederversammlung in Heilbronn am 3. April 1993 beschlossenen Aufruf zur Erhaltung alter Ortsnamen und auf den Leitartikel von Karl Moersch in Heft 1993/2 der Schwäbischen Heimat veranlassen uns nochmals an Sie heranzutreten, sofern noch nicht geschehen, um von Ihnen nachstehende Angaben zu erbitten. Vielen Dank für Ihre Mühe, die unsere Arbeit erleichtert und die Ortsnamen nicht in Vergessenheit geraten läßt.

Als Brief an den Schwäbischen Heimatbund versenden!

Bitte ausschneiden



Schwäbischer Heimatbund  
Charlottenplatz 17

70173 Stuttgart

Familienname: \_\_\_\_\_

Vorname: \_\_\_\_\_

Geburtstag: \_\_\_\_\_

Beruf: \_\_\_\_\_

Titel: \_\_\_\_\_

Tätigkeit: \_\_\_\_\_

Neue Postleitzahl: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_

Stadt- bzw. Ortsteil: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Hausnummer: \_\_\_\_\_

Telefon: \_\_\_\_\_

Mitglieds-Nummer: \_\_\_\_\_